
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00264989 5





Culturgeschichte der Israeliten

der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von

Dr. J. M. Jost.



Breslau
Wilh. Jacobsohn & Co.

Vorwort.

Ueber Begriff, Zweck und Anordnung unseres Werkes haben wir uns in der Einleitung zur ersten Abtheilung ausgesprochen. Während der Herausgabe desselben, welche gegen unsern Willen verzögert worden (wodurch denn auch die Einrichtung eine Aenderung erfahren mußte,) haben wir abseiten wohlwollender Kritik manche Erinnerungen vernommen, welche uns zu folgenden Bemerkungen Anlaß geben.

Vor allem weisen wir wiederholentlich darauf hin, daß eine Geschichte der Israeliten neuerer Zeit, an sich nur eine Episode aus der Gesammtgeschichte der Israeliten, und andererseits nur ein Bruchstück aus der Geschichte der Menschheit, des einheitlichen Charakters entbehrt, welcher durchaus nöthig wäre, um den Stoff als ein Ganzes zu einem Kunstwerke auszubilden. Wie sehr auch derselbe sich selbstständig ausscheidet, so fehlt ihm doch jene durchgängige Gleichartigkeit, welche es dem Historiker möglich macht, überall die Einflüsse anderer geschichtlichen Entwickelungen auf seine so sehr verschiedenartige Gestaltungen genugsam zu würdigen, und die innern Triebe und Kräfte mit sicherm Blicke so zu fassen und zu schildern, daß die eigentliche Thätigkeit der israelitischen Geschichte in ihrem Verhältnisse zur Geschichte der Staaten und der Menschheit überall erkannt werde. Viel Thatsächliches, namentlich in den Rechts-Verhältnissen, entbehrt, unsrer Ansicht nach, aller Begründung, und ist nur Sache persönlicher Willkür oder Ansicht, so daß jeder Zufall mit dem Wechsel der Personen auch jene Thatsachen ändert oder ändern kann. Weder der Charakter des Judenthums und der Juden, noch die Stufe der Gesetzgebung der Staaten können als Rechtfertigung gelten.

Nur die Schwäche ist der wahre Grund, weshalb die Juden so oft außer dem Recht stehen. Die Entwickelung ist auch noch nicht zu festen Ruhepunkten gelangt, von welchen aus der Geschichtsschreiber eine abgeschlossene Epoche betrachten kann, um sich ungestört in das ganze Triebwerk zu versenken, und dasselbe zur Anschauung zu bringen.

Wir wollen hiemit andeuten, daß wir die Größe der Aufgabe wohl kennen, aber sie für jetzt noch als unlösbar ansehen, so lange nicht der weitschichtige Stoff erst gesäubert und gesichtet vorliegt. Mag es dann verdienstlich sein, die Geschichte der Israeliten philosophisch darzustellen, wiewohl man auch da schwerlich hoffen könnte, daß bei der Zerfahrenheit der Ansichten und der innern Bestrebungen, solche subjektive Auffassung sich irgend eines Anklangs erfreuen dürfte; — wir haben uns nur die Aufgabe gestellt, welcher wir gewachsen zu sein glauben: Eine umsichtige Ergründung und soweit es thunlich schien, Begründung der Thatsachen, nach Maßgabe der uns zugänglichen Quellen, Beseitigung und Bekämpfung herrschender Irrthümer und Vorurtheile, und Vorbereitung des Materiales für künftige Geschichtschreibung.

Die möglichst authentische Kenntniß von dem, was innerhalb der jüngsten dreißig Jahre geschehen, von den Ursachen wodurch, und der Art, wie es geschehen, halten wir für höchst wichtig, sowohl zur Tilgung mancher irrigen Ansichten derer, welche das Schicksal der Juden im Bereiche ihrer Gesetzgebung leiten, als auch der die öffentliche Meinung bestimmenden Publicisten und Volkslehrer. Daß sie den Israeliten selbst von Bedeutung, und für das Leben von heilsamer Wirkung sein müsse, wird jeder Denker zugeben. Wir haben nur danach gestrebt, diese Sachkenntniß aus der Literatur und aus eigener Beobachtung zu gewinnen, und andern zuzuführen. Wie weit uns dies gelungen sei, ist nicht unsers Amtes, darzuthun.

Begreiflich sind über den Werth der Bestandtheile, die für die Geschichte größere oder geringere Wichtigkeit haben, sowie über die Art der Einfügung des Einzelnen in's Ganze, die Ansichten getheilt. Diese bestimmen sich nicht bloß nach der Klarheit des Objekts, sondern hängen ab von dem Standpunkte des Urtheilers, von seinen Studien, seiner Bildung, seinem Streben, seiner Stel-

lung und sogar seiner Oertlichkeit. Im engeren Gesichtskreise erscheinen oft kleine, von ferne kaum oder gar nicht wahrnehmbare Gegenstände und Thätigkeiten höchst einflußreich, und von einer gewissen Höhe herab wird das wirklich Einflußreiche öfters in der That übersehen. — Es bleibt uns hierbei nichts übrig, als der eigenen, möglichst frei gehaltenen Anschauung zu folgen.

In Hinsicht der Darstellung sahen wir uns jedoch oft genöthigt, uns nach den dem Werke gezogenen äußern Gränzen zu richten, und dies hat auf dessen Oekonomie eingewirkt. Wir haben denjenigen Ereignissen, die, wiewohl örtlich, doch große Theilnahme erweckten und weithinaus ihre Wirkung übten (wie die Geschichte von Damask) oder welche einen Wendepunkt der Entwickelung bildeten (wie der frankfurter Prozeß) oder welche in ihrer Zeit nicht gehörig bekannt geworden, (wie so manche Urkunde), einen größern Raum zugestanden als denjenigen, welche durch Gesetzsammlungen und öffentliche Organe schon hinreichende Verbreitung gefunden haben,so daß es genügte, das Thatsächliche durch kurze Andeutung in's Gedächtniß zurück zu rufen, oder auf allgemein zugängliche Quellen zu verweisen. So oft wir aber geistige Kämpfe schilderten, schien es die Pflicht der Treue zu erheischen, alle Äußerungen der Vertreter bestimmter Richtungen, so weit es anging, wörtlich wiederzugeben, damit jedem sein Recht geschehe, und nichts entstellt werde. Wir wünschen nur, überall das Charakteristische getroffen zu haben. Möglich daß aus der großen Masse der Thatsachen dieser Art uns noch manches entgangen ist, was den betreffenden Vorkämpfern wesentlich erscheint Belehrung darüber wird uns willkommen sein.

Daß wir bei der Geschichte derjenigen Staaten, die eben nur Zustände darbieten, und sich gegen jede Entwickelung sträuben, uns auf statistische Angaben beschränkt haben, wird man wohl nur billigen. Die traurigen Betrachtungen, die sich beim Blicke auf die Schweiz, auf die italiänischen Ländchen, und auf den barbarischen Osten jedem aufdrängen, — was sollen sie in der Geschichte? Die ganze Darstellung ist nur ein Seufzer! Europa schreitet vorwärts, das ist der Trost bei solchem Jammer!

In der Culturgeschichte hielten wir uns streng an den Begriff und so haben wir nur die Geschichte derjenigen Culturseite

beschrieben, welche das Judenthum selbst betrifft. Eine Schilderung der anderweitigen Entwickelung jüdischer Kräfte zur Förderung der europäischen Bildung in Kunst und Wissenschaft lag nicht in unserm Gesichtskreise, und mußte schon deßwegen hier vermieden werden, als wir dabei jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt wären, viele Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde zuzuschreiben, welche längst der christlichen Kirche zugewendet sind.

Wir bedauern, daß wir in der gegenwärtigen Geschichte trotz aller Vorsicht, einen derartigen Mißgriff begangen haben, den wir in diesem Bande berichtigen. Beklagen würden wir es noch mehr, wenn wir ausgezeichnete Verdienste innerhalb der Gemeinde etwa übersehen hätten. — Alle kleinen Correcturfehler, welchen wir, vom Druckort fern, nicht vorbeugen konnten, bemerken wir in diesem Bande ebenfalls, und wir glauben auf Nachsicht rechnen zu dürfen.

Schließlich hoffen wir, daß billige Beurtheiler nicht verkennen werden, wie sehr wir gewissenhaft das Rechte zu finden bemüht waren. Wie wir selbst nicht aufhören werden, das Gebiet der Israelitischen-Geschichte weiter anzubauen, Mangelndes zu ergänzen, Dunkelheiten aufzuhellen, und die Wahrheit ohne Scheu an's Licht zu ziehen, so werden wir jeden Fingerzeig der Kritik mit Dank anerkennen, und nach Kräften zu fortschreitenden Leistungen benutzen.

Geschrieben im December 1846.

Culturgeschichte.

I.

Allgemeine Einleitung und Uebersicht.

Die Napoleon'sche Periode hatte, wie alle übrigen Verhältnisse der Gesellschaft in Europa, so ganz besonders auch die der Israeliten umgestaltet. Diese waren nämlich bis zu dieser Zeit noch immer in trauriger Abgeschiedenheit verblieben,[1] und selbst die in's Bürgerthum der französischen und der holländischen Republik aufgenommenen waren nur dem Gesetze, nicht dem Charakter nach Staatsbürger. Von den Regierungen selbst wurden sie nicht weiter beachtet, als in Hinsicht der Pflichten, zu denen sie als Bürger, oder der Zwangsleistungen, zu denen sie als Schützlinge angehalten wurden. Sie selbst nahmen wenig Antheil an den Weltbegebenheiten, sie kannten dieselben nur durch die Leiden, welche sie zu erdulden hatten, und mitunter durch Erleichterung des bisherigen Druckes. Das Bedürfniß innerer Fortbildung ward nicht empfunden, nur jeder Einzelne sah, nach Maßgabe seiner bürgerlichen Erwerbsthätigkeit, eine etwas umfassendere Ausbildung und die Aneignung gewisser Fertigkeiten und Kenntnisse als zeitgemäß an. Eine solche Bildung war aber, selbst auf der höhern Stufe, immer nur eine rein äußerliche. Wurde man nun auch durch nähere Bekanntschaft mit der Außenwelt und dem Standpunkte der Zeit mittelbar darauf hingewiesen, auch die inneren Angelegenheiten zu beleuchten, so geschah dies nicht aus wahrem, warmen Herzensdrang, aus lebendiger Sehnsucht nach Erkennung und Entfaltung der eigenen Kraft; vielmehr

1) Erst 1803 begannen einzelne Staaten den Leibzoll aufzuheben, und bald ward diese schmähliche Auflage (heute noch nicht ganz getilgt) ein Gegenstand lebhafter Verhandlungen und Verwendungen. S. F. J. K. Scheppler über die Aufhebung des Judenleibzolls. 5. S. 78. ff.

war das Licht, welches auf das Judenthum fiel, nur der fade Schimmer des schon erlöschenden französischen Weltbürgerthums, an hervortretenden Geistern etwas glänzender durch den Schein encyclopädischer Philosophie, — das ganze Streben nichts als ein Abschleifen aller Unebenheit, ein Zurückdrängen aller Unbehagligkeit, ein Verschwimmen aller Gesinnung.

Erscheinungen dieser Art waren indeß zur Zeit immer nur vereinzelt, die Massen noch gar nicht in Bewegung. Dieser Stillstand hatte seinen Grund theils in Vermögens-Verhältnissen, theils in der Rathlosigkeit des Unterrichtswesens. Die Juden waren, wenn auch hie und da einige Häuser emporblüheten, durchweg verarmt und die Gemeinden verschuldet. Dies verschaffte den wenigen Glücklichen, welche, früher durch Privilegien bevorzugt, später durch Benutzung der Kriegesbedürfnisse, zu bedeutendem Vermögen gelangt waren, jene eigenthümliche aristokratische Stellung in den Gemeinden, welche ehemals geradezu von oben herab begünstigt ward, indem vom Hofjuden fast alle andern abhingen, und es blieb die Gewalt über dieselben fast ganz in den Händen der Reichen,[1] welche allein im Stande waren, sie im Fall der Noth zu vertreten. Hierdurch war die Masse von dem, was solche Geldtyrannen für zweckmäßig erachteten, abhängig. Eine kleinere Anzahl der Wohlhabenden zog sich noch weiter von der Menge zurück, bewegte sich in ganz andern Kreisen, und mied jede Berührung mit der Gemeinde, welche ihrerseits aus religiösen Gründen ihr nicht nachstrebte. So fehlte denn der Masse sowohl der Muth als der Antrieb.

Das Unterrichtswesen lag völlig im Argen. Gelehrte im eigentlichen Sinne des Wortes gab es nicht. Die polnischen Thalmudisten, die einzigen Lehrer der Jugend, außerhalb der Gegenwart stehend, und nur in einer Phantasiewelt lebend, verstanden sich nicht auf Sachkenntniß, und eigneten sich, abgesehen von der Verschrobenheit ihrer ganzen Denkweise, schon wegen Unbeholfenheit und Fremdheit der Sprache, der Sitten und des ganzen Wesens nicht zur Ju-

1) Hieraus wird man sich das Schlußwort in der Zeitschrift für Wissenschaft des Judenthums, 1823, erklären, obgleich damals diese Aristokratie in Berlin schon gesunken war.

genderziehung. Die Wenigen, welche aus Büchern selbstlehrend einige Kenntniß und durch Umgang einige gesellige Bildung gewonnen hatten, erhoben sich, oder dünkten sich erhoben über die Masse, der sie keine weitere Aufmerksamkeit zuwendeten, kaum bisweilen durch Flugschriften ihr Dasein verkündend. Das Schulwesen war in den ungeschicktesten Händen; die wenigen Schulen wurden dürftig besucht, die weibliche Jugend blieb fast ohne allen Unterricht. Der ganze Kreis des Unterrichts war auf die unerläßlichsten Elementarkenntnisse beschränkt, die Einführung der hebräischen Sprachlehre[1] erschien als ein Riesenschritt, den man auch nur in Deutschland wagte, und den die Rabbinen sehr tadelten. Die deutsche Sprache ward als eine fremde, als unentbehrliches Mittel zum Verkehr erlernt; ein Austausch der Gedanken durch dieselbe, eine nähere Würdigung der damals kräftig aufblühenden deutschen Literatur, erregte schon die höchste Bewunderung; und dasselbe Verhältniß fand in Frankreich und Holland statt, wo ohnehin die Masse der Juden nur einen deutschen mit hebräisch vermischten Jargon sprach. — Unter hervorragender Bildung verstand man zur Zeit eben nur einige Sprachfertigkeiten, Gewandtheit in der Gesellschaft und — völlige Beseitigung aller Religionsübungen, denen in der That keine Weihe mehr inne wohnte.

Dieser Zustand wirkte sehr nachtheilig auf die öffentliche Meinung. Entweder verstärkte er die Verachtung, oder erweckte Mitleid, und bei wohlmeinenden Christen allenfalls die Erwartung einer baldigen Auflösung des Judenthums; ja die Gefallsucht derer, die sich selbst als Ausnahmen geberdeten, gab sogar dem Spotte und der beißenden Satyre Nahrung, während der Anblick der starren Masse, die in ihrer Trägheit beharrte, den Unmuth der Bessergesinnten hervorrief. Man suchte innere Gründe für diese Unbiegsamkeit, und wollte sie in den alten Religionslehren, in der Geschichte, in den gegebenen Umständen finden. Es erschien als ein vergebliches Bemühen, das Erstorbene wieder beleben zu wollen.

Inzwischen änderten sich die Umstände: sowohl die Re-

1) Grammatiken gab es schon genug, aber meist nur für Privatstudium.

gierungen als die Juden selbst trugen dazu bei. Die Gestattung bürgerlicher Gewerbe entzog diese immer mehr dem traurigen Kleinhandel, wie dem unruhigen Wanderleben, und bald that auch der Kriegesdienst seine Wirkung. Beides ermuthigte die bisher an Niedrigkeit und Mißachtung Gewöhnten, flößte ihnen Liebe zu bürgerlicher Achtbarkeit und Auszeichnung ein und beschränkte den Begriff, daß diese allein dem Reichthume angehören. Mehr noch begann sich die Masse zu fühlen, als Napoleon ihr durch die sogenannten Sanhedrin, und bald darauf die Consistorial-Verfassung in Frankreich, Holland, Westphalen, den Rheinprovinzen und Italien ihr eine Vertretung verschaffte und eine Selbstständigkeit sicherte. Die Geschäfte der Consistorien führten bald zur Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer innern Fortbildung.

Mehr als alles dies bewirkte die zehnjährige Kriegeszeit mit den vielfältigen Bestrebungen, Thätigkeiten, Besitzveränderungen, neuen Ansichten, Hoffnungen und Befürchtungen, Bedürfnissen und Einrichtungen, die sie erzeugte. Die Civilisation der Israeliten in Europa ging mit so raschen Schritten vorwärts, daß Jahrhunderte der Ruhe sie nicht also gefördert hätten. Als der Friede eintrat, waren alle Gemeinden auf einem völlig verschiedenen Standpunkte. Sie hatten thatsächlich an den Weltbegebenheiten Theil genommen, sie hatten durch die Kämpfe den Begriff des Vaterlandes lieb gewonnen, sie waren zum Theil begeistert von dem Recht, für das sie ihr Blut vergossen; sie waren aus der Abgeschiedenheit getreten und hatten mit anderen Mitbürgern Beschwerden, Drangsale und Siegeslust getheilt, empfunden und genossen; sie hatten die Fesseln tyrannischer Willkür gebrochen, und bei gerechten Regierungen Würdigung gefunden; sie athmeten freier und wandelten auf manchem ihnen sonst versagten Boden. Die ganze Welt war für sie eine andere geworden, sie schaueten mit andern Augen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Das war der Beginn der neuen Entwickelung.

Als erstes Moment trat hervor das Bewußtsein der Umgestaltung und die damit verbundene Selbstachtung. Die Bitterkeit der früheren Absonderung, im Laufe der Zeit immer lebhafter empfunden, war gewichen, und dafür das freudige

Gefühl bewiesener Fähigkeit eingetreten. Dies Kraftgefühl erhob die Seele und regte in ihr den Wunsch an, sich weiter, als ebenbürtig zu zeigen. Der erste Aufschwung führte zu manchen übereilten Versuchen, die dann wieder Rückwirkungen zur Folge hatten; beides heilsam, um die Selbsterkenntniß zu fördern und Bedächtigkeit anzuempfehlen, aber auch zugleich um die Kräfte richtig anzuwenden, die Thätigkeiten zu beleben, größere Anstrengungen zu machen.

Auf diesem Stadium ist der Blick fast beständig nach außen gerichtet, und die Bestrebungen zielen meist dahin, Mißverständnissen und Rückschritten vorzubeugen, Hemmungen weiter hinwegzuräumen, sich eine gewisse Anerkennung zu sichern, Anklagen abzuweisen, bösliche Angriffe zurückzuschlagen. Wenig konnte im Innern geschehen.

Eine Frist von einigen Jahren genügte, um eine Schaar junger Geister heranzubilden, welche, mit der gesinnungstüchtigern Zeit aufgewachsen, die Überzeugung in sich trugen, daß wahrer Charakter sich nicht mit jener flachen Ausebenung und Versandung aller kirchlichen Eigenthümlichkeiten vertrage, vielmehr eine bestimmte Ausprägung des Bekenntnisses fordere. Aber bald erkannte man die Schwierigkeiten, das Gepräge des jüdischen Bekenntnisses, welches im Laufe der Jahrhunderte unendlich viele Umwandelungen, wo nicht im Ausdruck, so doch in wesentlich erachteten Formen erfahren hatte, mit derjenigen Sicherheit zu zeichnen, daß daraus sich die Formen, welche jetzt demselben angemessen sein dürften, erkannt werden könnten. Man sah sich genöthigt, in den Verlauf der Geschichte zurückzugehen, um den Gang des Judenthumes zu ermitteln, und die Erkenntniß dessen, was die Juden so ausdauernd vertheidigt hatten, vorzubereiten und zu verallgemeinern.

Es entstand die Sehnsucht nach Wissenschaft und gelehrter Beleuchtung des Judenthumes. Das war der Beginn des zweiten Stadiums, dessen Arbeiten auch noch über die weitere Entwickelung hinaus fortdauern, so wie während dieser wissenschaftlichen Forschungen auch die Geistesthätigkeit im Kampfe nach außen nicht ruhete, vielmehr, unterstützt durch die Berathungen der constitutionellen Staaten und die öffentlich dargestellten Ansichten, nur desto männlicher wurde, und statt, wie zeither, um einzelne Einräumun-

gen zu streiten, sich bis zu den allgemeinsten Grundsätzen erhob, und die volle und unbedingte Emancipation ansprach. Die apologetischen Versuche waren allmählich unnöthig geworden, viele Fragen waren unterdeß erledigt, Fähigkeit zum Bürgerthum, sonst den Juden geradezu abgesprochen, ward jetzt allgemein angenommen, eben so Berechtigung zum Betriebe jeder Nahrung, und Heimathsrecht, — wenn gleich noch Bedingungen obwalteten. Der Kampf betraf nur noch den Grundsatz und in einigen Ländern das zähe Herkommen.

Dies Stadium ist nunmehr zwar in Beziehung auf diesen Punkt von Seiten der Israeliten völlig überwunden. Sie, vormals stolz auf ihre Absonderung, fast freudig im Elende und jede Abschließung ihrer selbst begünstigend, sie waren froh, aller eigenen Gerichtsbarkeit enthoben zu sein, und in die Volksthümlichkeit ihrer Wohnorte eingehen zu können. Sie fühlen und wissen sich als gleichberechtigte Glieder der Staaten, denen sie angehören, wenn auch Gewalt oder Gesetz sie noch zurückdrängen. Wie einst der Rückkehr nach Palästina, so harren sie seitdem der unbedingten Anerkennung ihres Staatsbürgerrechtes entgegen.

Mit der männlichern Reife und mit der zunehmenden Zahl der Kämpfer wuchs aber auch das Streben nach endlicher Ermittelung des wahren Kernes des Judenthums und der ihm eigenen, mit der Zeit in Einklang zu bringenden kirchlichen Erscheinung. Die historischen Studien hatten ihren Fortgang, aber sie befriedigten nur in einzelnen Ergebnissen, sie hellten das Gebiet des Judenthums auf, verscheuchten viele Vorurtheile, tilgten viele Irrthümer, nöthigten zur Herbeiziehung vieler Hülfswissenschaften, und machten die jüdische Gelehrsamkeit urbar, allein das alles konnte noch nicht das ganze Volk mit anregen, konnte den erstarrten Formen noch nicht Leben einhauchen, der Religion nicht die Weihe geben, welche sie haben muß, um die Gemüther zu durchdringen, und die Theilnahme des Volkes ernstlich zu gewinnen. Die theologische Wissenschaft ward Bedürfniß, und mit diesem zunächst eigentlich theologische Thätigkeit geweckt. Die jüngern Rabbinen richteten ihre volle Aufmerksamkeit auf die Religionsquellen und die daraus zu schöpfende Entwickelung

der Religion selbst in ihren verschiedenen Phasen, bis zu der Frage, wie sich die gegenwärtige durchzubilden habe. Zugleich mit diesen Forschungen erhoben sich die Versuche, dem Judenthume seine welthistorische Bedeutung zuzuweisen, und sein Verhältniß zum Christenthume und zum nichtjüdischen Staate, aus seinem reinen Begriff zu ermitteln.

In diesem dritten Stadium befindet sich seit einem Jahrzehent die fortschreitende Entwickelung.

Im ersten war das Rabbinenwesen völlig vernichtet, und hatte allen Einfluß auf die Gemeinden verloren; im zweiten hob sich der Lehrerstand, und durch ihm ward das Predigen in der Synagoge allgemeiner; im dritten ward der Rabbinismus zur Theologie, und zwar in seinem ganzen Studiengange theoretisch, und in Beziehung auf Cultus und Unterricht praktisch.

Auf der ersten Entwickelungsstufe waren Kämpfe nur zur Abwehr nöthig, nämlich gegen die Rückwirkungen des frühern Herkommens, dem alles fremd und unbequem erschien, so daß der Umsturz der Verhältnisse gern als eine Restauration, wie im Politischen, so im Religiösen begrüßt ward. Das alte Herkommen suchte sich hervorzudrängen, das jüngere Bewußtsein hielt Stand. Der Kampf ward ohne Begeisterung geführt, der Versuch mißlang, und mußte mißlingen; eine Restauration des Ueberwundenen ist unmöglich, sie fand auch in politischen Dingen nicht statt, der Boden dazu war nicht mehr vorhanden. Aber auch der Sieg der jüngern Parthei war von geringem Erfolge, weil der Kampf selbst kein höheres Ziel hatte, als die nächste Wirkung, freie Beweglichkeit. Wo diese nicht errungen ward, gingen diejenigen, welche des Ringens müde waren, zur christlichen Kirche über. Das lag in der Gesinnungslosigkeit.

Was nun zur zweiten Stufe emporstrebte, ward durch neu aufblühende Kräfte verstärkt. Vielseitige Anstrengungen traten in's Leben, Vereine bildeten sich für Hebung und Veredelung des Gewerbefleißes, für Verbesserung der Schulen, des Gottesdienstes. Eine moralische Selbstständigkeit ward erstrebt, der Abfall vermindert, der Eifer für Gewissensfreiheit gegen jeden Zwang, und für feste Formen gegen leichtsinnige Verflachung fand Anerkennung und

Theilnahme. Der Geist erhob sich zu den blühendsten Hoffnungen, und nahm oft einen poetischen Aufschwung, dessen kühner Flug auf die Stimmung des Volkes wohlthuend einwirkte. Der Kampf war fast nur gegen die Gleichgiltigkeit gerichtet, die denn auch in der That bedeutend zurücktrat.

Um so heftiger war die Aufregung auf der dritten Stufe, da die innere Bewegung bereits verschiedene Richtungen genommen hatte. Im Streben nach Abwälzung jedes äußern Druckes waren bisher alle Partheien einig, gewesen. Sie rangen mit gleicher Kraft gegen Willkühr der Gesetzgebung und einer neu aufkeimenden rabbinischen Macht. Bei der theologischen Frage entstanden Spaltungen im Innern, eben weil nach außen kein Kampf war, hier dagegen manche eigenthümliche Ansicht sich geltend machen wollte und nach Maßgabe ihrer Vertretung Anhänger fand oder Feinde. Erhaltung des Judenthums bei Gewissensfreiheit war die Losung aller; eine feste, wohlbegründete Lehre und ein darauf zu errichtender eben so streng geregelter Bau des kirchlichen Lebens und der gottesdienstlichen Formen, war das allgemeine Ziel. Aber hier entwickelten sich Fragen, deren Beantwortung vielfache Mißverständnisse erzeugen mußte.

Dem Einen erschien die herkömmliche Form des Judenthumes, nur gesäubert von einzelnen Schlacken, welche die Zeit angesetzt hat, der volle Ausdruck des Wesens der Religion, ohne daß diese einer bestimmtern Fassung bedürfte; dem Andern war die ganze Form, wie sie besteht, eine Verkehrung der ursprünglichen, mit andern Formen angethanen Offenbarungslehre; manchem erschien es als nothwendig die Ur-Lehre zu ermitteln, um zu ihr zurückzukehren; manchem wieder war der gegenwärtige Stand der Entwickelung maßgebend, um die ihm nunmehr zusagende Bekenntniß zu finden, und auf der Grundlage der Jahrtausende weiter zu bauen; Anderen war es nur um einen reinen Begriff im Allgemeinen zu thun, und jede Form gleichgiltig. Jede dieser, so wie noch vieler andern Schattirungen hatte und hat noch ihre Vertreter, mit größern und geringern Kräften ausgestattet. Alle diese Elemente geriethen mit Heftigkeit aneinander, weil die Stärke

der Sehnsucht nach einem festen Standpunkte allesammt in eine leidenschaftliche Bewegung gebracht hatte, die durch die Widerstände an Stärke zunahm.

Dieser Kampf hat in der jüngsten Zeit fast alle Fähigkeiten und Abstufungen in Anspruch genommen, und durch die Oeffentlichkeit, welche er im Bewußtsein eines gemeinsamen Ringens nach Wahrheit nicht vermieden, auch außerhalb ernste Theilnahme erregt. Es fehlte nicht an Bitterkeiten und Ausartungen, wie bei jedem Geisteskampfe; aber dafür reiften auch mitten unter stürmischen Eingriffen der Selbstsucht, der Eigenliebe, der Eitelkeit und der fanatischen Wuth, welche in der Gährung mitwirken, öfters sehr schöne, liebliche und genußreiche Früchte einer höhern Erkenntniß, welche die Presse mit der Eile unsrer Zeit durch die Länder trägt, und über alle Gemeinden Israels verbreitet, als treffliche Aussaaten für die nächste Zukunft.

Ein ungemeines literarisches Leben ist durch diese Bewegung herrschend geworden, und es hat somit weniger als ein Menschenalter dazu gehört, um das Judenthum aus der Abspannung aufzurütteln, und der Welt zu zeigen, daß es, weit entfernt abgestorben zu sein, vielmehr noch mit voller selbstbewußter Regsamkeit seinem Ziele zustrebt.

Die Erfolge dieser, früher kaum geahneten, von Sachkundigen kaum erwarteten, allerdings großartigen Thätigkeit haben eine geschichtliche Bedeutung, welche noch im Zunehmen begriffen ist. Durch sie ist nicht nur die ehemalige französisch-encyklopädistische Aufklärerei in's Bodenlose versunken, sondern auch die oft zur Schau getragene Gleichgiltigkeit zurückgewiesen, um einem religiösen Ernste Raum zu geben, welcher in confessioneller Bestimmtheit und in deren natürlicher Fortbildung ächten Charakter erkennt. Dagegen hat der Rabbinismus, sogar da, wo er noch förmlich das Alte vertheidigt, entweder ganz oder großentheils der Scholastik entsagt und sich der Wissenschaft bemächtigt, häufig auch, wie sonst nie, Verbindungen nach außen hin gesucht und angeknüpft. Die Gemeinden, bisher den geistigen Kämpfen fremd geblieben, ihre Rabbinen nur als Sachkundige und als Beamte beachtend, verlangen jetzt eine geistige Vertretung ihrer religiösen Angelegenheiten, und erwarten diese von ihren Rabbinen, gegen und für welche sie nach

Maßgabe ihres eigenen Standpunktes Parthei nehmen. Viele derselben stehen bereits der Wissenschaft zur Seite, und Verbesserungen, welche vor wenigen Jahrzehnten als Ketzerei gewaltsam unterdrückt wurden, finden jetzt ihre Wortführer in ganzen Gemeinden und gewinnen sogar gegen widerstrebende Verordnungen festen Boden. Andrerseits gehen Rabbinen, bisher immer nur die Vertreter der langsamen Entwickelung, auf die Seite reformirender Gemeinden über, und stellen sich an die Spitze des Fortschrittes, dessen Ausgangspunkte wir noch nicht kennen.

So stehen wir denn jetzt inmitten eines sehr merkwürdigen Entwickelungsprocesses, dessen Ende noch weit hinausgerückt erscheint. Doch ist in vielen Gemeinden Deutschlands gerade in dieser jüngsten Zeit, 1844—1845, manche wichtige Frage einer Lösung etwas näher gebracht worden, namentlich in Hamburg, Berlin, Breslau, Frankfurt a. M. verschieden zwar nach Orten und Richtungen. England steht durch Aufnahme eines deutschen Oberrabbiners auf dem Punkte, einer merklichen Veränderung entgegen zu sehen; Frankreich hat durch die Organisation von 1844 eine vollständige Abschließung bewirkt, und kann fernerhin eine innere Fortbildung ungestört begünstigen; selbst in Polen, Galizien und in Rußland hat der deutsche Geist dem Judenthum eine andere Wendung gegeben, welche durch das Unterrichtswesen und den Gottesdienst unterstützt, einen ganz neuen Zustand vorbereitet, wofern nicht tyrannische Verfolgungen alles verderben. —

Der Beginn synodalischer Versammlungen erhöht die allgemeine Thätigkeit; eine Reform ist augenscheinlich im Werden begriffen. Die innern Elemente blieben nicht ohne Einflüsse von Seiten der in derselben Zeit entstandenen Aufregung der christlichen Kirche, deren welthistorische Wirkungen keineswegs den einzelnen Vertretern zuzuschreiben sind, wenn gleich diese das Verdienst haben, zur Belebung des Gesammtgeistes berufen zu sein, vielmehr der Zeitrichtung, welche dem längst vorbereiteten Kampfe nicht mehr ausweichen konnte. Derselbe Geist herrscht in der Synagoge, wie in der Kirche, und entflammt die Gemüther; — was auch daraus hervorgehen möge, die Wahrheit muß den Sieg erringen, und die Gesittung alle Spuren früherer Ausartung vertilgen.

II.

Restaurationszeit. Periode der ersten Aussaat der neuen Entwickelung.

Mit dem Eintritte der Ruhe nach den furchtbaren Erschütterungen Europa's befanden sich die Israeliten Deutschlands und einiger Nachbarländer in einer wahrhaft chaotischen Lage. Aus der alten Abgeschiedenheit herausgetreten, gehörten sie als einzelne Personen der Welt an, hie und da zwar noch als Mitglieder der jüdischen Gemeinde hart bedrückt, aber doch theilweise von Druck befreiet, theilweise mit lebhafter Hoffnung, auch in der Restauration sich gänzlich einbürgern zu können. Die Gemeinden als solche waren aber völlig in Ohnmacht versunken, je mehr die Mitglieder besondere Wege der Wirksamkeit suchten und fanden. Die herkömmliche moralische Macht der Rabbinen war gänzlich vernichtet, in Frankreich und Holland waren sie gesetzlich zerstört, in Deutschland gab es keinen einzigen Rabbinen von theologischem Ansehen, die größten Gemeinden hatten für Ausgeschiedene nur einflußlose Stellvertreter. In England war ein Mann von Ansehen, aber unthätig, in Italien herrschte noch, obwohl etwas gemäßigter, und unter scheinbar freieren Formen, der Geist des Mittelalters, in Polen allein, über Galizien und Ungarn hinaus, der strenge Rabbinismus und der Chassidismus; die französischen Consistorien in Frankreich und den Rheinlanden waren nichts als Verwaltungs-Behörden mit unbedeutenden und unthätigen Rabbinen, das Westphälische lag in Trümmern. Keine Spur eines innern Strebens nach Wiedererlangung der religiösen Selbstständigkeit, wofern man nicht die Bemühungen einzelner Zeloten gegen jede Änderung des Cultus also nennen möchte.

Die ersten Regungen des natürlichen Triebes, aus solcher verzweifelten Beschaffenheit der religiösen Verhältnisse sich herauszuwinden, bereiteten sich indeß in Berlin vor, von wo aus schon früher die Cultur durch Mendelssohn einen starken Anstoß erhalten hatte. Zwar hatte Frankfurt am Main durch das aufkeimende Leben der dortigen Gemeinde, und insbesondere durch die Schulmänner Heß,

Johlson, Weil, Sachs einen Fortschritt gethan, welcher geeignet war, den Sitz der neuern Cultur dort zu schaffen; allein die Rückschritte der politischen Verhältnisse nahmen hier, wie in Hamburg, die größere Aufmerksamkeit in Anspruch, und so mußte die Synagoge noch auf bessere Zeiten vertröstet werden. Die Breslauer Gemeinde war trotz ihrer Wilhelmsschule[1] noch zu sehr polnisch. Die kleinern hatten keinen Einfluß. Dessau wirkte indeß doch durch einige Reformen, namentlich durch Predigten, welche dort zuerst aufkamen, und für die Öffentlichkeit durch die nur schwach unterstützte Sulamith. In der preußischen Hauptstadt also konnte namentlich unter den gebesserten politischen Verhältnissen, die nach dem Edikt von 1812 noch weitere Fortschritte versprachen, zuerst einiger Erfolg erwartet werden.

Die Elemente dazu waren vorhanden und vermehrten sich im Laufe des letzten Krieges und in den ersten Friedensjahren. Aber es fehlten die Einigungspunkte. Eine Anzahl sehr begüterter Hausväter, weltlich gebildet und durch Umgang mit Staatsmännern von einigem Einfluß, suchte schon 1813 sich über die Forderungen der Zeit zu verständigen, zunächst um dem verfallenen Cultus ein besseres Ansehen zu verschaffen und Mißbräuche abzustellen; besonders aber Erbauung und Predigt hineinzubringen, besonders damit auch das weibliche Geschlecht befriedigt werde. An der Spitze dieser Bewegung stand David Friedländer,[2] der Verfasser des bekannten Sendschreibens an Teller. Sein Religionssystem war der reinste Deismus mit der damaligen Glückseligkeits-Sittenlehre der Spalding-schen Zeit; Christenthum und Judenthum sollten hier, beide alles Positiven entkleidet, einander die Hand reichen. Was die Kirche nicht wagte, sollte der Tempel aussprechen und in jüdischen Formen darstellen. Ihm schlossen sich die reichern Hausväter an, ohne eigentlich zu wissen, was gesche-

---

1) Zur nähern Kunde ihres Wirkens verweisen wir auf die gehaltvolle Schrift J. A. Francolm's: Zur Geschichte der Kön. Wilhelmsschule. Breslau. 1841. 33. 8.

2) P. L. Hurwitz: Etwas zur Verbesserung des Judenthums u. s. w. Berlin. 1813. Einleit. X. Vergl. Über die durch die neue Organisation &c. nothwendig gewordene Umbildung &c. Berlin. 1812.

hen könne oder solle. Ein Rabbinist[1] versuchte sofort, die Rabbinatsverweser für einen kleinen Reformplan zu gewinnen und machte Vorschläge zur Verhütung einer drohenden Spaltung. Die Rabbinen blieben gleichgiltig und reglos. Die Verhandlungen der reformirenden Parthei, welche auf mehrere Vorschläge nicht einging, stießen auf Schwierigkeiten, welche den Gang der Berathungen unterbrachen. Friedländer's Begriffe wurzelten nicht im Volke, sie hatten sich einseitig in seiner unabhängigen, von der Synagoge ganz entfernten Stellung ausgebildet, sie flossen aus Mendelssohn's Gedanken, ohne dessen Gemüthlichkeit in sich zu tragen, und mündeten in die Alltagsmoral einiger damaligen Prediger, deren Zeit sich abzuschließen begann; sie blieben dem Volke fremd; er konnte nicht reformiren, wie sehr auch seine Person in hoher Achtung stand, und wie gern man auch an ihm schöne Geistesfähigkeiten und eine unermüdlich thätige Menschenliebe zu rühmen hatte.[2] Die sogenannten Aufgeklärten hatten im Ganzen nur Bereitwilligkeit zur Unterstützung dargethan, die Wenigen unter ihnen aber, welche noch Sachkenntniß mitbrachten, konnten sich in die Auflösung alles Positiven nicht hineindenken, manche fesselte auch noch Familienrücksicht. Der erste Plan zerfiel, denn außer David Friedländer nahm sich Niemand der allgemeinen Sache an. Lazarus Bendavid, der scharfsinnige Denker und Philosoph aus der Kantschen Schule, uneigennützig für die Freischule thätig, stand dem Cultus noch mehr fern als jener, und lebte selbstzufrieden in behaglicher, wenn auch cynischer, Unabhängigkeit,[3] meist nur mit mathematischen Arbeiten beschäftigt, selten auf jüdische Angelegenheiten zurückkommend. — Die übrigen jüdischen Gelehrten Berlins waren nur Ärzte, und Meier Hirsch, lediglich Mathematiker, blieb ganz isolirt. —

1) Daselbst XI. ff.

2) Seine Denkweise spricht sich noch 1823 (da er schon 73 Jahre alt war) in der Schrift: An die Verehrer, Freunde und Schüler Jerusalems u. s. w. Leipzig. 1823, sehr vollständig aus. Vergleiche: Über die Verbesserung der Israeliten im Königreich Polen. Berlin. 1819.

3) In Kleins Volkskalender für Israeliten, 1844. Seite 41. wird unrichtig gesagt, daß er gänzlich unbemittelt gewesen. Er lebte von einem mäßigen Capitale, dessen Zinsen er nicht verbrauchte. — Darauf weist auch seine selbstverfaßte Grabschrift hin.

Ein neues Leben erweckte aber die Ankunft Jacobsons, welcher große Glücksgüter besaß und eine seltene Freigebigkeit auf alles verwendete, was seine Glaubensgenossen erheben konnte. Minder bestimmt in seinen Grundsätzen, daher auch allen Schattirungen verwandt, und zu allen hingeneigt, sobald sie nur dem Hauptziele seines Strebens zugewandt erschienen, zog er wiederum durch eine liebenswürdige Gemüthlichkeit, welche das Übergewicht des Reichthums nirgend empfinden ließ, alle diejenigen an, die etwas zu leisten vermochten. Reiche und Rabbinen, Studirende und Kunstschüler, alles sammelte sich um ihn. Seine glühende Phantasie schuf ihm einen Wirkungskreis für den in Cassel zerstörten, und die eben erst vereitelten Wünsche der Reformfreunde erwachten wieder mit besserer Aussicht auf Erfolg.

Dazu kam noch, daß eine Anzahl hoffnungsvoller Jünglinge damals die Berliner Universität besuchte und die Heranreifung neuer, frischer, aus dem Quelle classischer Wissenschaft getränkter Kräfte erwarten ließ. Diese wurden von David Friedländer einerseits und von Jacobson andrerseits, obwohl jeder verschieden und nach seiner Weise einwirkend, aufgemuntert und mitunter thatkräftig unterstützt. Die Ausführung einer Reform hätte, wenn beide Männer sich zu verständigen geeignet gewesen wären, durch beide gemeinschaftlich geschehen können. Allein dem Einen ging ein klarer Blick in das Bedürfniß des Religionswesens, dem Andern reine Anschauung seines Zieles überhaupt ab. Entmuthigt überließ Friedländer dem jedenfalls nach Edlem strebenden Jacobson, welcher ohnehin rasch in's Leben eingriff, den weitern Verfolg der Verhandlungen. Jacobson stellte einen Privattempel auf, erwarb für die Predigten den **D.** Eduard Kley, Günsburg und Is. Auerbach, später auch auf einige Zeit **Dr.** Zunz, welche alle damals ihre Universitätsstudien beendigten. Alle diese ihre praktische Laufbahn beginnenden jungen Männer übten nur ihre Kräfte, ohne ein ausgebildetes Cultussystem zu haben oder aufstellen zu wollen. Die Seele des Ganzen war Jacobson, welcher selbst bald den Gottesdienst verrichtete, bald Reden hielt. Der Geist, der in der Anstalt herrschte, war eigentlich mehr ästhetischer Sinn als religiöse Weihe.

Alle aus dem alten Gottesdienste beibehaltenen Formen wurden mit einer sonst überall vermißten Wohlanständigkeit geübt; schöner Gesang, reine Aussprache des Hebräischen, wie der eingelegten deutschen Gebete, gemüthlicher Vortrag der letztern, das alles mußte man überaus ansprechend, sogar erbaulich finden. Aber in der Begeisterung, welche diese neue Form erzeugte, und in der Freude über den Beifall, den christliche Gelehrte und Staatsmänner, die man einlud, zu erkennen gaben, bemerkte man nicht, wie sehr dieser Pomp sich in Äußerlichkeiten verlor. Der confessionelle Charakter ging, trotz der alten Formen, in dem verständlichern Theile, den deutschen Gesängen, die zum Theil von Christen verfaßt waren, verloren; im Chor sangen Christen mit; und die Reden hatten in der ersten Zeit nicht einmal confessionelle Färbung, geschweige Inhalt oder Weihe zur Erhebung des Gemüthes. Von David Friedländers Reden sogar wurden einige durch fremden Mund vorgetragen; sie haben in Form und Inhalt das Gepräge seiner Ansichten.[1] Die obengenannten Redner, von denen einige nachmals berühmt geworden, vermochten mit ihren besseren Bestrebungen doch nicht, diesem Cultus die Momente zu verschaffen, welche nöthig waren, um ihn zur Grundlage einer allgemeineren Reform des innern religiösen Lebens zu machen. Die Predigt war ohnehin noch ein zu neuer Bestandtheil des Gottesdienstes, um bereits die ihr gebührende Stelle zu erlangen. Bisher war sie der Willkür überlassen, und in rein deutscher Sprache noch überhaupt wenig geübt worden. Die aus jener Zeit vorhandenen[2] bezeugen ihre Jugend bald durch Unreife, bald durch Mangel an Haltung im Ausdruck, bald durch Schwanken im Grundbegriffe. In Berlin entwickelte sie sich jedoch zu einer gewissen Männlichkeit, und hätte sie wohl einen Höhepunkt erreicht, wenn nicht die Theilnahme für den Cultus nach der Unterbrechung, die er im J. 1817 in der Form eines Privatgottesdienstes erlitt,

1) Wir haben persönlich dieselben vortragen gehört. Der Geist jener Vorträge ist ersichtlich aus David Friedländers: Reden, der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet. Berlin. 1817. 92 Seiten. 8. — Erst im J. 1822 trat Zunz hinzu. Seine gediegenern Predigten erschienen in Berlin. 1823, und in zweiter unveränderter Ausgabe 1846.

2) Sechs deutsche Reden nebst hebr. Übersetzung von J. Wolf. Dessau. 1812. Mehrere in der Sulamith einzeln.

und seiner Wiederherstellung in der Form eines Gemeinde-Cultus, bald wieder gesunken, und äußere Hindernisse eingetreten wären, durch welche er nach mancherlei Anstrengungen unterliegen mußte. Die Gegenparthei griff ihn bei den Behörden als sectirerisch an, und er ward trotz aller Gegenbeweise 1823 durch Cabinetsordre unterdrückt. Wäre dies nicht geschehen, so hätte er eine Umformung erleiden müssen, um nicht, wie es bereits vorauszusehen war, in sich zu zerfallen, weil ihm bis dahin das belebende Prinzip fehlte. Jacobson's Kräfte hatten abgenommen und mit der Erschlaffung seiner persönlichen Einwirkung ermattete auch der Tempel, der nur von Börsenmännern geleitet wurde.

Aber diese scheinbar vergeblichen Bemühungen hatten sehr wichtige Folgen. Zunächst wirkten sie auf die heranreifenden Jünglinge, welche sich den Studien widmeten. Ihnen öffnete sich mit der Einführung der Predigt, die schon in der rohen Gestalt, mit der sie an andern Orten auftrat, die Sehnsucht nach bessern Leistungen weckte, ein völlig neues Gebiet der Thätigkeit, obwohl zur Zeit noch nicht selbstständig genug, um einen besondern Stand zu bilden. Es entwickelte sich daraus der Lehrerberuf als ein einflußreicher, gegenüber der vorwaltenden Herrschaft des Besitzthumes. Bis dahin waren jüdische Lehrer nur aus Noth zu ihrem Berufe getrieben, den sie bald verließen, um sich weltlichen Geschäften zu ergeben. Jetzt sahen sie eine edlere Wirksamkeit vor sich und widmeten sich freudig der innern Veredelung ihrer Gemeinden, die ihrer nöthig hatten.

Schon die bloße Aussicht auf ein wachsendes Gemeinde-Bedürfniß, das sich überall verspüren ließ, weckte die Kräfte zu mancherlei Versuchen. Die bisherigen Gebet-Übersetzungen konnten der Privat-Erbauung nicht genügen. Sie entfalteten zu viel Formel, meist aus biblischen und thalmudischen Bruchstücken zusammengesetzt, dagegen nichts für das Gemüth. Kley gab mit Günsburg Erbauungen heraus, das erste Werk dieser Art in deutscher Sprache, dem Standpunkte der Zeit gemäß, eine Sammlung, aus den jüdischen Quellen geschöpft.[1] Salomon, noch in Dessau, schrieb Selima, Stunden der Andacht und Weihe, weniger

1) Berlin 1813 und 1814. 4 Bände.

confessionell, mehr im Geiste allgemeiner Moral.[1] — Gesänge wurden gesammelt und in Schulen eingeübt; man begann, eine bisher unerhörte Sache, den Gesang als Gegenstand der Schule zu betrachten. Bei den Schwierigkeiten, die Predigt als regelmäßigen Bestandtheil der Synagoge einzuführen, ward sie mindestens, da wo es anging, als Ergänzung mit der Schule verbunden; so in Dessau, dann in Seesen und Wolfenbüttel; in Frankfurt am Main 1814 durch Johlson zunächst veranstaltet und später zu einem bleibenden Institute gegründet.

Der Rabbinismus mit seiner ganzen scholastischen Lehrweise war in Deutschland schon lange verdrängt, und nur noch in einigen dumpfen Lehrzimmern der Rabbinen gepflegt; die Schüler desselben mußten sich nach äußerer Bildung umsehen, wenn sie nicht fürchten wollten, einsam in der Welt dazustehen. Die hebräische Sprache blieb noch ein Angelpunkt der Schulen, aber sie mußte den Elementarkenntnissen weichen, und ward nicht mehr bis zur Fertigkeit betrieben. Dafür trat nun die Nothwendigkeit eines Religionsunterrichtes ein; wieder ein neues Feld für die anstrebenden Studirenden. Mit demselben kam auch der Wunsch nach Confirmation, die denn auch bald, wenn gleich noch nicht öffentlich, gefeiert ward.

Die Muster zur Befriedigung aller dieser neuen Bedürfnisse entlehnten die meisten der jüngern Lehrer, — denn es waren fast alle die anstrebenden Männer beim Jugendunterrichte herangewachsen, — den Formen der christlichen Kirche, die mehr durch Feierlichkeit ansprachen. Und weil man überhaupt das Confessionelle als einseitig ansah und sich den bisherigen, so oft angefeindeten und ästhetisch eher abschreckenden jüdischen Eigenthümlichkeiten entziehen zu müssen vermeinte, erhielten die neu versuchten Formen von Predigten, Erbauungen, Katechismen und Confirmationen, mit diesen dem Judenthume vorher fremden Benennungen, auch eine solche Beschaffenheit, daß das Confessionelle darin in den Hintergrund geschoben war. Wohl empfanden manche besser-Unterrichtete, was hiermit verloren ging, und sprachen von der Nothwendigkeit,

---

1) Sulamith. V. Jahrgang. 1813.

Rabbinenseminare[1] zu errichten, damit tüchtige Theologen, welche mit den Quellen bekannt, aus diesen die Lehren des Judenthumes schöpfen, und mit den übrigen Wissenschaften vertraut, dieselben methodisch und fruchtbar bearbeiten und vortragen könnten, an die Stelle der bisherigen Rabbinen träten. Allein es fehlten die äußern Mittel, indem kein Staat und kein Verein sich zur Herrichtung einer solchen Anstalt entschloß; es fehlten die innern Mittel, denn die eben studirenden Männer waren selbst noch nicht reif, um solche Anstalten mit Erfolg zu leiten; es fehlte auch der Wille, sowohl abseiten der wichtigsten Staaten, namentlich Preußens, wo vielmehr die ganze Bewegung mißbilligt und nach wenigen Jahren gänzlich gehemmt ward, als auch im Innern der Gemeinden selbst, wo die Mittel näher lagen, und zwar weil man die Rückkehr des Rabbinismus fürchtete.[2]

Die äußerliche Richtung brachte die angehenden Gelehrten öfter als in früherer Zeit in Berührung mit christlichen Theologen und dem Gelehrten-Stande überhaupt, und wies sie zur Bearbeitung der Lehrmittel auf christliche Vorbilder hin. Obgleich das confessionelle Christenthum fern gehalten ward, so wurde doch Sprache und Ausdruck, oft selbst die Anordnung nachgeahmt, und der Beifall christlicher Zuhörer bei Predigten, Schulprüfungen, Confirmationen und ähnlichen Feierlichkeiten, wirkte mehr zur Erweckung des Wetteifers, als alle innere Erbauung, die ohnehin wenig empfunden ward. Selbst was aus jüdischen Quellen geschöpft wurde, erhielt einen neuen Zuschnitt und eine fremde Fassung. Nicht Einer der damals thätigen Geister fand sich aufgelegt, sich in die Tiefe der religiösen jüdischen Literatur zu versenken, um etwas Ganzes herzustellen. Weder bei der Menge, noch bei den Theologen, war dafür Theilnahme zu hoffen. Alles, was in Druck erschien, bestand in Bruchstük-

---

1) Vergl. Zunz: Gottesdienstliche Vorträge. Seite 456.

2) In Frankfurt am Main erließ Dr. Heß im Jahre 1815 eine in hebräischen Lettern gedruckte deutsche Antwort auf den Vorschlag zur Errichtung einer hebräisch-thalmudischen Schule daselbst und meldete die Absicht, mit der Bürger- und Realschule ein Seminar zu verbinden. Aber es war dies mehr eine Paralysirung des Projektes, denn diese Schule und der Rabbinismus sind incompatibel.

ken, welche zum Zweck hatten, die jüdische Moral vor den oft gemachten Vorwürfen zu schützen. Das beste apologetische Werk lieferten im Geiste jener Zeit J. Wolf und G. Salomon. [1]

Diese praktischen Tendenzen wiesen inzwischen die jüngern Lehrer auf klassische Studien hin, und es verbreiteten sich nützliche Kenntnisse, Fertigkeit im mündlichen Vortrage, Lehrfähigkeit, worauf bis dahin wenig Gewicht gelegt worden [2] war. Die Wohlhabendern unterstützten mit löblicher Freigebigkeit diese Bestrebungen. Wenige Jahre reichten hin, um die elenden Winkelschulen zu verdrängen, und den Sinn für gediegenen Unterricht zu verallgemeinern. Dadurch empfand das heranwachsende Geschlecht den Mangel angemessener Formen der religiösen Institute immer mehr. Der Widerstand einiger Staaten, welche in dem Streben nach Verbesserungen Sectirerei sahen, konnte diese Wünsche nicht unterdrücken. Es war auch in der That in dieser Sehnsucht zu wenig religiöser Geist, um mit Sectenwesen etwas gemein zu haben. Vielmehr hatte die Verflachung des Judenthumes und die Entäußerung seiner selbst die Wege zum Christenthum gebahnt, und es fanden bald häufige Übertritte statt; man opferte dabei wenig auf, man nahm mit dem eben so wenig charakteristisch gehaltenen Christenthum nichts neues an, und gewann durch den leichten Schritt an Lebensbequemlichkeit.

Diese Wahrnehmung mußte den Bestrebungen der jüngern Religionslehrer eine andere Wendung geben. Sie begannen zu begreifen, daß die eingeschlagenen Wege nicht zur Befestigung des religiösen Sinnes führten, sondern der überhand nehmenden Proselytenmacherei und der Gesinnungslosigkeit Vorschub leisteten. Es fehlte der innere Halt; was die Juden in den gewaltigen Kämpfen Jahrtausende hindurch unterstützt hatte, war der neuen Generation unbekannt; ein Paar Brosamen von Lehrsätzen konnten für diesen Mangel nicht entschädigen; die Erschlaffung ward vorzugsweise von den jüngern Vertretern des Judenthums empfunden, die Rabbinen kümmerten sich wenig darum, sie ließen alles

1) Charakter des Judenthums. 1817.

2) In Berlin wurden die jüdischen Lehrer 1816 zuerst einer — und zwar sehr dürftigen — Prüfung unterworfen.

geschehen. **Berlin**, **Königsberg** und **Breslau** litten am meisten bei dieser innern Zerrüttung, zu deren Abhülfe, ungeachtet im 39sten Artikel des Gesetzes von 1812 ausdrücklich eine künftige Gesetzgebung für Verbesserung der Kirchen- und Schulangelegenheiten verheißen war, von oben herab nichts geschah; minder **Frankfurt** am Main, wo die politischen Kämpfe die Gemeinde zusammenhielt. In den kleinern Gemeinden Deutschlands ging noch das ältere Herkommen seinen Gang. In den österreichischen Staaten ward **Wien** von gleichem Geiste ergriffen. Es war schwer, bei den obwaltenden legislativen Hemmungen, sich demselben zu entwinden. Nur ein **Verein** von Gleichgesinnten war im Stande, etwas zu leisten. **Hamburg** war die Gemeinde, die bei ihrer Selbstständigkeit die Mittel besaß, in den Gang der Dinge einzugreifen. Dort allein konnte die Wendung beginnen und auf dauernden Erfolg gerechnet werden. Der zur Leitung der Freischule im Jahre 1817 dorthin berufene **Kley** hielt in der Schule biblische Vorträge, welche Anklang fanden. Sogleich bildete sich ein Verein zur Errichtung eines **Tempels**, dessen Aufgabe war, oder sein sollte, einen Muster-Gottesdienst aufzustellen, welcher alle Erbauungsmittel, die das Judenthum zuließ, einführte, alle störenden Momente unterdrückte, dabei aber alles dem Judenthum Wesentliche, wenn auch nicht jedem im Volke Verständliche, als religiösen Gebrauch beibehielte. An der Spitze desselben standen anfangs L. J. Riesser, M. J. Bresselau, S. J. Fränkel und mehrere Andere, Männer von Sachkenntniß und edlem Willen, die Forderungen der Zeit erkennend, zugleich aber manche Vorurtheile schonend, indem es noch immer schwer hielt, durchgreifende Prinzipien zur Geltung zu bringen.[1] Man begnügte sich mit dem, was für praktisch

---

1) Sendschreiben der Direktion des N. T. an die Mitglieder desselben. 1819. Vgl. Sulamith. V. 9, S. 194. Ordnung der öffentlichen Andacht rc. nach dem Gebrauche des neuen Tempelvereins. 1819. Den Mangel fester Prinzipien hat Geiger nachgewiesen in seiner Schrift: Der Hamburger Tempelstreit, eine Zeitfrage. Breslau. 1842. Der praktische Standpunkt der ersten Tempelgründer ist jedoch mit Unrecht getadelt worden. — Eine einfache Darstellung der Verhandlungen über Errichtung des Tempels und seines Fortganges enthält die 1844 vom Dr. G. Salomon herausgegebene Schrift: Kurzgefaßte Geschichte des neuen israelitischen **Tempels**. Vgl. auch Allg. Ztg. d. Jdth. 1842. S. 231. ff.

ausführbar gehalten ward, und lehnte sich augenscheinlich an den Vorgang Jacobson's und des Kassel'schen Consistoriums an, obgleich jener selbst so wenig wie seine Schöpfungen in Kassel und Berlin einen unmittelbaren Einfluß übten. Das gegebene Beispiel war vorläufig das Mittel gewesen, um manchen wohlthätigen Änderungen Eingang zu verschaffen, über deren inneren Gehalt nicht viel gekrittelt ward. Es war schon ein guter Schritt vorwärts, wenn nur Mißbräuchliches abgestellt und Erbauliches gewonnen wurde. Choralgesang und Orgel, reiner und melodischer Vortrag, wozu man eine Abweichung von der polnischen Aussprache des Hebräischen für nützlich hielt, Einführung deutscher Gebete und Gesänge und der Predigt, Abkürzung der Dauer des Gottesdienstes, das waren die Hauptmomente, über die man Bestimmungen traf. Die einzelne Durchführung durfte einer künftigen wissenschaftlichen Erörterung vorbehalten bleiben, nach welcher weitere Berichtigungen etwaiger Mißgriffe eintreten konnten. Am 18. Oct. 1818 ward der neue Tempel eingeweiht, nachdem verschiedene Anstrengungen der Gegenpartei, das Unternehmen zu stören, gescheitert waren. Kley predigte in demselben mit kräftiger und eindringlicher Beredsamkeit; bald darauf ward ein zweiter Prediger dahin berufen. Gotthold Salomon aus Dessau übernahm diese Stelle, und seine noch glänzendern phantasiereichern Vorträge machten einen nicht minder begeisternden Eindruck. Beide brachten es dahin, daß nach und nach auch die Familienfeierlichkeiten, Trauungen, Einsegnungen u. s. w. in ihren Wirkungskreis eintraten. Ungeachtet der Tempel nur ein Privat-Unternehmen eines Vereines blieb, dessen Mitglieder immer der Gesammt-Gemeinde weiter angehörten, und der die Cultuskosten aus eigenen Mitteln bestritt, so gewann er doch einen festen Boden, und hat sich einen so bedeutenden Zuwachs verschafft, daß nach 26 Jahren ein größeres Gebäude errichtet werden mußte, welches dann am 5. Sept. 1844 eingeweiht wurde. Eine Bedeutung nach außen gewann der Tempelcultus bald nach seiner Entstehung dadurch, daß auch in Leipzig ein ähnlicher Gottesdienst errichtet ward, welcher während der Meßzeit von denen, die sich ihm anschlossen, erhalten wurde und zu welchem die Prediger jedesmal von außerhalb, meist

aus Berlin berufen wurden. Dieser hatte weiter keine Bestimmung, als die Befriedigung des Bedürfnisses nach Erbauung, wirkte jedoch mannigfach durch den Besuch vieler Fremden, auf Berichtigung der Begriffe sowohl der Juden als Christen hin.

III.

Schriftfehde über den Hamburger Tempel.

Der Schritt des Hamburger Tempelvereins nahm bald, durch die Gegner selbst veranlaßt, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Während die Veränderungen, welche Jacobson als Präsident des Consistoriums in Kassel und in seinem Tempel zu Seesen eingeführt hatte, unter der Billigung der rabbinischen Mitglieder des Consistoriums vor sich gegangen waren, und selbst in Berlin, wofern nicht äußere Verhältnisse störend eingetreten wären, mindestens nur lokale Anfechtungen abseiten der Rabbiner erfahren hatten, machte der Hamburger Tempel ein größeres Aufsehen, und bewirkte eine weitverbreitete Aufregung. Der Rabbinismus in seiner erstarreten Form fühlte sich durch die neue Anstalt getroffen und es galt, einen Kampf um sein Dasein zu kämpfen. Er glaubte in Hamburg nach innen und außen Kraft genug zu besitzen, ließ sich auf die Fehde ein, und sah sich nach Verstärkung um. Allein schon trug er auch hier den Keim des Verfalles in sich; es hatten sich nämlich auch Anhänger der rabbinischen Ansichten auf die Seite des Fortschrittes gestellt. Der Tempel, ursprünglich das Erzeugniß einer freiern Weltansicht, und augenscheinlich von mehreren dem Judenthume erst neu einverleibten Ideen von Vaterland, von Kirche und Verhältniß verschiedener Bekenntnisse zu einander, von den Erbauungsmitteln, geleitet und getragen, fand sich, zum großen Verdrusse mancher, welche ganz freie Einrichtungen erwartet hatten, bewogen, auf dem rabbischen Standpunkte zu verbleiben, und hatte somit Kämpfer und Waffen gewonnen, welche ihn gegen den starren Rabbinismus vertheidigten. Dies gab der Sache

eine eigenthümliche Wendung; ein entschiedenerer Bruch wäre den Rabbinen erwünschter gewesen.

Der ganze Kampf ward dadurch ein rein äußerlicher, in welchem die Prinzipien nicht eigentlich in Frage gestellt, und nur die Berechtigung zu manchen einzelnen Folgerungen Gegenstand des Streites wurde. Diese Berechtigung ward aber von beiden Seiten von denselben Prinzipien aus gesucht und bestritten. Die Öffentlichkeit wurde jetzt gern benutzt, die Theilnahme ward bald rege. Es war hier das erste Mal, daß die Rabbinen, obwohl nicht ohne ein sichtliches Widerstreben, es wagten, ihre Ansichten in rein deutscher Sprache vorzubringen.

Der Streit war anfangs ein örtlicher. Die drei Rabbinen, in Hamburg unter dem Titel Dajonim (ursprünglich: Richter, aus den Zeiten der Autonomie herrührend) und ihr Anhang, lehnten sich gegen das Vorhaben des im Spätjahre 1817 constituirten Vereins [1] auf. L. J. Riesser suchte, den letztern aufmunternd, und den Tempel gegen jene in Schutz nehmend, die Leidenschaften zu mäßigen [2] und die Gemüther auf die nicht mehr zu verleugnende Nothwendigkeit einer Reform zu verweisen. Je stärkern Eindruck seine beredte Schilderung der Umstände machen mußte, desto leidenschaftlicher wurden die Rabbinen. Sie suchten nicht bloß in der nächsten Umgebung, sondern, wie das bei frühern Streitigkeiten häufig geschehen war, eine vereinte Phalanx aller Rabbinen von Rufe aufzustellen, um durch deren Gewicht die kleine Schaar der Neuerer zu erdrücken. [3]

Die Gegenstände ihres Angriffs waren: 1) die Abänderung der Gebetsformeln, 2) die Einführung deutscher Gebete, 3) die Einführung der Orgel. Gegen diese Hauptstücke hatten sie in Hamburg ein wirkungsloses Verbot erlassen. Sie hielten es also für Pflicht, nachdem sie die Überzeugung gewonnen, daß der Tempelverein in seiner Liturgie manche Glaubensartikel, namentlich die Messiaslehre, in nicht gewohnter Weise auffasse und anscheinend wichtige alte Gebräuche abgeschafft habe, alle größere Rabbinen Deutschlands,

---

1) Die Urkunden, s. bei Salomon a. a. O. Seite 97.

2) Sendschreiben an meine Glaubensgenossen in Hamburg. Altona. 1818. 3) Siehe die Ankündigung auf der Rückseite des Titels: **Ele Dibre habbrith.**

Polens, Ungarns, Böhmens, Mährens, Italiens aufzufordern, ihren Rabbinatsbeschluß zu bestätigen.[1] Sie erklären sich dabei für völlige Unabänderlichkeit der Gebetsformeln, weil diese von den Propheten, der großen Synagoge und den Rabbinen als religiöse Pflicht, also für ganz Israel, eingerichtet und festgestellt worden; und glauben mit dieser Behauptung allein die Zustimmung aller Rabbinen zu erlangen und die noch Schwankenden von dem Beitritte zum Tempel abzuhalten. —

Mittlerweile hatten sich auch rabbinische Vertheidiger eingefunden. In Berlin, wo damals der neue Tempel mit mancherlei äußern Schwierigkeiten kämpfte, indem derselbe bei den Behörden als sectirerisch bezeichnet war, benutzte man gern die dargebotene Unterstützung eines wandernden Thalmudisten, Namens Libermann (angeblich Rabbiner in Ungarn), welcher seine Tüchtigkeit in thalmudischen Kenntnissen und seine Gewandtheit im hebräischen Ausdruck, wie auch die Ansichten gleichgesinnter Männer von anerkannter Gelehrsamkeit für den Fortschritt geltend zu machen sich bereit erklärte und sofort zur Ausarbeitung eines zweckmäßigen Werkes[2] schritt. In dem Werke führt er vor: 1) Gutachten eines Gelehrten Namens Schem Tob zu Livorno, mit Beistimmung zweier Gelehrten daselbst aus Jerusalem und einiger Andern zu Gunsten der Orgel; 2) eine Beantwortung mehrerer Fragen von Jakob Rekanati aus Pesaro, zur Zeit in Verona, welcher alle Autoritäten für den Gebrauch der Orgel günstig findet; 3) eine ausführliche gutachtliche Abhandlung des berühmten Ahron Chorin,[3] Rabbiner zu Arad, welcher auf thalmudische Autoritäten gestützt, alle die von den Rabbinen als anti-jüdisch bezeichneten Stücke nicht nur in Schutz nimmt, sondern als lobenswerth anempfiehlt, und alle die von den Neuern abgestellten Mißbräuche in ihrer ganzen Schärfe als solche nachweist und jene daher aufmuntert, mit dem begon-

---

1) **Ele Dibre habbrith.** Altona. 1819. **III.—XIII.** Rundschreiben, hebräisch und deutsch. Im Auftrage des Hamb. Rabbinates gedruckt.

2) **Nogah ha-zedek** und Anhang **or Nogah.** 2 Theile. Dessau. 1818. 4o. 3) Dort Aron Choriner unterschrieben. Eben so unter den Oden zu Ehren des Verfassers **or Nogah.** In andern Schriften schreibt er selbst sich bald Chorin bald Choriner.

nenen guten Beispiele fortzufahren; 4) ein Gutachten des als Schriftsteller noch berühmtern Moseh Kunitz [1] aus Ofen, welcher sich damals in Wien aufhielt, und in gleichem Sinne urtheilt. Darauf entwickelt der Verfasser selbst eine ungemeine Belesenheit zum Beweise für die Rechtmäßigkeit der Reformen vom rabbinischen Standpunkte aus, so wie von der Nothwendigkeit derselben aus dem Fortschritte der Zeit; alles in einem sehr schönen hebräischen Style und mit vielem Scharfsinn dargelegt. [2]

Es bleibt hierbei merkwürdig, wie sehr damals noch im Osten der Rabbinismus seine Macht über alle Thalmudisten ausübte, da sogar Ahron Chorin, welcher thatsächlich die Reform fortwährend unterstützte, sich doch einschüchtern ließ und geradezu bald darauf sein Urtheil über den Tempel widerrief, und Schem Tob sich den Rabbinen unterwarf, so daß dadurch ein Theil der Libermann'schen Schrift seine Wirkung verlor, als die Rabbinen-Gutachten hervortraten. [3] Diese sind von den Rabbinaten aus Fürth, Mainz, drei von einem der größten Rabbinen seiner Zeit, Mose Sopher zu Preßburg, zwei aus Nikolsburg, aus Prag, zwei aus Trebitsch, aus Breslau, aus Triest, aus Posen von dem ebenfalls sehr hoch geachteten Akiba Eger, aus Rawitsch, Modena, Padua, Mantua, Amsterdam, Livorno, Hanau, Lissa, Winzenheim, nach der chronologischen Folge der Daten geordnet. Fast alle Rabbinate [4] geben ein rein absprechendes Urtheil, übereinstimmend mit dem Hamburger, ohne tiefer in den Zweck und die Idee der Abänderungen einzugehen; der einzige M. Sopher sucht den Libermann in Betreff der Autoritäten zurück zu weisen. Ein Auszug aus diesem Gutachten in hochdeutscher Sprache (mit hebr. Lettern gedruckt) wurde der Sammlung beigefügt.

In Hamburg machte man weniger von den eigentlichen

---

1) Auch Kunitzer genannt.

2) Mittelbar zu dieser Literatur gehört gleichzeitig: L. J. Auerbach (in Berlin) kleine Schrift: Sind die Israeliten verpflichtet, ihre Gebete durchaus in hebräischer Sprache zu verrichten? Gegen beide erschien (o. O. und J) sogleich eine kleine hebräische Schrift: Kaddur katan. 16 Blätter. 8. von N. Berlin.

3) Ele Dibre habbrith. Ende. Doch vertheidigte nachher Chorin seine frühere Ansicht, Dabar beitto, Wien. 1820.

4) Viele angeblich zu spät eingegangene Gutachten wurden nicht gedr.

rabbinischen Waffen, nämlich zahllosen Citaten, Gebrauch, als vielmehr von der fortgeschrittenen Bildung. M. J. Bresselau und S. J. Fränkel schrieben jedoch eine hebräische Flugschrift,[1] mehr satyrisch und beißend, als ernstlich streitend, und S. J. Fränkel auch eine deutsche[2] Beleuchtung des Streites, immer noch auf Rabbinismus fußend. —

Es wurde viel Witz und Geist und was man damals Gelehrsamkeit nannte, als die deutsche Gymnasial- und Universitätsbildung bei jüdischen Theologen noch eben erst im Entstehen war, ausgeschüttet, um in einer und derselben Quelle Belege einerseits für die Stetigkeit und Unwandelbarkeit[3] der Synagogen-Gebräuche und andrerseits für die Zulässigkeit mancher und selbst Nachweise wirklich geschehener Änderungen, zu ermitteln. Das Volk nahm im Ganzen wenig Theil an diesen literarischen Streitigkeiten, es stellte sich vielmehr, je nach dem Instinkt für die Gewohnheit oder den Fortschritt, auf die eine oder die andere Seite,

---

1) Chereb nokemeth nekam brith. 1819. Der Text besteht aus musivisch zusammengesetzten Bibelversen und Phrasen.

2) Schutzschrift des ꝛc. Gebetbuches, nebst einer Beleuchtung des Rabbinismus. 1819.

3) Abraham Löwenstamm in Emden gab bald darauf ein umfassendes Werk: Zeror hachajim. 4o. Amsterdam. 1820. (die Vorrede ist 1821 datirt) heraus, um zu beweisen, 1. daß man sich in der Synagoge keiner Orgel bedienen dürfe; 2. daß die 18 Gebetsprüche leise gebetet werden müssen; 3. daß es verboten sei, irgend etwas an der Liturgie zu ändern; 4. daß es genüge, hebräisch zu beten, auch ohne es zu verstehen; 5. daß die Deutschen nicht den portugiesischen Ritus, und umgekehrt, annehmen dürfen; 6. daß der Israelit in keiner andern als der hebräischen Sprache beten dürfe; 7. daß die deutsche Art des Vorlesens der Bibel mit Trop (Sangweise) und die Aussprache des Hebräischen nicht mit der portugiesischen Weise, und umgekehrt, zu vertauschen sei; 8. daß bei allen religiösen Handlungen das Haupt bedeckt bleiben und beim Gottesdienst die Geschlechter getrennt sein müssen; 9. daß der Glaube an einen künftigen Messias, unbeschadet der Bürgerpflichten, aufrecht zu erhalten sei. — Das Werk ist in gemäßigtem Tone geschrieben, hauptsächlich gegen das Nogah ha Zedek gerichtet, und war schon fertig, ehe die Gutachten der Rabbinen erschienen, mit denen es wesentlich übereinstimmt.

Von der andern Seite erschien Berith Emeth (von dem verstorbenen David Caro in Posen) in sehr gediegenem Ausdruck die Zustände beleuchtend, die Fortschritte vertheidigend, die 40 Rabbinen abweisend; Constantine (Dessau) 1820. in 8o. (Selbst diese Pseudonymität ist charakteristisch.)

und unterstützte deren Thätigkeit, oder es blieb gleichgiltig und regungslos.

Bei so bewandten Umständen konnte kein eigentliches Ergebniß aus dem Streite hervorgehen. Die Zeit mußte das Meiste thun. Bald ward der Tempel selbst zur Gewohnheit und daher weniger angegriffen, und im Innern wurden seine Leistungen zum Bedürfniß der Familien; der Staat erblickte darin keine Gefahr, und so blieb derselbe stehen und wirkte viel Gutes in seinem Kreise,[1] ohne jedoch, weil der Anlaß fehlte, eine neue wissenschaftliche Begründung hervorzurufen, oder das Gebiet der Theologie zu bereichern. — Die Außenwelt ward von diesem größtentheils nur in hebräischer Sprache geführten Streit nicht berührt. In Preußen beachtete man von oben herab nur die Parthei, welche auf dem Herkommen fußte und verbot selbst das, was nach demselben keinem Streit unterlag, das deutsche Wort in der Synagoge und auf dem Friedhof. In Frankfurt a. M., der einzigen Gemeinde, die außerdem einige Regsamkeit zeigte, war man gegen diese Streitigkeiten ganz gleichgiltig geblieben, und es begann dort die erwähnte kleine Anstalt für Erbauung, geleitet von Johlson und Heß, ebenfalls nur nach äußerm Bedürfniß, ohne Aufsehen oder Anspruch auf mehr als örtliches Wirken. — Der einzige wesentliche Ertrag für den Cultus im Allgemeinen, war ein Versuch der Berliner im J. 1823 den Katecheten J. N. Mannheimer aus Dänemark zu berufen, um sein ausgezeichnetes Talent für die Berliner Gemeinde-Synagoge zu gewinnen, was, da auch dieser Versuch von den Behörden gemißbilligt wurde, den Erfolg hatte, daß Mannheimer in Wien als Prediger an dem neuen Bethause eine Anstellung fand, welches die dortige Gemeinde damals, vorzüglich durch den edlen M. L. Biedermann angeeifert, gründete. Für Hamburg schien anfangs eine wichtigere Frucht aus dem Streite zu erblühen, denn man wählte zum Oberrabbiner der Gemeinden — jedoch unter Versagung jeder Einmischung in die Angelegenheiten des Tempels, — einen Mann von

---

1) Von Kley und Salomon sind viele einzelne Predigten und ganze Sammlungen erschienen. Von ersterm auch ein Katechismus und Predigtentwürfe.

neuerer Bildung, nämlich Isaak Bernays,[1] welcher mit Veränderung seines Titels, da er es vorzog, sich nach Art der Portugiesen Chacham zu nennen, auch wohl einen neuen Geist dem erstarreten Rabbinismus einzuhauchen versprach: Allein er vermochte diesen nicht zu beleben und trug vielmehr zu dessen größerer Erstarrung bei.

So wenig war durch die ganze Aufregung das theologische Studium gefördert worden, daß vielmehr eine völlige Verringerung der Ansprüche an die zu wählenden Religionslehrer allgemein wurde; und die nächsten Jahre brachten weder theologische Talente, noch irgend hervorragende theologische Gelehrsamkeit zum Vorscheine. Mit Ausnahme der schon genannten Prediger, deren Leistungen sich vervollkommneten, traten in allen Theilen Deutschlands bald hier bald da, die unbedeutendsten Fähigkeiten das Wort führend auf, hielten Erbauungsreden, Einsegnungen, und übten sonstige kirchliche Feierlichkeiten ohne Beredsamkeit, Geschick und Weihe, und das Volk war mit jedem Scheine von Eindruck zufrieden, besonders wenn christliche Anwesende von Bildung, den Juden immer nur sehr wenig zutrauend, auch den kleinsten Fortschritt mit aufmunternden Worten belohnten.[2] Viele öffentliche Urtheile aus jener Zeit, welche von rühmlichen Thätigkeiten und Fortschritten im Judenthume sprechen, sind nur falsche Zeugnisse, theils aus Unkunde, theils aus Wohlwollen entsprungen. Nur die äußere Bildung, mit ihr aber auch die Civilisation, hatte zugenommen, und die sittliche Achtbarkeit und das bürgerliche Streben verdienten die an manchen Orten öffentlich ausgesprochene und gründlich beleuchtete Anerkennung; das Blatt der Religionslehre verwischte sich immer mehr; selbst die bessern Katechismen sahen sich beengt und bedrängt.[3] Die Zeitschriften-Literatur versank

1) Verf. eines kritischen Versuchs: „Der biblische Orient." 2 Hefte. 1821, den er nachmals nicht mehr als sein Werk anerkannte.

2) Da wir hier einen Theil der noch lebenden Personen bezeichnen müßten, so führen wir weder ihre Namen noch ihre Druckschriften an. Die Thatsache ist unsere Überzeugung nach eigener Anschauung.

3) In Frankreich und Dänemark erschienen ein französisches und ein dänisches Schulbuch; beide höchst seicht und dennoch öffentlich genehmigt und eingeführt. 4) Fränkel's Sulamith (seit 1806) begann um jene Zeit ihren 5. Jahrgang; und Heinemann's Jedidjah war fade. Auch L'Israélite français, 1817 und 1818, ist voll Ballast.

gänzlich in geschmackloses Geschwätz und verlor alle Anziehungskraft. Die älteren Schriftsteller bewegten sich in mehr publicistischen Gebieten und die jüngern kämpften gegen die Angriffe auf bürgerliche Freiheit. Auf die innern Angelegenheiten wendeten nur Wenige einen ernsten Blick. Zunz trat 1818 mit seinem ersten wissenschaftlichen Versuche auf,[1] worin er auf den außertheologischen Gehalt der rabbinischen Literatur hinwies, und der Verfasser dieser Geschichte begann gleichzeitig eine Schilderung der nachbiblischen Verhältnisse und Schicksale der Israeliten nach den bis dahin theils nicht benutzten, theils ganz unbekannt gebliebenen Quellen zu bearbeiten, deren erster Theil 1820 erschien und womit er bis 1828 fortfuhr, erst während der Veröffentlichung seine Aufgabe besser fassend und deren Wichtigkeit begreifend. Die ersten Bände, ein Erzeugniß seiner Jugend und jener Zeit mit ihren schwachen Anforderungen, und noch geringerer Theilnahme, leisteten nur so viel, daß sie zeigten, wie sehr die klassischen Studien nothwendig seien, um das Gebiet der jüdischen Literatur mit Erfolg anzubauen, und wie viel Vorbereitung noch im Allgemeinen vermißt werde. Die Geschichte war ohne Zweifel diejenige Seite der jüdischen Wissenschaft, welche am meisten vernachlässigt war, und doch war sie es, die zunächst über sie ein neues Licht verbreiten mußte. Ein tüchtiger und geistreicher Geschichtsforscher erblühete gleichzeitig in dem Österreicher Salomon Löwisohn;[2] allein er ward zu früh seiner edlen Laufbahn entrissen.

IV.

Der Verein für Cultur und Wissenschaft des Judenthums.

Bei der ungemeinen Beweglichkeit der Juden, insbesondere sehr regsam in jener Zeit, welche eine starke Entwickelung aller geistigen Interessen hervortrieb, mußte das erste Gefühl von Bewußtsein, angeregt durch die jungen

1) Etwas über die rabbinische Literatur. 1818.
2) Vorlesungen über die israelitische Geschichte. 1819.

Männer, welche sich den Universitätsstudien widmeten, weil ihnen in mehreren Ländern Aussicht auf Anwendung derselben offen stand, sich schnell allen denen mittheilen, welche einige Lust empfanden, für Verbesserung der Verhältnisse mitzuwirken. Die Beleuchtung des Judenthumes durch das Licht der allgemeinen Wissenschaft, bis dahin noch wenig versucht, erschien zunächst als der geeignetste Weg, eine Menge schlummernder Kräfte zur Thätigkeit zu bringen, Jeder einzelne sah sich nur schwach und zur Erzeugung eines Umschwunges ohnmächtig. Die Sehnsucht nach Vereinigung der zerstreueten Fähigkeiten zu einem Gesammtzwecke ergriff viele zugleich.

Es war sicherlich an der Zeit, daß die ernstern Freunde der bessern Bildung daran dachten, dieser die gehörige Richtung zu geben, und es ist nur zu bedauern, daß ihre Kräfte dazu nicht hinreichten, die Strömungen zu lenken. Diese führten nach zwei ganz entgegengesetzten Seiten ab, eine geradezu in die christliche Kirche, welche die trefflichen Kräfte, die mit frischer Thätigkeit sich in einer ganz neuen Welt bewegten, anlockte und belohnte, die andere verlor sich in den Sand der flachen Geselligkeit, die damals in den größern Städten lediglich dem äußern Sinnengenuß, den Schauspielen und der Schöngeisterei sich zuwendete, wie solche aus den dermaligen deutschen Zeitschriften noch jetzt leicht zu erkennen ist. Die Israeliten in den größern Städten, namentlich aber in Berlin und Wien, zumal in jener Zeit, da sie sich noch aus ihrer Abgeschiedenheit herauszuwinden, und sich selbst als bereits von den eigenen Banden befreiet darzustellen suchten, strebten weit mehr nach äußerer Feile, als nach innerer Durchbildung, und jeder Schein eines Fortschrittes blendete sie selbst über die noch herrschenden Mängel.

Wer nur ein wenig des deutschen Ausdrucks mächtig war, gefiel sich in schöngeistigen Versuchen, selbstzufrieden über die unbedeutenden Leistungen. Darüber wurden die Elementarkenntnisse und die Klarheit der Begriffe ganz vernachlässigt. Haus- und Schullehrer waren häufig dergleichen Halbgebildete, und die erste Jugend war den Männern überwiesen, die ihren eigenen Standpunkt nicht kannten. Die spätere Bildung, welche die Jugend dann in öffentlichen

Schulen erhielt, riß sie ganz von dem väterlichen Boden ab, und vermehrte die innere Zerwürfniß. Selbst an dem neuen Gottesdienste fanden die ernstern Jünglinge kein Gefallen, da sie bald auch in den Predigten nur schaale Gemeinplätze oder ein falsches Haschen nach blendender Neuheit wahrnahmen. Nirgend die Ruhe und Besonnenheit fester Anschauung und gediegener Erkenntniß.

Dies alles erzeugte jene Sehnsucht nach reiferm Wirken und kräftigerer Haltung. Die Stimmung der Völker sowohl als der Gesetzgebung drängte die bessern Geister noch mehr, in sich selbst zurückzugehen. Das Jahr 1819 mit seinen entsetzlichen Auftritten,[1] und die bereits wahrnehmbaren Zeichen einer rückschreitenden Bewegung in der gesetzlichen Behandlung der Juden, zeigten zur Genüge, wie sehr sich die Scheingebildeten durch einzelne Veränderungen im geselligen Leben getäuscht hatten, und forderten die denkenden Geister auf, die wahren Ursachen der herrschenden und der noch zu besorgenden Uebel zeitig zu ergründen, und wo möglich zu tilgen. Mit jugendlicher Gluth erschien Eduard Gans, dessen treffliche Anlagen frühzeitig geglänzt hatten, und welcher eben seine höhern Studien begonnen hatte, wieder in seiner Vaterstadt, und um den geistreichen und nach edeler Thätigkeit strebenden Jüngling sammelten sich mehrere Freunde, von gleichem Wunsche beseelt, und es ward der Vorsatz eines gemeinsamen Wirkens besprochen. Im Frühjahre 1821, als er aus Heidelberg, mit näherer Kunde von der Entwickelung der süddeutschen Glaubensgenossen ausgestattet, zurückkehrte, schritten die befreundeten jungen Männer zur Ausführung. Es bildete sich ein Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden, in welchem Gans den Vorsitz führte, welcher mit dem Feuer seiner Einbildungskraft weit über die Mittel, die dem Vereine zur Verfügung standen, hinausschwärmte, aber vorläufig durch seine hinreißende Beredsamkeit eine über Erwartung starke Theilnahme erregte. Die meisten damals in Berlin anwesenden, im Beginne ihrer Laufbahn stehenden Gelehrten, Zunz, Rubo, Wohl-

1) Halbjähriger Bericht im Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden, gehalten am 28. April 1822, abgestattet vom Dr. E. Gans, zeitigem Präsidenten des Vereins. — S. 12. (Vergl. oben I. S. 105.)

will und einige andere, die bekannten Schulmänner zu Frankfurt am Main, Heß, Weil, Johlson, die zu Dessau Fränkel und Wolff, selbst Joseph Perl in Tarnopol, außerdem aber einflußreiche Männer, wie David Friedländer, Jacobson in Berlin, und mehrere andere, vermögende Männer in Berlin, Hamburg, Altona, Breslau gehörten, theils von selbst beitretend, theils gebeten und ernannt, dem Vereine an. So verstärkte sich derselbe mit innern und äußern Kräften, während er durch ein Statut seine Wirksamkeit regelte. Der Verein sprach große Gedanken aus, und das ist das eigentliche Moment seines Lebens, denn es war ihm keine längere Dauer und keine erhöhete Erkräftigung vergönnt, um dieselben zu verwirklichen. Aber diese Gedanken der Oeffentlichkeit übergeben, sind ein Denkmal ihrer Zeit, und beweisen, daß einige Geister bereits die Höhe der Zeitbildung erreicht hatten. Sie hatten nur zu früh gehofft, die Masse emporziehen zu können; dazu bedurfte es einer längern Vorbereitung, wie es andere Aufstrebende und viele der Vereinsglieder selbst erkannten.

Der Verein setzte sich zum Ziel das, was die Zeitverhältnisse dringend forderten,[1] eine gänzliche Umarbeitung der bis jetzt unter den Juden bestandenen eigenthümlichen Bildung und Lebensbestimmung, und ein Hinführen derselben auf denjenigen Standpunkt, zu welchem die übrige europäische Welt gelangt ist." Er erklärte, daß solche nur unmittelbar von den Juden ausgehen könne, und daher eine Verbindung aller derjenigen Männer, welche Kraft und Beruf in sich fühlen, dies Unternehmen durchzuführen, zweckmäßig sei. Die Wirksamkeit des Vereines sollte eine zwiefache sein, durch die Wissenschaft „von oben herab" einen sichern Boden für das in den neuen Kreis gezogene untere Leben „zu gewinnen, und von unten herauf" durch Bearbeitung der Lebensansicht „den Boden für die Befruchtung empfänglich zu machen." Die Intelligenz sollte durch Schulen, Seminarien, Akademien, Schriftwerke und andere öffentliche Arbeiten erweitert, die Uebel der Masse durch Beförderung der Gewerbe, Künste, des Ackerbaues und der wissenschaftlichen Leistungen, so wie Umarbeitung

1) Entwurf von Statuten des Vereins für C. und W. d. J. Berlin. 1822. 4o.

des Tons und der geselligen Verhältnisse" deren dem Ganzen widerstrebende Eigenthümlichkeit bezwungen werden."

Wohl fühlend, daß hierzu ganz andere Kräfte gehörten, als die zur Zeit vorhandenen, beschränkte sich der Verein für's Erste auf einen engeren Kreis seiner Thätigkeit, und begnügte sich mit Errichtung eines wissenschaftlichen Instituts, eines Archiv's für Correspondenz, Herausgabe einer Zeitschrift und Einrichtung einer unentgeltlichen Unterrichtsanstalt. Allein auch zu diesem eng gezogenen Kreise der Wirksamkeit reichten die Mittel nicht aus. Die sichtbarste Arbeit, die Zeitschrift,[1] entwickelte unter der Redaction des **Dr.** Zunz vorzügliche Talente, sie faßte ihre Aufgabe so bestimmt und vielseitig, und versprach so sehr gediegene Leistungen, daß eine festere Begründung derselben wünschenswerth erschien. Aber es zeigte sich an dem Mangel alles Anklanges in der nicht gelehrten Masse, daß diese für dergleichen Arbeiten nicht empfänglich war, ja auch nicht die Vorbereitung hatte, um sie zu würdigen.

Somit ging dieser Theil der Vereins-Wirksamkeit zu Grunde, die übrigen Thätigkeiten desselben verloren durch die anderweitige Zerstreuung der Persönlichkeiten, die sich nicht leicht ergänzen konnten, ihren Haltpunkt. Gans, der Vorsitzer desselben, ging zum Christenthum über und betrat seine glänzende Laufbahn als Universitäts-Lehrer, und der Verein löste sich auf. — Die damals erfolgte Aufhebung der Anstellungsfähigkeit jüdischer Gelehrten an Universitäten und Schulen in Preußen hatte ohnehin viele Hoffnungen vereitelt und den Muth herabgedrückt. Alle Aussicht für Belebung des Gemeinsinnes schwand gänzlich.

Indeß waren die Arbeiten des Vereins nicht verloren, vielmehr fanden sie ihren Weg sogar nach einzelnen Orten Polens und Rußlands, und manche aufblühende Geister zündeten daran ihr Licht an. Eine der Abhandlungen ward späterhin in's Hebräische übertragen und diente dazu, den Rabbinen jener Gegenden die Augen zu öffnen. Die Zeitschrift würde noch erfolgreicher auf die östlichen Nachbaren eingewirkt haben, wenn sie sich tiefer in's innere Leben versenkt, nicht allzusehr das Rein-Historische und Kritische,

---

1) Zeitschrift für Wissenschaft des Judenthums. 3 Hefte. 1822—23.

welches weder Rabbinen noch Gebildetere im Volke begriffen, zum Gegenstande ihrer Bearbeitung gemacht hätte.

Der Verlust des Gemeinsinnes ward im Norden Deutschlands wenig empfunden, da inzwischen mit dem Aufblühen des allgemeinen Schulwesens in Preußen auch die jüdischen Schulen in größern Städten einen zeitgemäßen Gang nahmen, und der größte Theil der jüdischen Jugend in den allgemeinen Schulen und Erziehungsanstalten ihre Bildung erhielt. Die Religionslehre wurde fast gänzlich zur Privatsache. Nicht bloß in Berlin und Breslau, sondern selbst an kleinen Orten gab es bald Privat-Religionslehrer, welche hie und da in Familien Confirmationen abhielten, auch wohl von Gemeinde-Vorständen Erlaubniß zum Predigen in der Synagoge erlangten. Die Gesetzgebung der meisten Staaten kümmerte sich nicht darum. In Oesterreich bestand eine gesetzliche Anordnung, mehr eine Form, als eine wesentliche Verbesserung. Es war fast dem Einzelnen lieber, daß kein gemeinsames Streben der Entwickelung der Personen hinderlich sei. Diese ging besser von Statten, wenn jeder seine Anlagen nach eigener Richtung ausbildete und nach gegebenen Umständen anwendete. Zur Centralisirung vieler Kräfte, milde Zwecke abgerechnet, fehlte es noch an eigentlichen Mittelpunkten, auch an Persönlichkeiten, welche ein Zusammenwirken veranlassen und leiten konnten.

V.

Literarische Thätigkeit.[1]

Obwohl nun jene Zeit keinen eigentlichen Charakter entfaltet, und die Zustände der Israeliten mehr in der Auflösung begriffen erschienen, als im kräftigen Kampfe gegen den Andrang der mit dem Judenthume unverträglichen Elemente, so gab es doch immer einzelne Geister, welche durch ihre Talente von der erreichten Stufe aus auf Vorbereitung

1) Ueber die hier nicht nachgewiesenen Materien findet man in der Sulamith, 5. Jahrgang, Auskunft, von mehreren Schriften giebt sie auch Proben.

einer besseren Bildung hinwirkten, und die Momente des Judenthumes, welche noch hafteten, zu fruchtbaren Saaten benutzten. Bleibendes kam wenig zum Vorschein, dafür aber Vieles, was dem Augenblick diente und einer bessern Folgezeit die Wege bahnte. Einige Schriftsteller richteten ihre Aufmerksamkeit auf das Schöne und Wohlgefällige, andere auf nützliche Kenntnisse und Anleitung zum Richtigdenken, und andere warfen forschende Blicke auf die rabbinischen Studien und theologischen Schriftwerke, und suchten dem Judenthume manchen bisher unbekannten, zur klaren Kenntniß der eigenen Quellen nöthigen Stoff zuzuführen. So entstanden schöngeistige, gemeinnützige und theologische Versuche, sowohl in hebräischer als deutscher Sprache.

Die schöngeistige Literatur bewegte sich auf dem Gebiete der didaktischen Poesie, selten einen Aufschwung zum Erhabenen nehmend. In deutscher Sprache dichteten Kley, Salomon und Günsburg, ersterer mehr lyrisch, Oden und Psalmen, letztere mehr episch, Parabeln und Erzählungen, in recht ansprechendem Style. Schon früher hatte sich mit wahrhaft poetischem Berufe ein Elsasser, L. M. Büschenthal (gest. 1818 in Berlin), in allen diesen Arten versucht. In ihm ist ein guter deutscher Dichter verloren gegangen. In höherm Schwunge dichtete der ebenfalls früh (1823) verstorbene, auch als Mensch sehr thatkräftige, G. A. Adersbach, welcher ausgezeichnete Leistungen versprach. Beide wählten mitunter die damals allgemein beliebte Form des Drama, als Einkleidung für ihre biblischen und legendenartigen Dichtungen. An sie schließt sich der Böhme Ignaz Jeitteles, in Wien, würdig an.[1] Die letztgenannten nahmen den Stoff zu ihren Poesien häufig auch aus der Gegenwart, und stimmten die Empfindungen nach den Zuständen der Zeit, die so hoffnungsreich erschien. Das Gefühl für Vaterland bildet ein bedeutendes Moment.

Das Beste, was jene Zeit hervorbrachte und zu dessen Anerkennung fast noch allgemein bei den Lesern die Reife fehlte, war ein großartiges episches Gedicht Steinheim's, Sinai,[2] in mehr lyrischem Versbau, erhaben in seinem Begriffe und im Ausdrucke, augenscheinlich eine Art Mes-

1) Geboren 1783, gestorben 1843. Sein ästhetisches Lexikon (1814) wird sehr geschätzt. 2) Altona. 1823. 495. S. 8.

siade für Israeliten, im Plane nicht minder groß und herrlich, als das christliche Meisterwerk, und nur in einer Beziehung fremdartig erscheinend, indem das später zur Verfallzeit erst mitbeachtete, nur in der Ausartung mit eingeschlichene böse Prinzip als Gegensatz zur Gottheit angenommen, darin seine Stelle findet.[1] Bei der geringen Empfänglichkeit der Israeliten für größere poetische Erzeugnisse, konnte sich dies Werk keinen Weg bahnen, um auf deren Bildung hinzuwirken, und so steht es nur als vereinzeltes Denkmal da; jedoch bleibt es eine stets prangende Blüthe eines Geistes, der zu schaffen fortfuhr, und dessen diese Geschichte noch öfter gedenken wird.

Im Gebiete des Gemeinnützigen blieb den Israeliten nur das Feld des Religionsunterrichts, der Geschichte und der ältern jüdischen Literatur, die Bibelkunde mit eingeschlossen. Für den Unterricht in Religion arbeiteten J. Johlson, Salomo Jacob Cohen, Kley, Herz Homberg und Peter Beer. Die Standpunkte derselben waren die ihrer Gegenden. Johlson in Frankfurt am Main an der Realschule angestellt, suchte den rein biblischen Gehalt wiederzugeben, die Belege zu seiner kurzen Darstellung der Hauptsätze, in der Ursprache beifügend; Cohen entwarf einen kurzen Katechismus nach dem Muster christlicher Elementarbücher, mehr die unfähigen Elementarlehrer zum richtigen Ausdruck anleitend, als um strenges System bekümmert. Kley schuf eine klarere Ordnung und bestimmtere Übersicht, wie es seiner Ansicht nach für die Zeit genügte, wesentliches scharf hervorhebend; Herz Homberg und Peter Beer in Prag,[2] für Oesterreich schreibend, beachteten überall mehr die reine Naturreligion und die Sittenlehre der Bibel, als das Confessionelle. Den meisten Eingang fand Johlson, besonders in Süddeutschland, während die übrigen mehr auf Örtlichkeit beschränkt blieben. — Für höhern Unterricht gereifterer Jünglinge geschah gar nichts. Dies erklärt sich aus der oben beschriebenen Zeitrichtung.

---

1) Wie schon Philippson A. Z. d. J. 1843 S. 21. richtig bemerkt. 2) Von ersterem ist Ben Jakir, von letzterem Handbuch der mosaischen Religion, beide gleichen Geistes, alles Eigenthümliche verflachend; auch wenig sorgfältig im Ausdruck. — Herz Homberg war glücklicher im Hebräischen.

Ein Versuch Salomon Jacob Cohens, die Geschichte des Cultus [1] darzustellen, förderte die Wissenschaft nicht und fand auch wenig Theilnahme. Peter Beer's Geschichte, Lehren und Meinungen aller jüdischen Sekten hat manches Verdienstliche, obwohl alle Kritik darin vermißt wird. [2] Die jüdische Literaturgeschichte lag noch gänzlich brach; mit Ausnahme der von Zunz gegebenen Andeutungen erschienen nur einzelne mehr belletristische und gleichzeitig apologetische Sammlungen und kleine Aufsätze aus dem Thalmud, allesammt von sehr untergeordnetem Werthe. Einige Frevler traten auch mit feindseligen Darstellungen hervor, mit den Feinden des Judenthumes sich scheinheilig verbrüdernd, unter der Maske einer edlen Selbsterkenntniß [3] Blößen aufdeckend, deren Natur sie nur von der schmutzigsten Seite betrachteten, ohne die geringste Kunde von dem wahren Charakter der Werke, die zur Rechenschaft gezogen wurden, und der historischen Entstehung mancher allerdings bedenklichen Auswüchse. — Wichtiger für den Fortschritt war die umfassendere Arbeit M. J. Landau's aramäisch-chaldäisches Wörterbuch, eine Umarbeitung des Aruch, worin einigermaßen die klassischen Studien benutzt erschienen. — Für Bibelkunde geschah wenig oder nichts. Fränkel und Cohen gaben eine Bibel mit deutscher Übersetzung heraus; letztere ist nur ein Abdruck vorhanden gewesener unkritischer Übersetzungen mit einzelnen Änderungen des Ausdrucks. Das Studium der heiligen Schriften war den jüdischen Gelehrten theils fremd, theils stand es noch auf der ersten Stufe und wagte sich nicht zu der weit hervorragenden christlichen Kritik hinauf; die Hülfswissenschaften, Geographie, Geschichte, Alterthümer und was dahin gehört, waren gänzlich in den Händen christlicher Theologen, und es schien schwer, Neues zu leisten, und noch schwerer, dem

---

1) Historisch kritische Darstellung des jüdischen Gottesdienstes und dessen Modifikationen, von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage. Leipzig. 1819. 276 Seiten. 2) Brünn. 1822—1823. 2 Bände.

3) Freimüthige Gedanken über den Geist des Judenthums, oder der Thalmud in seiner Blöße dargestellt, als Quelle der gröbsten Mißbräuche. Germanien. 1818. 80 S. — Ueber die moralische Verbesserung der Juden, nebst Entlarvung des Rabbinismus. Battenberg. 1822. — Sammlung vermischter Aufsätze zur religiösen und sittlichen Verbesserung der Juden, von E. B. und A. L. R. Marburg. 1823.

Neuen Eingang zu verschaffen. In Hamburg beabsichtigte der Zweigverein des Berlinischen eine Bibel-Übersetzung, verlor dies aber nach dessen Untergang wieder aus den Augen. Die Welt war ganz der Bibel abgewendet. Aus demselben Grunde blieb das Gebiet der Theologie und der Religionsphilosophie der Deutschen unangebaut. Wenige Andeutungen finden sich in den oben angeführten wissenschaftlichen Werken und in Zeitschriften. — Als Hülfsmittel zum Ritual mag noch erwähnenswerth sein Lazarus Bendavid's: Zur Berechnung und Geschichte des jüdischen Kalenders.[1]

Die Thätigkeit jüdischer Schriftsteller in deutscher Sprache war damals am Stärksten der Abwehr feindlicher Angriffe zugewendet, und bewegte sich auf publicistischem Gebiete, wie wir in der Geschichte der Rechtsverhältnisse nachgewiesen haben.

Bei weitem reichhaltiger ist die jüdische Literatur in hebräischer Sprache, namentlich für die geistigen Bedürfnisse der Israeliten im Südosten Deutschlands und Italien wie in allen polnischen Ländern. Je weniger dort eine einheimische Literatur darbot, und je ferner derselben die noch sehr abgeschiedenen Israeliten standen, desto lebhafter, geistreicher und kräftiger wirkten sie auf dem ihnen eigenthümlichen Gebiete, und desto regsamer bemächtigten sie sich aller Stoffe, um sie für den Fortschritt ihrer Cultur zu benutzen.

Das Schöngeistige ist auch dort vorherrschend. Die Neigung der jüdischen Gelehrten, die nicht eben Rabbiner waren, und häufig auch der Rabbiner, die hebr. Sprache zum Ausdruck schöner Gedanken und Empfindungen zu benutzen, hatte sich nicht vermindert, obwohl die Zahl der Arbeiter und der Lehrer abgenommen hatte. Es hat einen besondern Reiz für die in der Sprache Geübten, sie nach allen Richtungen zu entfalten, und der bessere Geschmack und das erhöhete Studium der Grammatik hatten seit einem Menschenalter den Ausdruck mehr dem Biblischen angenähert und bestimmtere Forderungen an die Classicität gemacht. Hier hatte der Geist bei einigem Talent Gelegenheit, manches Wohlgefällige zu schaffen. Wenn man auch nicht gerade Poesie nennen darf, was sich in Gesetze einer erstorbenen,

1) Berlin. 1817. Gegen ihn schrieb M. M. Kornik, s. w. unten.

seit Jahrtausenden nicht von innen heraus fortgebildeten Sprache einzwängt, und den natürlichen Erguß der Empfindungen hemmt, so hat doch ein tüchtiger Kunstsinn den ungefügigen Stoff benutzt, um ein reiches Phantasie-Leben darzustellen, und von dieser Seite betrachtet ist die neuere hebräische Poesie immerhin ein Erzeugniß der Kunst, und im Liturgischen oft ein wahrhafter Seelenerguß aus dem vollen Herzen quellend und durch Erhabenheit der Gedanken stark ergreifend.

In frühern Zeiten hatten die Juden keine Gelegenheit Empfindungen des Schönen und Erhabenen auszudrücken, außer auf religiösem Gebiete, und bisweilen in Episteln zu Büchern; daher sich die hebräische Poesie auf Erbauung und Liturgie fast[1] ganz beschränkte. Neuheit der Gedanken war da eine Seltenheit, die Kunst übte sich meist an dem Ausdrucke selbst und an der Vers-Form, die ohnehin nicht ganz einheimisch war, indem der Reim und der Rhythmus andern Sprachen nachgebildet worden. Die Wirkung solcher Poesien bestand in dem größern und geringern Glück der Wortspiele und besonders der biblischen Anklänge. — Vom Ghetto aus sah man weder die Natur noch das Völkerleben, daher diese das poetische Talent nicht weckten; auch las man selten fremde Poesieen, daher auch kein Anreiz zum Nachbilden. Die Neigung zum Komischen machte sich hie und da einmal Luft durch niedere Burlesken, selten edlere Früchte treibend.

Anders war es jetzt, da die Kenner der hebräischen Sprache theils in der Natur und der Völkerwelt lebten, theils mit Begierde die Kunstwerke deutscher, französischer englischer und italienischer Poesie lasen und in sich aufnahmen. Je mehr noch in der Masse der östlichen Juden der Jugendunterricht den thalmudischen Studien zugewendet war, und die neueren Sprachen zurückstanden, desto stärker fühlten sich die Fähigen aufgefordert, derselben mittelst der hebräischen Sprache viel Schönes zugänglich zu machen, und ihren Geschmack aus der Scholastik herauszuziehen und an freundliche Gebilde zu gewöhnen. Bloße Uebersetzungen

1) In Italien allein gab es Ausnahmen, doch auch nur sehr wenige; vielleicht auch in Spanien, wie wir aus einigen uns bekannt gewordenen Dichtungen schließen.

gelangen selten; Nachbildungen besser. Oft aber beschränkte sich die Nachbildung lediglich auf die Form, und der Inhalt war neu und selbstgeschaffen. Im Epischen hatte bereits Hartwich Wessely ein schönes Beispiel gegeben, in dem Dramatischen besaß man noch ältere Vorbilder, besonders aus Italien, namentlich von dem berühmten M. Ch. Luzzato, und im Lyrischen gab es eine Menge, vorzüglich schöne Oden, und aus Italien auch Sonnette. —

Wir haben nun aus der Zeit, welche nur wenige Jahre einschließt, manche hübsche Blüthen von ungleichem poetischem Werthe, meist von Böhmen und Galiziern. Mit einigen glücklichen Versuchen war Benseeb,[1] der Grammatiker und Lexicograph (gest. 1811) vorangegangen. An ihn schließt sich der nicht minder fruchtbare Mair Leteris mit recht guten lyrischen Gedichten.[2] Baruch Schönfeld[3] lieferte eine Sammlung kleiner Lieder; Isachar Ber Schlesinger[4] besang das Chanuca-Fest, und widmete demselben eine Anzahl kleiner Gedichte. Joseph Troplowitz hatte die Regierung Saul's dramatisirt. Jetzt erschien eine dramatische Darstellung der Geschichte Josephs, von Süskind Raschkow, in schöner Sprache, ohne großen Werth der Erfindung.[5] Mit eben so wenig Glück behandelte Kalman Bistritz diese Form, welche ohnehin dem Hebräischen kaum zusagt.[6] Einige Uebersetzungen aus dem Deutschen von L. Starck[7] mit verschiedenen Stücken von dem fleißigen und fruchtbaren Juda Jeitteles, sind im Ganzen nur Beweise des künstlichen Gebrauchs der hebräischen Sprache. Ebenso Löbels Nachahmung von Klopstocks Tod Adams. Weit höher steht auch auf diesem Gebiete Salomon Löwisohn, welcher eine schöne Poetik[8] mit Beispielen verfaßte, ein Werk, das durch Sprache und Inhalt einen trefflichen Geist beurkundet. Eine größere Sammlung neuerer Poesieen lieferte die Zeitschrift Bikkure ha-Ittim (Zeitfrüchte) welche viele neue Talente anregte[9] und von welcher wir

---

1) **Kol Rinnah.** Wien. 1810. 2) **Dibre Schir.** Solkiew. 1812.
3) **Zeror perachim.** Wien. 1814. 4) **Hachaschmonaim.** Prag. 1817.
5) **Joseph ve Osnath.** Breslau 1817. 6) **Gemul ha-Zadikim.** 1821.
7) **Agudath Schoschanim.** Prag. 1817. **Moth Adam.** Prag. 1817.
8) **Melizath Jeschurun.** Wien. 1816. 9) Wien 1820–32 betitelt: **Biccure, haitim** („Erste Früchte der Zeiten,") ungeschickt übersetzt.

weiterhin noch reden werden. Dieses Unternehmen zeigte deutlich, wie sehr dergleichen Leistungen noch auf Beifall rechnen durften, zu einer Zeit als in West- und Norddeutschland selbst die hebräische Prosa fast nicht mehr gelang, und nur hie und da kleine Proben der absterbenden Kunst zum Vorschein kamen.[1] Bemerkenswerth ist, daß die hebräische Poesie jener Zeit den religiösen Gedanken fast gänzlich abgewendet war.

Das Streben, gemeinnützige Werke zu verbreiten, fand hier eine überaus rühmliche Thätigkeit. In Beziehung auf Religionsunterricht galt in jenen Gegenden noch immer Herz Hombergs hebräisches Elementarbuch als gelungen.[2] Dasselbe hält sich an die 13 Glaubensartikel des Maimonides, und ist weit mehr jüdisch, als seine deutschen Lehrbücher. Auch von Benseeb war ein hebräischer Katechismus mit deutscher Uebersetzung (in Frage und Antwort) in allen Händen.[3] Beide förderten die Aufhellung der Begriffe. Aber außerdem offenbart sich ein Eifer, den das Hebräische studirenden Jünglingen und den Knaben in den Schulen nützliche Kenntnisse zuzuführen. Meier Fischer in Prag hatte bereits eine römische Geschichte geliefert;[4] er bearbeitete auch einen Theil der jüdischen Geschichte unter den Moslemen[5] in schönem und fließendem Ausdruck. Andere bearbeiteten Mathematisches, als: die Elemente des Euklid,[6] und manches aus der Geographie und Kosmographie, doch nirgend über die Gränzen der Schule hinausgehend. Wiederum zeichnete sich auch hier S. Löwisohn aus, durch den Versuch einer biblischen Geographie,[7] die er aus thalmudischen Schriften bereicherte. —

Wie sehr dergleichen Werke auf den Geist der östlichen Juden eingewirkt haben, läßt sich am leichtesten aus den

---

1) Dahin gehört: Kol hamona, von J. S. Fränkel. Altona. 1814

2) Imre Schefer. 2 Theile. 2te Auflage. 1816 (erste 1796.)

3) Jesode ha-Dath. Wien. 1811.

4) Koroth schnoth kedem. Prag. 1812.

5) Toldoth Jeschurun. Prag. 1817.

6) Parperaoth la Chochma. Wien. 1814.

7) Mechkere Erez. Wien. 1819. Nachmals von Kaplan vermehrt und verbessert, unter dem Titel Erez Kedumim. Wilna. 1839. (Alphabetisch eingerichtet)

wissenschaftlichen Fortschritten erkennen, welche bald in gediegenen Werken hervortraten. — Auch in Rußland waren die Juden eben zu besserm Bewußtsein erwacht. Dort war man aber noch beim Anfang der Erziehung, die in jenem Lande langsamer vor sich geht. Man übersetzte damals Campe's Robinson und die Entdeckung von Amerika[1] in's Hebräische, und bewegte sich recht eigentlich in der Jugend-Literatur. Die Wirkung davon war eine mehr als erwartete Regsamkeit.

Der Kreis der Theologie, ehemals der Hauptgegenstand der hebräischen Schriftstellerei zerfällt in drei Gebiete, Bibelkunde, thalmudische Studien, und Philosophie. Nur die erstere empfahl sich denen, welche mit der Zeit fortzuschreiten suchten, denn die zweite Klasse beschränkte sich auf die Kasuistik, die in gewohnter Weise auftrat, ohne die geringste Aufklärung über Geschichte und sonstige wissenswürdige Materien, welche aus dem Thalmud Licht gewinnen konnten, oder über anderweitige Hülfsmittel, wodurch der Thalmud aufgehellt werden mochte, überhaupt ohne Methode; und von der dritten hatte man kaum eine Ahnung. Aber auch zur Bibelkunde fehlten die Hülfsmittel der neuern Forschungen, und die kritische Welt war noch fast ganz unbekannt.[2] Man kam nicht über die gewöhnlichen Commentare (Biurim) hinaus, und nur das ist als Fortschritt zu bemerken, daß man die Mendelsohnsche Richtung anzuerkennen anfing. Eigentliche Forschung trat nur im Einzelnen auf. Hieher haben wir zu rechnen, eine hermeneutische und eine theologische Untersuchung über die Accente der heiligen Schrift, welche als vereintes Werk zweier Brüder die Literatur der russischen Juden ziert.[3]

Von größerer Bedeutung, obwohl nicht hinlänglich verbreitet, und vielleicht ihres Umfangs wegen nicht genug

1) Mard. Aron Ginzburg. Wilna 1823. Derselbe übersetzte 1835 einen Theil der Pölitz'schen Weltgeschichte. Von ihm erschien Debir, eine Sammlung von Aufsätzen. 1844. Darin zeigten sich jedoch viele Germanismen.

2) Doch hatte Benseeb bereits eine Einleitung zur heiligen Schrift, nach Eichhorn hebräisch bearbeitet, herausgegeben.

3) Taame Thora von Israel Isaak und Taame Eljon von Mair Bardach. Wilna. 1821.

gewürdigt, sind die in jener Zeit entstandenen theologisch-philosophischen Werke[1] Marcus Beer Friedenthal's zu Breslau, eines wohlhabenden Kaufmannes, welcher seine Muße der einen Idee, die allgemeine Humanität in den Formen des Judenthumes aufzuweisen, widmete, welche er bis jetzt in stets gleichem Geiste mit großem Aufwande von Scharfsinn und Belesenheit zu entwickeln versuchte. Er ist des hebräischen und des hebräisch-philosophischen Ausdrucks Meister, wie selten einer der neuern Schriftsteller, und besitzt eine eben so seltene Combinationsgabe. Mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, verstand er es, die Aufmerksamkeit, von dem conservativen Standpunkte des Judenthumes aus, mindestens auch mancher Thalmudisten auf die kritischen Studien der Neuzeit hinzulenken, und mit gegnerischen Ansichten seine Leser vertraut zu machen, so daß seine Werke, die er unentgeltlich abgiebt, besonders im Osten eine Quelle vielfältiger Kenntnisse und Forschungen werden konnten. Im Westen las man hebräische Schriften kaum noch, und am wenigsten solche, die aus conservativer Feder flossen; sie tragen auch die Mängel der Methode an sich, welche aus der Autodidactie und dem Streben überall mehr zu entdecken, als der Inhalt darbietet, herrühren, und welchen die auf Hochschulen gebildeten neuern Gelehrten keine Nachsicht gewähren mögen. Aber für die hebräische Literatur der Neuzeit enthalten sie einen ansehnlichen Reichthum, minder an philosophischen Ergebnissen, als vielmehr an Mannigfaltigkeit des Stoffes und überraschenden Zusammenstellungen, vorzüglich für Apologetik. Die jüdische Geschichte hat wenig Beispiele so andauernder Hingebung und so bereitwilliger Opfer für literarische Arbeiten und schon dadurch hat sich Friedenthal ein Denkmal gesetzt.

Andere philosophische oder theologische Schriften erschienen damals nicht als Ganzes für sich. Auch dies er-

---

1) Zuerst Ikre Emunah. 1818. 3 B. 8. Dann Jesod ha Dath 1821. B. 1 — 4. 1822. B. 5 — 6. 1823. B. 7. in 4to. Einzelnes daraus erschien später in Uebersetzungen, die der Verfasser selbst auszüglich veranstalten ließ, nämlich: Theologisch-philos. Abhandlungen. 4 Hefte. Breslau. 1842--1843. Vermischte Aufsätze religiösen Inhalts. Breslau. 1841. Die Legitimität nach dem alten Testament. Breslau. 1840.

klärt sich aus der Zeitrichtung. — Thalmud und thalmudische Discussionen wurden daher fortwährend verlegt, jedoch ohne auf die Zeit irgend einzuwirken. Aber auch auf diesem Gebiete trat ein überaus vielseitig gebildeter Denker auf, dem es nicht genügte, die thalmudische Masse in sich aufzunehmen und der Kasuistik seinen Scharfsinn zu widmen, sondern welcher sich's zur Aufgabe machte, den Geist einzelner hervorragenden Erscheinungen der thalmudischen Welt näher zu untersuchen, und mit ungemeiner Gelehrsamkeit zu entfalten. Dies war Mose Kunitzer[1] aus Ofen, einer der fruchtbarsten Schriftsteller jener Zeit. Das wichtigste Werk welches er damals herausgab, war sein Ben Jochai,[2] welches, wenn auch oftmals von der historischen Kritik zurechtgewiesen, ein wahrhaft classisches Denkmal der hebräischen Literatur bleibt, und als solches auch sofort erkannt wurde. Wir glauben, daß dasselbe auf die bald entstandene thalmudisch-kritische Schule einen wesentlichen Einfluß geübt hat. —

Als Streitschrift ist hier noch eine Widerlegung Bendavids in hebräischer Sprache von dem tüchtigen Chronologen M. Moses Kornik zu erwähnen, welcher M. B. Friedenthal einige kritische Bemerkungen beifügte,[3] die sich insbesondere auf Bendavids Ansichten über das Neujahr und die Feier des Versöhnungstages beziehen.

Werke von allgemeiner Einwirkung hat jene Zeit nicht aufzuweisen; selbst das Bessere ging fast verloren, weil die Zerrissenheit der Bestrebungen auch den gediegensten Geisteserzeugnissen keinen Boden ließ, worauf sie gedeihen konnten.

---

1) Hamzaref. Wien, 1820. 4to. zeigt ihn auch darin als Meister.

2) Ben Jochai. Wien, 1815. gr. fol. 154 S. Eine Schilderung Simon B. Jochai's und Erläuterung aller ihm zugeschriebenen Lehren und Aussprüche.

3) Dabar be-itto. Breslau. 1817.

VI.

Fortgang der deutschen Cultur.

Die Theilnahme für innere Angelegenheiten Israels begann um diese Zeit nach zwei ganz verschiedenen Richtungen sich zu bewegen, geleitet durch die Hemmungen, welche einer gemeinsamen Thätigkeit nach einem Gesammtziele widerstanden. In den westlichen Ländern, den Bundesstaaten, Dänemark, Holland, Frankreich ward die Aufmerksamkeit fast einzig und allein auf Entwickelung des Bürgerthums hingelenkt, welches mehr und minder von den Regierungen begünstigt ward. Da wo die Hindernisse am geringsten hervortraten, war die Strömung schwächer, daher denn die Entfaltung der Kräfte dem freiern Dänemark, wo die Regierung den Israeliten zu Hülfe kam, und in Holland und Frankreich, wo die Gesetze allen Unterschied getilgt hatten, ganz geräuschlos vor sich ging, indem jeder Einzelne sich die Wege zu bürgerlicher Achtbarkeit bahnte, und sein Scherflein zur Durchbildung der niedern Klassen beitrug. In den Bundesstaaten hingegen, wo noch viele gesetzliche Schwierigkeiten bestanden und theilweise wieder neu erhoben wurden, traten die Israeliten immer regsamer in's Leben ein, um alle diejenigen, welche ihnen die Theilnahme am bürgerlichen Leben verleiden oder versagt wissen wollten, durch Würdigkeit des Verhaltens und Tüchtigkeit der Leistungen zu beschämen. In den östlichen Gegenden, wo die Gesetze überall hemmend entgegenstanden, war der Blick mehr nach innen zu gewendet; alle tüchtigern Kräfte strebten dahin, die innere Stockung zu lüften, die Gewohnheiten durch Beleuchtung herrschender Mißbräuche zu überwinden, die scholastische Lehrweise durch Aufhebung der Begriffe zu verdrängen und die Kritik zu beleben, mittelst derselben das Judenthum und seine Quellen zu sichten, fremder Wissenschaft Eingang zu verschaffen und die Gemeinden dem deutschen Standpunkte näher zu bringen.

Zuerst von den westlichen Ländern.

Weniger war hier durch literarische Streitigkeiten auszurichten, als durch vielfältige Beweise von Abstellung der oft angefochtenen Äußerlichkeiten. Schulbildung und Be-

förderung der Gewerbthätigkeit, das waren hier diejenigen Punkte, worauf es anzukommen schien, um die Vorurtheile zu verringern und zu tilgen. Die Synagoge und die jüdische Wissenschaft hatten ihr Ansehen, ihren Einfluß und, bei der zunehmenden Unwissenheit auf diesem Gebiete, allen Werth verloren. Die Predigt selbst, welche trotz aller Verbote sich Bahn brach,[1] hatte ebenfalls nur einiges Gewicht, als äußerer Beweis von Fortschritt; der innere Gehalt derselben ward weniger beachtet. Die geringe Zahl von Talenten, welche durch Schrift- oder Kunstwerke in höhern Kreisen sich einen Namen machten, wurden nur als vorgeschobene Posten betrachtet, welche Achtung einflößten. Zwar fing man bereits an, die religiöse Nüchternheit zu empfinden und tauchte wiederholentlich der Gedanke auf, daß eine Synode[2] zur Ordnung der geistigen oder vielmehr kirchlichen Bedürfnisse nothwendig sei; allein er mußte wieder untergehen, da es an den dazu geeigneten Geistern mangelte.[3]

Gesellschaften und Vereine traten zusammen zur Beförderung der Bildung und insbesondere der Gewerbe, 1819 in Dessau, 1820 in Cassel, 1822 in Beverungen und in Offenbach, 1823 in Mainz und in Hamburg, bald auch in Frankfurt am Main, 1824 in München, in Berlin und vielen anderen Orten. Dagegen scheiterte auch in Berlin der, obwohl vom Ministerium 1825 genehmigte, von dem Rabbinat vorgeschlagene Plan zur Errichtung eines Rabbinen- und Lehrer-Seminars, an der Lauheit und an dem Mißtrauen der Wohlhabenden. Die Parthei, welche den sichtlichen Verfall der älteren sogenannten Orthodoxie bedauerte, that selbst keine kräftigen Schritte, denselben zu hemmen und der vermeinten Religiosität neue Stützen zu geben; vielmehr trat sie nur den fortschreitenden Neuerungen mit Einreden und Klagen entgegen, ohne jedoch etwas mehr zu bewirken, als eine stärkere Betriebsamkeit der

---

1) Königsberg berief 1820 den Dr. Francolm eigens als Prediger.
2) Sulamith. VI. 4. Seite 227.
3) Ueber den Zustand des Rabbinismus noch in jener Zeit, schrieb sehr schön David Caro in seinem oben erwähnten Brith Emeth. Constantine. 5580. (Dessau. 1820.)

Schulen,[1] während sie selbst den alten Gottesdienst versinken ließ. Die Rabbiner sogar gingen in ihrem verkehrten Eifer so weit, der Ausübung der Handwerke allerlei religiöse Skrupel in den Weg zu legen, so daß ihnen abseiten der Regierung dergleichen Eingriffe untersagt werden mußten.[2] — Allen denen, welche an israelitischen Volksschulen arbeiteten, kam es immer mehr zum Bewußtsein, daß von der dermaligen rabbinischen Leitung nichts, alles Heil aber von der Tüchtigkeit der Volksschulen erwartet werden dürfe.

Betreffend den Religionsunterricht sprachen sich alle Stimmführer dahin aus, daß derselbe in deutscher Sprache zu ertheilen sei, und daß demselben eine Schlußfeierlichkeit, meist unter dem Namen Confirmation, folgen müsse. Was in Preußen noch lange hinaus nur eine Familien-Feierlichkeit blieb, von welcher die Mädchen fast durchweg ausgeschlossen waren, das galt bereits im Hamburger Tempel als Theil des Ritus, ward in Dessau 1821[3] von der Regierung als zweckmäßig geboten, in Cassel 1826, gleichzeitig in Frankfurt am Main eingeführt, und fand bald immer größere Verbreitung.

Die Folge davon war, daß die im Sinne der Schulmänner verfaßten Religionslehrbücher stärkern Eingang fanden, und mehrere neue verfaßt wurden. Das Johlsonsche Lehrbuch und dessen Liedersammlung[4] wurde sogar von der Würtembergischen Regierung allen israelitischen Lehrern anbefohlen. — Die Regierungen wurden überall auf das Elementarschulwesen aufmerksam, und bald erschienen auch in Preußen[5] zweckmäßige Verordnungen darüber, so daß hier das Schulwesen sehr verbessert ward.

Eine weitere Folge von diesem Siege des Lichtes über die Finsterniß war die Heranreifung jüngerer Rabbinen, welche die gewöhnlichen rabbinischen Studien mit allgemei-

1) Namentlich war dies der Fall in Frankfurt am Main. — Siehe Dr. Heß: Programm zur Prüfung. 1821. Vergl. über die Dessauische Schule. 1820. Sulamith. VI. 5. Seite 344. ff. Auch Kley's Programm. 1821. Daselbst. 6. 383.

2) Baierisches Rescript vom 5. April 1821. Sulamith. VI. 5. 356. Wiederum 9. Januar 1823. Daselbst VI. 10. Seite 272.

3) Sulamith. VI. 6. Seite 399.

4) Beide zuerst 1819, nachmals öfter aufgelegt.

5) Rönne — Simon. Seite 160—175.

ner Gymnasialbildung vereinigten. Dies besonders in Baiern, ohne Zweifel zunächst eine Wirkung der vielfältigen öffentlichen Besprechung israelitischer Verhältnisse seit 1819, obgleich noch immer die ältern Rabbinen gegen die Zeit ankämpften und sogar einem in ihrem Sinn verfaßten Lehrbuche der Religion (von Alex. Behr. 1826) das Königl. Privilegium verschafften; und in Würtemberg, wo eine freisinnige Gesetzgebung seit 1823 die Aussicht auf eine vollständige Einbürgerung der Israeliten eröffnete.

Endlich traten auch Versuche zur Errichtung kleiner Seminarien in's Leben, zunächst in Dessau,[1] wo die Regierung eine ältere Thalmudschule 1825 in ein israelitisches Gymnasium verwandelte, welches jedoch wenig leisten konnte; gleichzeitig in Cassel und später auch in Hildburghausen, alle mehr dem Namen als der That nach, obwohl örtlich nicht ohne Verdienst. Am umfassendsten wirkt die 1828 durch **Dr.** Haindorff in Münster gestiftete und theilweise gut fundirte, aus der ganzen Provinz von Juden und Christen gern unterstützte Schule für Waisenknaben, zur Heranbildung jüdischer Elementarlehrer, wie auch zur Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden,[2] eine Anstalt, deren Vortrefflichkeit sich so sehr bewährt hat, daß die Regierung wiederholentlich sich bewogen fand, dem edeln Vorsteher derselben ihre besondere Zufriedenheit auszudrücken, und daß sie sogar ausnahmsweise dort jüdischen Lehrern gestattet, den Elementarunterricht christlicher Kinder mit zu ertheilen. Ein großartiger Verein ward zu diesem Zwecke gebildet, und an denselben schloß der kurz zuvor in Minden errichtete seine Wirksamkeit an. Die Leistungen waren schon in den ersten Jahren bedeutend.[3] Wir sehen hier die Frucht der Ideen, welche Hellwitz im Jahre 1819 hinstreuete, und dann thatkräftig förderte. Vielleicht trugen dazu auch die schon im J. 1822 von **Dr.** Wolfers in Lemförde geschehenen, obwohl nicht gelungenen Anregungen zu einer Rabbinen-Synode, und zu einem Vereine[4] mit den Bestimmungen, wie der

1) Sulamith. VII. 2. Seite 143.
2) Die Jahresberichte geben sehr erfreuliche Resultate.
3) Sulamith. VII. 6.
4) Sulamith. VI. 7.

Haindorff'sche ihn ausführte, bei. Diese Zwischenhandlungen sind jedenfalls bemerkenswerth für den Beweis, wie sich im Innern die Gedanken fortentwickelten, bis sie endlich zur Reife gediehen.

Wie sehr alle diese Unternehmungen Erzeugnisse eines selbstbewußten Strebens waren, ersehen wir aus den Berichten des Mindener Vereins, welche sich ganz auf dem Gebiete der Weltanschauung halten und die Bedürfnisse der Zeit unumwunden andeuten. Der Berichterstatter **Dr.** Heilbronn (früher Mitglied des Berliner Vereins für Wissenschaft), ein Mann von Geist und regsamer Willenskraft, lieh dem damaligen Bewußtsein das Wort;[1] dies giebt deutlich die ganze Zeitrichtung zu erkennen, „Gefühl der „politischen Unmündigkeit, Schwachheit der äußern „Haltpunkte, Ringen nach Anerkennung und Verdienst, „Bildung eines Gesammtcharakters durch den Eintritt „des Einzelnen in's deutsche Volksleben." Vom Staate etwas zu erwarten, erschien noch sehr gewagt; man dankte für die bisherigen Gnaden, schauete mit einem Grade von Befriedigung in die Zeiten der Leibzölle und der Verjagungs-Dekrete zurück, fand sich, durch die traurigen Verhältnisse früherer Jahrhunderte, weit abstehend von dem gegenwärtigen Standpunkte der Civilisation; man verzichtete auf die Aussicht, diese raschen Schrittes zu verallgemeinern und setzte seine Hoffnung einzig auf die Heranbildung eines neuen Geschlechts durch allmählich Gewinnung der Jugend für die Thätigkeiten des bürgerlichen Lebens.

Obgleich diese Fortschritte von innen heraus einiger Zeit bedurften, um zu gedeihen und Theilnahme zu wecken, auch überhaupt örtlich beschränkt waren, indem sie über ihre Gegend hinaus weder wirken konnten, noch Unterstützung fanden, so leisteten sie doch in ihrem Kreise bezüglich sehr viel.

Im Süden, namentlich in Würtemberg und Baiern, kamen die Regierungen zu Hülfe, und brachten da einen gewissen Abschluß hervor, und zwar am Zweckmäßigsten Würtemberg durch das Gesetz von 1828, welches zur Folge hatte, daß eine geregelte Einrichtung des Rabbina-

---

1) Sulamith VII. 6. Seite 380 ff.

tes eintrat, die Fähigkeiten eines Rabbiners nach dem Bedürfnisse der Zeitbildung festgestellt, und der Wirkungskreis desselben genauer bezeichnet wurde, so daß hier in wenigen Jahren nach einander eine Anzahl Rabbinen in das Amt traten, welche die Mittel besaßen, auf ihre Gemeinden wohlthätig einzuwirken, ohne daß dabei die Entwickelung des Einzelnen gehemmt ward. Alle Thätigkeit geht seitdem einen gesetzlichen Gang; es bedarf kaum der Vereine, außer zu mildthätigen Zwecken. Dennoch haben die Beförderer der Bildung diese letztere nicht außer Augen gelassen, und nach Kräften auch diese durch Gemeinsamkeit bedacht. Am meisten hat durch das Gesetz die Synagoge und der Religionsunterricht gewonnen, da die Rabbinen des ganzen Königreichs sich über eine gewisse Gleichmäßigkeit verständigen konnten. In Baiern, wo man eine bürgerliche Verbesserung von oben herab zu verleihen nicht gesonnen war, begünstigte man nach wiederholten öffentlichen Darstellungen der inneren Verwahrlosung, da noch immer von innen heraus kein rechtes Lebenszeichen kam, die Volksbildung durch Elementar- und Religions-Schulen, und es erschienen endlich im Jahre 1826, 1827 und 1828 geeignete Verfügungen, welche zunächst den Heerd des alten Rabbinismus zerstörten, indem die Rabbinenschule aufgehoben ward, in der neuen Form aber, die sie erhalten sollte, keinen Bestand erlangte; dann aber das Schulwesen regelten. In dieser Beziehung macht das Gesetz vom 28. Febr. 1828 Epoche, dessen Wirkungen wir bereits oben beschrieben haben.[1] — Auch im Großherzogthum Hessen und in Baden war man abseiten der Regierung darauf bedacht, den Israeliten in der Erziehung der Jugend Vorschub zu leisten. In allen diesen Ländern ward dadurch wohlthätig auf die Rabbinate und theilweise auch auf die Ordnung der Gemeinden hingewirkt. Auf das übrige Deutschland hatten aber diese Fortschritte keinen wesentlichen Einfluß. Bis zum Eintritt der regern Thätigkeit, die sich auf dem Gebiete der Theologie zu bewegen begann, finden wir im Süden keine ausgezeichnete Persönlichkeit, welche einen höhern Aufschwung genommen hätte. Alles war auf das

---

1) Siehe Abth. I. Baiern.

Praktische hingewiesen, man half sich mit den vorhandenen Mitteln, und die innere Entwickelung kam zu einem gewissen Stillstande, der nur einzeln durch persönliche Streitigkeiten gegen verschiedene Rabbinen unterbrochen ward. Aber dieser Stillstand war fruchtbar in so fern, als eine sehr bedeutende Anzahl von Schulmännern sich eine tüchtige Befähigung aneigneten, und die zunehmende Zahl von Elementar- und Religionsschulen sehr bald mit wackern Arbeitern besetzt werden konnte, wodurch denn die Jugend eine völlige Umwandelung erfuhr; und als die Rabbinen, immer mehr zeitgemäß gebildet, den rabbinischen Spitzfindigkeiten entsagten, um ihr Amt zu einem wahrhaft geistlichen umzuschaffen, und sowohl durch volksmäßige Vorträge, als durch die ihnen überwiesene Beaufsichtigung der Schulen, ihren Gemeinden nahe zu stehen. Die Verbesserungen im Unterrichtswesen gingen in Baiern leichter von Statten, als die des Cultus, weil hier keine Oberbehörde vorhanden war, die eine Verständigung herbeiführen konnte, alles daher den Ansichten der einzelnen Rabbinen anheimgestellt blieb. Die Bestrebungen zur Einheit scheiterten an äußeren Hindernissen.

In Baden hätte eher eine Einheit erzielt werden können, wenn der Oberrath [1] kräftiger eingegriffen hätte; allein wir sehen ihn lange Zeit nur dem Namen nach bestehen, und seine Aufgabe nicht erkennen. Der Grund davon mag in der freiern Entwickelung der Gemeinde liegen, welche sich bald zur vollen politischen Gleichheit emporarbeitete, wenn sie dieselbe auch nicht gesetzlich erlangte. Im Großherzogthum Hessen war für eine allgemeinere Ordnung nichts geschehen, es zersplitterten sich daher die Kräfte im örtlichen Ringen nach Verbesserung der Zustände, oft durch feindliche Elemente von außen behindert. In Kurhessen änderten sich am Schlusse dieser Periode die politischen Ver-

1) Nicht zu verwechseln mit dem Titel Oberrath, welchen ein Mitglied desselben in dieser Periode als Beamter trägt. Herr Oberrath Epstein, hat sich um Schulwesen und sonstige innere Angelegenheiten große Verdienste erworben. Allein um dem Geiste der Zeit gemäß die Verhältnisse umzugestalten, bedurfte es eines tüchtigen Collegiums. Die Gemeinden sind den offiziellen Einrichtungen weit vorausgeeilt.

hältniße ganz und gar und ward jeder Kampf beendet. Die innern Bestrebungen ordneten sich durch gesetzliche Verfügungen. Die Cultur bietet nichts bemerkenswerthes dar.

In den kleinern Ländern Deutschlands wiederholen sich in geringerm Maßstabe die oben beschriebenen Erscheinungen. Die Cultur der Individuen überall im Fortschreiten, die der Gemeinden in einer seichten Ruhe. Die bürgerliche Freiheit aber lebte in allen und arbeitete mit regsamem Eifer gegen alle gesetzlichen und corporativen Hemmungen.

Im Laufe der Zeit, die wir hier vor Augen haben, besonders zwischen 1820 und 1830 ist die literarische Bewegung kaum erwähnenswerth, außer in so weit sie politische Ansprüche betraf, und selbst in dieser Hinsicht geschah nichts Bedeutendes. Dagegen entwanden sich die Juden in allen größern Gemeinden, und sehr häufig auch in kleinern, dem niedern Handel immer mehr, und es haben sich überall einzelne angesehene Häuser, unter denen einige, wie die Haber in Carlsruhe, die Caulla in Stuttgart, die Hirsch in Baiern, ein Salomon Heine in Hamburg, umfassendere, den betreffenden Staaten selbst unmittelbar erspriesliche Geschäfte ausführten, das Haus M. A. von Rothschild und Söhne aber eine nie zuvor von Kaufleuten errungene Höhe, sowohl merkantilischer als politischer Bedeutung, erreichten; Andere errichteten an vielen Orten, namentlich Preußens, stark beschäftigte Fabriken; viele ergaben sich, insbesondere im Süden, dem Handwerke, und im Badenschen auch mitunter der Landwirthschaft, und tilgten so einen Theil der Vorwürfe und Vorurtheile, welche oft den Haß ihrer Mitbürger angeregt oder ihm zum Vorwande gedient hatten. Vorzüglich aber ist für den Zeitgeist dieser Periode wesentlich, daß vor allen die Reichen zu der Einsicht gelangten, daß ungeachtet der Macht des Geldes die Geistesbildung unerläßlich sei, und daß daher aus den reichern Häusern auch sehr tüchtige Männer der Wissenschaft und Kunst hervorgingen. — Die Anerkennung aller dieser Fortschritte blieb nicht aus, wie die ständischen Verhandlungen, am Glänzendsten die Baierschen 1831, zur Genüge darthun.

An einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten war diese Zeit arm, mit Ausnahme der Kunst, welche einen Meyerbeer, einen Moscheles, einen St. Heller und einige von

minder allgemeinem Rufe hervorbrachte. Es fehlte an Aufmunterung für ausgezeichnete Fähigkeiten. Michael Beer, der gesinnungskräftige Dichter, starb (1833) vor der vollen Entfaltung seiner herrlichen Gaben. Die bedeutenderen Geister, ein Eduard Gans, ein Heinrich Heine und andere gingen zum Christenthume über, wie Ludwig Börne[1] schon zu Anfange dieser Periode, und eine große Zahl anderer, welche in Staatsdienste traten. Jacobson starb am 13. September 1828; sein Hintritt ward allgemein betrauert, aber seine öffentliche Thätigkeit war bereits viele Jahre früher durch körperliche Leiden gelähmt gewesen. David Friedländer lebte noch bis in die folgende Periode hinein, aber in seinem hohen Alter ohne Einfluß. Er war auf seinem Standpunkte geblieben. Eine jüngere Welt war noch in der Vorbereitung begriffen.

In den andern Ländern, Dänemark, Frankreich, Holland, war in jener Zeit die Bildung so ganz und gar äußerlich geworden, daß sie nur als eine Ablösung von der noch in der Verdumpfung gebliebenen Masse erschien, und allen Einfluß auf diese verlor. Dänemark hatte in der Hauptstadt selbst keine Synagoge, Holland besaß eine Anzahl deutsch gebildeter Männer, aber dieselben standen zu hoch über der Menge und hatten nicht die Kraft, sie heraufzuziehen, in Frankreich war die größere Hälfte, die östlichen und die südlichen Gemeinden umfassend, hinter der Bildung derer im Binnenlande zurückgeblieben, und die letztern waren nur vereinzelt. Der Gemeinsinn schien überall zu erlöschen, die günstigere gesetzliche Lage hatte die Interessen getheilt. Das gemeinsame religiöse Bedürfniß ward erst empfunden, als die jüngere Generation aufwuchs und sich des Verlustes bewußt ward.

VII.

Emancipationskampf. Riesser.

Inzwischen änderte das Jahr 1830 die politischen Verhältnisse vieler Staaten, und es schien, als ob die Zeit auch

1) Von Börne s. weiter unten.

den Israeliten Deutschlands eine festere gesetzliche Stellung zu sichern sich hinneige. Das Wort Emancipation, obwohl weder auf Katholiken noch auf Juden in seinem ursprünglichen Sinne recht anwendbar, machte sich doch einmal durchweg in seiner neuern Bedeutung geltend, und der gesunde Menschenverstand drückte damit die Befreiung von Zurücksetzungen aus, die lediglich von Willkür und Übermacht herrührten. Die Israeliten Deutschlands begannen zu fühlen, daß sie berechtigt seien, von der Gesetzgebung der Staaten eine Berücksichtigung zu erwarten, die nicht mehr in bloßer Gnade bestehe, sondern das Recht als solches anerkenne. Wie sie hierin wirkten, haben wir in der Geschichte der Rechtsverhältnisse gezeigt. Der Gedanke aber hat zugleich die innere Bildung auf eine Weise gehoben, daß ein bemerkenswerther Fortschritt gethan ward.

Am Entwickeltesten erschien er in Riesser, welcher seit dem Jahre 1831 der Vorkämpfer desselben geblieben ist. Sein Einfluß auf die Behandlung der Emancipationsfrage ist oben geschildert worden. Nachhaltiger und glücklicher wirkte er auf seine Glaubensgenossen ein. Je zerfallener die Zustände derselben erschienen, je weniger Gemeingeist verspürt ward, und je mehr es das Ansehen hatte, daß dieser bei den in der Bildung Fortgeschrittenen nie wieder angefacht werden könnte, zumal da die Zeitschriften gar keinen Fortgang fanden,[1] um so auffallender ist die gewaltige Anregung, welche Riessers erste Schrift bewirkte, und welche seine späteren noch eine Reihe von Jahren hindurch steigerten. Der Grund dieser hinreißenden Gewalt liegt einzig und allein in der Wahrhaftigkeit, mit welcher er zuerst rücksichtslos dasjenige aussprach, was alle Richtigdenkenden längst hätten sagen mögen, und nur aus Scheu, oder weil ihnen das Wort abging, nicht gesagt hatten. Der Standpunkt, welchen Riesser sogleich bei seinem ersten Auftreten einnahm, war ein völlig freier, sowohl von politischer als religiöser Seite unbeschränkter; keinerlei bestehende Ver-

---

1) Von der Sulamith erschien in 8 Jahren kaum ein Jahrgang; die Jedidjah ward nicht bekannt; Creizenach's Versuch 1824, eine Zeitschrift zu gründen, scheiterte gänzlich, und es erschien nur ein Band vom Geist der pharisäischen Lehre. Selbst Riesser konnte mit seinem Zeitblatt „der Jude" 1832 nicht durchdringen.

hältnisse behindern ihn in der Darlegung seiner Grundsätze, deren Wahrheit in ihnen selbst beruht. Persönliche Unabhängigkeit wirkten mit, seinen Muth aufrecht zu halten und seine Ausdauer zu stärken; mehr aber wohl die aufrichtige Anerkennung, die er auf allen Seiten fand, und die sichtliche moralische Wirkung seiner Leistungen, insbesondere bei dem denkenden Theile der Israeliten.

Er führte diese zunächst auf den Standpunkt des Rechts, indem er das Bewußtsein aus den historisch gewordenen Zuständen heraus, auf die oberste Höhe der Prinzipien emporhob. Der Kampf sollte fortan nicht mehr einzelne Bedingnisse des Daseins im Staate betreffen, sondern die reinsten Rechtsgrundsätze zur Geltung bringen. Das stellte er sofort als Ziel des Strebens auf. Dazu forderte er ein edles, sich selbst richtig schätzendes, gemeinsames Gefühl vom eigenen Werthe, welches zurückbebe vor jeder Entwürdigung, diese sei eine falsche Bescheidenheit oder eine noch schmachvollere Verzweiflung. [1]

Falsche Bescheidenheit nennt er die bisherige Weise, um das Recht zu bitten, da wo dasselbe den Berechtigten ohne Grund entzogen ist.

„Jene feudale Demuth, die der Höhere vom Niedern, „der Stärkere vom Schwächern verlangt, um sie ihm mit „Stolz oder höchstens mit Herablassung zu erwiedern, und „sich dann wieder seinerseits vor dem Höhern und Stärkern „zu beugen, sollte man lieber bei ihrem wahren Namen — „Niedrigkeit nennen, und nicht den edlen Namen der Be„scheidenheit damit entweihen. Auch lehrt die Erfahrung, „daß jene Demuth bei den Meisten Verachtung, bei einigen „Wenigen besonders gutmüthigen höchstens ein unfruchtba„res Mitleid erregt, nirgends aber den ernsten Willen, zu „helfen, hervorruft, vielmehr die verderbliche Vorstellung be„fördert, als sei der Zustand der Unterdrückung, der Sitte „dem Charakter, der Gesinnung der Unterdrückten nicht ganz „unangemessen."

Andrerseits erklärt er, weit entfernt sich auf die theologische Frage einzulassen und ein Glaubenssystem, wie es ihm und vielen Gleichgesinnten zusage, aufstellen zu wollen,

1) Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. Altona. 1831. (geschrieben 1830.)

zur Vermeidung jedes Mißverständnisses, auf welchem freien Standpunkte er sich befinde, wenngleich er innere Gründe vorfinde, an dem Glauben seiner Väter festzuhalten. „Aber „weit, sehr weit ist er davon entfernt, auf eben diese be= „sondere Gesinnung seine Ansprüche auf bürgerliche Gleich= „stellung nur im mindesten gründen, eine Aristokratie „der Aufklärung an die Stelle der Aristokratie des „Glaubens setzen, und sich dadurch von einem großen „Theile seiner Glaubensgenossen, die ihm nicht minder „nahe stehen, als die, die seine Ansicht theilen, isoliren zu „wollen. Der Staat hat das unbestrittene Recht, die Er= „füllung aller allgemeinen bürgerlichen Pflichten, das Tra= „gen aller bürgerlichen Lasten als Bedingung an die Er= „theilung bürgerlicher Rechte zu knüpfen; — — jedes „Einschreiten der Staatsgewalt in das Gewissen und in „die religiöse Ueberzeugungen seiner Unterthanen aber über „jenes Ziel hinaus ist eine Thorheit und eine Ungerechtig= „keit."

In diesem letzten Punkte sehen wir Riesser mit Mendelssohn stimmend, aber er geht über diesen hinaus, indem er das Dasein einer bereits zahlreichen Parthei von freidenkenden Israeliten und sich selbst als zu ihr gehörend, öffentlich beurkundet, und ihr den kräftigen Sinn der Selbstverleugnung einzuflößen sucht, daß sie für Alle fordere, was Allen gebührt, und jede Bevorzugung einer besondern Farbe von sich weise.

Gegen die Verzweiflung des aufgeklärten Indifferen= tismus aber spricht folgende Stelle:

„Wir — ich rede hier in der Ueberzeugung, daß ich „die Gesinnungen einer großen Anzahl der achtungswerthe= „sten und der geachtetsten unter meinen Glaubensgenossen, „insbesondere Derer ausspreche, welche mit mir der jüng= „sten in den letzten Decennien herangewachsenen Generation „angehören — wir haben nichts an der Religion unserer „Väter zu rächen, wir haben nur Ursache sie zu lieben: „denn wir sind ohne Vorurtheile und ohne einen drücken= „den Ceremonien=Dienst in einem reinen Gottes=Glauben, „in dem unbesiegbaren Vertrauen auf eine göttliche Füh= „rung und auf den endlichen Sieg des Guten und des „Rechten erzogen, die Kraft ist uns frisch erhalten worden,

„um sie gegen die Despotie des herrschenden Glaubens zu
„wenden; denn diese allein trägt die Schuld an allem,
„was uns hindert und einengt. Wir glauben die mittel-
„alterlichen Formen des Judenthums in unwiderbringlichen
„Untergang begriffen; aber wir sehen nichts, als die frei-
„ere Entwickelung der innersten Lebenskeime des Mosais-
„mus, gereiht an das Höchste, was die Menschheit unsrer
„Tage zu fassen vermag, was für uns an ihre Stelle tre-
„ten könnte. Wir glauben nicht, daß eine der bestehenden
„öffentlichen Religionen den wahrhaften naturgemäßen Aus-
„gangspunkt dieser Entwickelung darbietet. Wir können
„hierin irren, aber darin gewiß nicht, daß nur Glaube
„und Ueberzeugung, nicht schnöde Rücksicht auf äu-
„ßern Vortheil, nicht ein feiges Weichen vor sinn-
„loser Gewalt diese Fragen entscheiden müssen. Wir ver-
„ehren mit tiefgefühlter Begeisterung die Grundsätze der
„Vernunft und der Freiheit, denen alle edlen Bestrebungen
„unsers Jahrhunderts zugewandt sind, und denen wir, mehr
„als irgend jemand, alles verdanken, was dem Leben Werth
„giebt; wir verachten aber jenen Jesuitismus der Aufklä-
„rung, der den Glauben wie das Gewand wechselt, der
„den Lama oder Fetisch, wie Mahomet oder Christus, der
„diesen nach den Lehren der kakholischen Kirche, Luther's
„oder Calvins u. s. w. anzubeten bereit ist, je nachdem es
„die Umstände mit sich bringen. Wir glauben, daß das
„Gebot des Sabbath, wie die mosaischen Speisegesetze und
„ähnliche an äußere vergängliche Verhältnisse geknüpft sind,
„aber das inhaltschwere Wort der ewigen Wahrheit: „Du
„sollst den Nameu deines Gottes nicht umsonst anrufen"
„hallt ewig in den Tiefen unsers Herzen wieder und flößt
„uns ein Grauen ein vor einem Gottes-Bekenntniß, an dem
„das Herz keinen Theil hat, und Abscheu gegen eine ver-
„worfene Gesetzgebung, die zu solchen Bekenntnissen lockt.
„Wahrheit — so denken wir — nicht Heuchelei und Lüge
„sollen an die Stelle des untergehenden Wahnes treten;
„die Opfer, die der Aberglaube nicht mehr heischt, sollen
„dem Gott der Wahrheit und der Liebe, nicht dem Götzen
„der Falschheit und der Selbstsucht; sie sollen dem Wohl
„der Leidenden, dem Recht der Unterdrückten, nicht der

„übermüthigen Willkühr eines andern Aberglaubens darge-
„bracht werden."

Diese, mitunter vielleicht zu scharfen Worte, thaten eine mächtige Wirkung; der Grundton derselben, der in der ganzen Flugschrift immer hervorklingt, fand in einer großen Zahl bereits schwankender Gemüther einen so lebhaften Wiederhall, daß jeder die Wahrheit derselben tief empfand, und daß, wenn auch der Zweck des Kämpfers einen förmlichen Verein zu bilden, der sich in gleicher Weise ausspräche, fehl schlug, dennoch in sehr vielen der Entschluß sich feststellte, diese Gesinnungen auf alle Weise zu unterstützen, und mit moralischer Kraft zu bekennen. Der Einfluß solcher Gedanken auf die eigentliche innere Cultur ist unberechenbar. Sie fanden den meisten Eingang in Dänemark und im westlichen und südlichen Deutschland, und wirkten auf die politischen Fragen ein. Sie zerstörten aber vornehmlich zum großen Theile den verderblichen Indifferentismus und gaben dem freisinnigern Theile der Juden einen starken Gesammtcharakter der Riesser's weitere Schriften zu Gunsten der Emancipation unterstützte; der auch öfters in offenen Dankesbezeugungen gegea Riesser sich auszusprechen [1] suchte. Riesser's Bildniß ward verbreitet, die Badenser beschenkten ihn mit einem herrlichen Kunstwerke des wackern Malers Oppenheim (eines in Frankfurt wohnenden Kurhessen, welcher begeistert für die Idee der Emancipation, die Rückkehr eines jüdischen Freiwilligen aus dem Befreiungskriege ins väterliche Haus meisterhaft dargestellt hatte.) die Hamburger (und Altonaer) Freunde der guten Sache ließen im Jahre 1836 eine Münze prägen, um sein Wirken zu verewigen. [2] — Er hatte in der Zwischenzeit fast seine ganze Energie auf Beleuchtung der politischen Verhältnisse der Juden in den verschiedenen deutschen Staaten und auf Kritik der Gesetzgebung verwendet, bald in Form einer Zeitschrift: Der Jude, welche jedoch auf zu sehr beschränktem Boden stand, um in einem

---

1) Geiger's wissensch. Zeitschrift für jüd. Theologie. I. 137. II. 596.

2) Sie trägt das Symbol des herrschenden Christenthums und des gefesselten Judenthums, mit der Umschrift Mal. II. 10. Auf der Kehrseite: Dem Streiter für Recht und Freiheit seine Hamburgischen Glaubensgenossen.

größern Kreise sich lange erhalten zu können, bald durch kleine Flugschriften. In allen herrscht ein kühner Geist, eine freie beredte Sprache, eine Wärme der Empfindung, und eine von Satyre und Spott fern gehaltene, derbe und schonungslose Zergliederung der Verkehrtheiten, welches zusammen auch die stärksten Widersacher, wo nicht umstimmte, doch zum Nachdenken aufforderte.

Äußerliche Erfolge von dieser Wirksamkeit lassen sich in den Gesetzgebungen nicht wohl nachweisen, desto eher den Eindruck derselben auf viele Ständemitglieder mehrerer Staaten und auf die öffentliche Stimmung. Der Eifer der Juden in Deutschland, für ihre eigene Emancipation thätig mitzuwirken, war einmal durch Riesser lebhaft angeregt, und erkaltete nicht so bald wieder, und was noch mehr sagen will, die Art des Kampfes hatte zugleich eine andere Wendung genommen. Der sinnige Ernst trat an die Stelle der Erbitterung oder des Unwillens, wiewohl dieser noch hie und da auch wohl bald mit starken Scheltworten [1] bald in beißender Satyre sich Luft machte, die jüdischen Schriftsteller überwachten die Äußerungen der kritischen und belletristischen Literatur und wiesen jeden ungerechten Angriff mit Mäßigung zurück.

Die Emancipationsfrage wurde überall mit Freimüthigkeit besprochen, zunächst in Preußen 1833, als der Streckfußische Gesetzentwurf große Besorgnisse verbreitete, und das offene Sendschreiben an Streckfuß von J. M. Jost, [2] auch Johann Jacobi's: das Verhältniß des Gh. R. Streckfuß zur Emancipation der Juden, [3] und einige andere Flugschriften hervorrief; gleichzeitig in Baden, später in Sachsen (1837) [4] und in andern Ländern, wie bereits oben berichtet worden. Die deutschen Tagesblätter beschäftigten sich oftmals mit dieser Frage, die man als einen Zeitmesser zu betrachten anfing. Die Angelegenheit der

1) Steinheims Meditationen rc. 1839.

2) Berlin. 1833.

3) Königsberg. 1833. Von geringem Werthe sind: Joel Jakobi: Ueber das Verhältniß der Juden zum Staate 1833. und (M. B. Lessing) die Juden und die öffentliche Meinung im preußischen Staate. Altona. 1833.

4) Weil's: Die sächsische Kammer und die Juden. 1837.

Israeliten trat durch alle die öffentlichen Besprechungen in eine ganz neue Phase. Sie standen, ohne daß man eigentlich von Einräumungen reden konnte, — denn erlangt haben sie durch diesen Kampf im Ganzen keine viel günstigere Stellung — doch immer auf dem Boden des Rechts, und die Gegner haderten nur um ein Wieviel und Wieweit, und auch dies ward nur von wenigen aus allgemeinen Prinzipien entwickelt und zu allgemeiner Lösung versucht,[1] vielmehr durchgängig aus gegebenen, statistischen, legislativen und historischen Verhältnissen jedes Landes für das betreffende Land.

Riesser hatte übrigens andern Talenten nicht viel Spielraum gelassen, so lange sie sich lediglich mit der Emancipation beschäftigten, daher fanden sich auch keine bedeutenden Schriftsteller neben ihm auf diesem Gebiete, bevor nicht die theologische Epoche hinzutrat, um von innen heraus auch das religiöse Moment, welches bei Riesser gleichgiltig erscheint, für die bürgerliche Freiheit zu zeitigen. Dies geschah jedoch schon wenige Jahre nach Riessers Auftreten, so daß sich mit seinen ersten größern Arbeiten auch bereits dieses zweite Stadium, wenn auch noch lange nachhallend, abschließt. Doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß auch die Dichtkunst der Sehnsucht nach Freiheit ein herrliches Denkmal verdankt, in Steinheims energischen Liedern,[2] die stets einen classischen Werth behalten werden.

Die Zeit hat weitere heilsame Früchte getragen, indem die Israeliten Deutschlands fortfuhren, Vereine zu bilden, um Wissenschaft, Kunst, Gewerbsfleiß und Ackerbau unter den Dürftigen zu befördern, der belebtere Gemeingeist erhöhete die Theilnahme und die Thätigkeit. Es entstanden 1829 in Hamburg ein Stipendien-Verein, 1831 in Stuttgart für ganz Würtemberg eine Anstalt zur Versorgung der Waisen; 1833 ein Verein für Verbesserung der Israeliten im Großherzogthum Hessen; gleichzeitig ein ähnlicher für Baden, und ein Handwerksverein in Hechingen ein ähnlicher in Hannover; gleichzeitig die

1) Besonders lesenswerth: Deutsche Vierteljahresschrift. Stuttgart 1838. I. 248—263.

2) Gesänge Obadjah's. 1829.

Michel Beersche Stiftung für Künstler in Berlin; ebendaselbst das B. Auerbachsche, in wenigen Jahren bewunderswürdig emporgekommene Waisenhaus für Knaben (1844 auch eins für Mädchen; gleichzeitig erblühete die seit 1829 begonnene Mendelsohnsstiftung in Berlin; es entstand 1835 ein Handwerksverein in Meklenburg Schwerin; 1837 ein von Dr. Philippson für die Provinz Sachsen gestifteter Verein für Handwerk und Ackerbau in Magdeburg; gleichzeitig ein solcher in Sachsen Meiningen, und in Hürben in Baiern; 1838 durch Dr. Herrheimer gestiftet in Bernburg; 1843 in Breslau für ganz Schlesien; — alle neben den frühern, noch jetzt fortbestehenden, segenreich thätig, meist auch von den betreffenden Regierungen theils unterstützt, theils begünstigt. Viele andere Stiftungen für edele Zwecke erhoben sich in jener Zeit einer lebendigen Regung. Alle diese Leistungen geben der Zeitrichtung ein schönes Zeugniß.[1]

In der That ward dieses Streben von öffentlichen Stimmführern und von Staatsmännern, deren Ausdruck das Gepräge voller Unpartheilichkeit trägt, gern und freudig anerkannt. Es konnte indeß alles dies nicht eine kleine Rückwirkung verhüten, welche durch den allzustarken Andrang der Schriftsteller an die Öffentlichkeit theilweise hervorgerufen, durch grobe Mißverständnisse aber genährt ward. Die Freunde der Emancipation, christliche noch mehr als jüdische, sahen häufig in den kirchlichen Formen das Hinderniß, welches den deutschen Geist, oder den von einigen Köpfen für solchen gehaltenen, nicht zum Durchbruch kommen ließe, und wendeten daher ihre Angriffe auf die Bollwerke der Kirche hin. Das ward bald als Gefahr drohend angesehen, und die Juden, welche in den Zeitbestrebungen mit einbegriffen waren, weil sie ungerecht behandelt wurden, galten für die Miturheber und Unterstützer des jungen Deutsch-

---

1) Eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Zahl hat sich im Laufe der letzten Decennien dem Handwerke und den freien Künsten zugewendet, und der Handelsstand ist mindestens um ein Drittel verringert worden. Ueberall, wo die Berichte Uebersichten enthalten, findet sich dies bestätigt, so aus Baiern, Baden, Schlesien, Berlin, Frankfurt am Main, Münster u. s. w. Vollständige vergleichende Tabellen über ganz Deutschland, da wo die Vereine wirken können, wären wünschenswerth.

lands. Manche ernstere Vorfechter der Emancipation nahmen hierauf Parthei für die Kirche und griffen ohne Grund die Juden an. Diese wußten sich aber zu wehren und man erkannte bald, als das junge Deutschland in seinen Urhebern gedämpft war, daß hier ohne Noth gestritten worden.[1] Das kleine Zwischenspiel diente nur dazu, die Richtung der Thätigkeit, welche von innen heraus durch zweckmäßige Leitung der sittlichen und gewerblichen Bestrebungen und durch Erkräftigung des Rechtsbegriffes die Böswilligkeit zu beschämen und zu entwaffnen strebte, desto mehr zu befestigen.

Wie sehr das Bewußtsein der Israeliten über ihre eigene Stellung in dieser Epoche aufgehellt ward, das sah man bald am Auffallendsten in den gemeinsamen höchst denkwürdigen Schritten sämmtlicher Preußischen Juden in den Bundesländern gegen die beabsichtigte Befreiung von der Pflicht des Kriegesdienstes. Die aller unbedeutendsten Gemeinden schlossen sich, ungeachtet die Militärpflicht vielfache Opfer und Lasten auflegt, und die Befreiung von ihr manchem Bürger wünschenswerth erscheinen muß, der allgemeinen Bewegung an, wohl fühlend, daß der rechtliche Boden durch dergleichen Ausnahmsgesetze erschüttert werde. Und in gleichem Sinne arbeiteten sämmtliche jüdische Schriftsteller, sogar die Rabbinen, welche vormals nur zur Nothwehr den Eintritt in den Kriegesdienst, und den freiwilligen wohl niemals, billigten. Das Rechtsgefühl hatte bereits eine solche Gewalt, daß keiner der Gegner einer vollen Emancipation es wagte, der Ausschließung vom Militärdienste das Wort zu reden, und daß die Durchführung einer Gesetzgebung, in welcher diese Ausschließung aus den Grundlagen hätte erwachsen sollen, von vorn herein allgemeine Mißbilligung fand. Die Gerechtigkeit, nicht die Israeliten, hat diesen Vortheil errungen, es ist ein Sieg der Zeit über eindringende Verirrungen. Ganz gleichgiltig mag es der Geschichte nicht bleiben, daß einer der vorzüglichsten Vorfechter der Emancipation, Johann Jacobi, gleichzeitig auch als Eiferer für die Freiheit der Staatsreformen mit den Vier Fragen hervortrat, die ihn in Anklage verwickelten, von welcher er jedoch endlich freigespro-

---

1) J. Weil: Das junge Deutschland und die Juden. 1836. Riesser: Jüdische Briefe. 1839. 40.

chen ward. Der Israelit zeigte sich hier völlig als Staatsbürger und seiner Besonderheit gänzlich entkleidet, wie denn diese auch in allen bürgerlichen und gerichtlichen Verhandlungen, welche durch die vier Fragen angeregt wurden, nicht zur Sprache kam.

Nachdem wir somit die Zeitbestrebungen nach einer Richtung hin, bis zu einer Spitze verfolgt haben, wenden wir uns zuvor nach den östlichen Gegenden, wo das Erwachen langsamer vor sich ging, und die wissenschaftlichen Leistungen, in Ermangelung der Emancipation, sich andere Gebiete erwarben, welche fleißig und nützlich bestellt wurden.

VIII.

Fortgang der Bildung in den östlichen Ländern.

Oesterreichische Staaten — Wien — Ungarn.

Die Lage der Israeliten in den österreichischen Staaten ließ im Allgemeinen eine Cultur, wie im übrigen Deutschland, nicht zu. Die Mittheilung der Fortschritte dorthin, und die Verbreitung derselben im Innern stößt auf gesetzliche Hemmungen; auch würde, bei den mannigfachen Hindernissen, die Bewegung trotz der stärksten Impulse nicht zu einem lebendigen Aufblühen gediehen sein, wenn sie dieselbe Richtung, wie in den andern Ländern Deutschlands, hätte verfolgen wollen. Als eigentlich deutsche Juden ist ohnehin nur die kleine in Wien geduldete Gemeinde anzusehen. Die Italiäner standen dem deutschen Geiste bereits fern, die Böhmen, Mähren, Ungarn und Galizier, befanden sich noch auf der ersten Stufe deutscher Bildung, und besaßen nur die Fähigkeit und die Elemente zu deren Aufnahme, nicht aber die volle Vorbereitung und den regsamen Willen; entgegen standen vielmehr das Rabbinenwesen; zu Anfange dieser Epoche noch völlig mittelalterlich, die jüdische Erziehung einerseits durch Thalmud und Ceremonienwesen, bestärkt durch die gänzliche Abgeschiedenheit der Wohnung sowohl als des geselligen Lebens, andrerseits durch Heraustreten der meisten Wohlhabenden aus dem gehässigen innern

Zwang und Ausstellen einer entschiedenen Gleichgiltigkeit für gemeinsame Angelegenheiten. Es gab nur arme verachtete Juden und angesehene Barone und Edle; aber keine Bürger, keine freie Männer, keine eigentliche Vertretung des Ganzen.

Die Regierung hatte einige Vorbereitung getroffen, um die Bildung zu befördern, aber es hielt schwer, von oben herab durchzudringen, da wo die Massen so dicht zusammenhängen, und die Gewohnheit sie mit starker Gewalt zusammenhielt. Wie weit sie inzwischen durch milde Strahlen die Finsterniß zerstreuete und die Erstarrung in Fluß brachte, haben wir bereits gezeigt.

Jetzt sehen wir, was im Innern sich regte.

Die Gemeinde in Wien mußte zunächst von dem geistigen Fortschritte berührt worden. Aber sie war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts an sich nicht zahlreich und nie als Gemeinde anerkannt, daher auch so sehr in sich selbst vereinzelt, daß ihre Bildung ganz und gar zum Weltlichen sich hinwendete. Sie hatte weder Rabbinat noch Religionsunterricht, noch öffentlichen Gottesdienst; sie lebten in dem allgemeinen Hauptstädtischen Wesen, leichthin. zum Theil reich und genußsüchtig, zum Theil arm und gut unterstützt. Bis zum Jahre 1810 keine Spur von höherem Streben, kein Rabbiner, kein Bethaus, keine Schule, und seit 1812 nur dürftige Anfänge einer Religionsschule und einer Betstube, welche 1817 erweitert ward; einige wenige den Studien zugewandte Männer, lauter Fremde, meist für die große hebräische Druckerei des fleißigen und betriebsamen Anton Edeln von Schmid thätig, aus welcher viele hebräische Werke für die österreichischen und morgenländischen Juden hervorgingen. Der Standpunkt dieser Gelehrten ist bereits oben angedeutet, sie hatten das Mendelssohn'sche Zeitalter Norddeutschlands noch nicht überwunden. Die Bibel mit den neuern jüdischen Commentaren, die Grammatik vorzüglich nach Benseeb, die Dichtkunst in der neu hebräischen, doch von Barbarismen sich loswindenden Sprache, Uebertragung deutscher Dichtungen und einzelne Versuche im deutschen Ausdruck, das war ihr Gebiet. Der Rabbinismus fand hier wenige Verehrer oder Kenner.

In Wien bildete sich im Jahre 1820, unter Leitung

des rühmlichst bekannten hebräischen Schriftstellers Salomon Cohen aus Hamburg (gest. 1845), eine Zeitschrift, oder vielmehr die Redaction eines Jahrbuches,[1] welches recht deutlich zeigt, wie die israelitischen Interessen dort vertreten wurden, welches aber in seinem Fortgange einen überraschenden Fortschritt derselben wahrnehmbar macht. Es war dies die erste Anregung zum Erwachen der bessern Erkenntniß, und wie dürftig auch im Beginn, so wurde sie doch ein Mittelpunkt tüchtiger Leistungen und Vorgänger sehr bedeutender Arbeiten. Der Inhalt ist eine Sammlung hebräischer Gedichte und prosaischer Aufsätze, zum Theil aus der ältern Zeitschrift **Measef** (1784 ff.) entlehnt, und einiger deutschen Stücke, mit hebräischen Lettern, und mehreren Almanachs-Zuthaten. Letztere, und dies ist für die Zeit charakteristisch, geben statistische Übersichten, Geschäftstabellen aller Art, Postwesen und Messen, Prämien der Viehzüchtler und allerlei Nachrichten von vergangenen Jahren, — dagegen kaum eine kleine Notiz über die Stellung, das Wesen und den Fortgang des Judenthums, obwohl dies zunächst dahin gehörte. — Als Geschichte wird dort von Salomon Cohen einiges aus Josephus, und ein Paar Biographieen dargeboten. Außerdem finden wir mehrere vortreffliche Gedichte auch Sprüche und Auszüge aus dem Thalmud von demselben, und Schiller'sche Gedichte nachgebildet von Meier Letteris, und S. L. Rapoport (damals noch in der ersten Jugendblüthe, zu Lemberg wohnhaft). Unterhaltung und Förderung des guten hebräischen Styles und des geläutertern Geschmackes an Form und Inhalt machen die wesentlichen Bestrebungen aus; in den folgenden Jahrgängen trat mehr nützlicher Stoff hinzu, und ein Rapoport hielt es für angemessen, naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten in anziehender Darstellung zu behandeln, um auf die Volksbildung einzuwirken, gleich den Mitarbeitern des Measef, vierzig Jahre früher. Wir finden in der ersten Hälfte dieses Jahrbuchs, welches sich nur 12 Jahre erhielt, um weit höhern Leistungen zu weichen, nachdem es zu deren Vorbereitung beigetragen, — die tüchtigsten Männer von Fache thätig mitwirkend, viel neues und schönes mit Kunstsinn

1) Biccure haittim. (ungeschickt übersetzt: Erste Früchte der Zeiten.)

schaffend, einen Isak Erter aus Brody, H. Ginzburg, ebendaselbst, Juda Jeitteles aus Prag, M. Fischer, ebendaselbst, Ahron Chorin, Baruch Schönfeld, E. Wehli, Ber Schlesinger, Hirsch Bauer, Joseph Flesch und mehrere andere, theils minder bekannte, theils ungenannte, welche sämmtlich sich dem Bestreben dieser Jahrbücher angeschlossen und ihm einigen Glanz verliehen, der bald durch eine neue Phase noch erhöht werden sollte.

Aber alle diese anmüthigen Geistesfrüchte, selbst mit den gemeinnützigen Beigaben, erregten nicht die erwartete Theilnahme, wie sehr sie auch durch Übertragung deutscher Meisterwerke und einzelne schöne Nachahmungen den von aller deutschen Literatur abgeschiedenen, theilweise durch Bannsprüche der Rabbinen ferngehaltenen, Thalmud-studirenden Jünglingen eine neue Welt erschlossen. Es regte sich bereits ein dunkles Gefühl dessen, was eigentlich der confessionellen jüdischen Zeitschrift ihren Werth geben mußte, man verlangte nach umfassender Kunde aus dem Leben der Synagoge und der Gemeinden, und besonders nach Würdigung der bereits geschehenen Fortschritte und des zeitigen Standpunktes, zur Ermittelung der Wege, die weiter eingeschlagen werden müßten. [1]

Der Stoff dazu begann eben auch im Oesterreichischen zu wachsen. Die bis dahin nur selten angeregte Theilnahme für gemeinsame Angelegenheiten fing an aufzuleben. Zunächst war man in Wien thätig, und M. L. Biedermann (gest. 1813) gebührt das Verdienst, bedeutend dazu beigetragen zu haben. Dieser edle Mann fühlte stark und innig die herrschenden Mißstände. Was außerhalb nicht zu erreichen war, suchte er desto mehr durch innere Entwickelung zu zeitigen. Obgleich die Wirksamkeit der neu eingeführten Gemeinde-Vertretung, welcher er lange angehörte, nur eigentlich der Verwaltung zugewendet war, so erhob sich doch sein Geist wie sein Gemüth darüber hinaus, und er wußte die höhern Bedürfnisse mit in deren Kreis zu ziehen, und ward von seinen Amtsgefährten kräftig unterstützt. Er sowohl als J. L. Hoffmann, (nachmals von Hoffmannsthal,) benutzten die Bereitwilligkeit der Ge-

1) S. B. III. S. 185. wo die Redaktion es selbst bekennt.

meinde und der Regierung, welche in Folge einer Friedens- feier der Juden (1809) sich deren Wünschen geneigter zeigte, schon im Jahre 1810, um eine Religionsschule und eine Betstube zu errichten, und im Jahre 1812 hatten sie bereits beide Anstalten hergestellt. Wie weit man aber da- mals[1] noch der kräftigen Mittel entbehrte, um solche An- stalten wahrhaft zu beleben, beweist der Umstand, daß selbst die Einweihungsrede von Einem verfaßt und von einem andern gesprochen ward, eine Theilung, die auch 1814 bei der Feier des Friedensfestes im Bethause eintrat. Der musikalische Theil der letztern, welchen Ignaz Mosche- les componirt hatte, machte jedenfalls einen schönen Ein- druck, und die ganze Feier erhöhete die Theilnahme von Juden und Christen für die zu erwartenden weiteren Ver- besserungen. Der Religionsunterricht nach Ben Zion von Homberg, welches 1812 auf höhern Befehl als Schul- buch eingeführt werden mußte, konnte nur dürftig sein, und es war daher die neue Religionsschule nichts als ein blo- ßer Anfang. — Schon 1817 erweiterte man das Bethaus, ohne jedoch wesentlich vorzurücken. Aber bald darauf gab Biedermann ein Beispiel seiner edlen Bestrebungen, indem er im Jahre 1819 ein Capital zur Unterstützung derjenigen Schüler der Religionsschule, welche sich dem Handwerke widmen würden, feststellte. Sowohl diese Stif- tung, wie auch die gleichzeitige Errichtung eines zweckmä- ßigen Statuts für Armenschulen, zur Minderung der Bet- telei in der Wiener Gemeinde (1821), fanden bei den Be- hörden Anerkennung. Mittlerweile hatte auch eine Verfü- gung der Regierung vom 22. Januar 1820 der Religions- schule eine bessere Stellung gesichert, denn jetzt ward zum ersten Male eine strengere Prüfung der Rabbinen, Religions- Lehrer und Schulsinger angeordnet und zugleich anempfoh- len, dahin zu wirken, daß Gebete und Vorträge beim Got- tesdienst in der Landessprache abgehalten werden.

Mehr noch als dieses Hofdekret, dessen Ausführung auf viele Schwierigkeiten stieß, und daher in den meisten österreichischen Staaten, aller Wiederholungen ungeachtet, noch nicht erfolgt ist, wirkte die Anwesenheit des damaligen dänischen Katecheten J. N. Mannheimer in Wien im

1) Ebendas. III. S. 195. ff.

Jahr 1821. Er hielt im dortigen Bethause drei Vorträge, welche allgemeinen Eindruck machten. Die Folge davon war, daß M. L. Biedermann, als man ohnehin im J. 1823 das Gemeindehaus umbauen mußte, und auf Errichtung eines zeitgemäßen Bethauses Bedacht nahm, Mannheimer, welcher damals in Leipzig zur Messe den Gottesdienst leitete, als Religionslehrer und Prediger nach Wien berief, wo derselbe seit 1824 segensreich wirkt.[1] Unter seiner Leitung erblühete das 1826 eingeweihete herrliche Bethaus, welches durch seine ergreifende Beredsamkeit, wie durch die musikalische Gediegenheit des ausgezeichneten Kantors Sulzer, alle ähnlichen bisherigen Anstalten weit hinter sich ließ. Späterhin ward ihm der als Alterthumsforscher rühmlich bekannte Joseph L. Saalschütz (zur Zeit in Berlin angestellt gewesen) als Religionslehrer beigegeben. (Dieser ging im Jahr 1836 nach Königsberg ab.) — Auf diesem Standpunkte blieb man in Wien bisher.

Die Gemeinde Wiens, etwas mehr als 100 Familien ausmachend, hat indeß durch diese Anstalt einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, und obwohl in theologischer und wissenschaftlicher Beziehung nichts unternommen ward, um dem Fortschritt im Judenthume durch innere Weiterbildung Vorschub zu leisten, so war doch die praktische Ausführung einer an andern Orten noch nicht zum Durchbruch gekommenen Idee, ungemein förderlich zur Verbreitung eines bessern Sinnes für Gottesdienst und Religionsunterricht. Man blieb zwar auf rabbinischem Standpunkte, und hat diesen mit der Zeit eher befestigt als aufgegeben, aber alle Veredelungen, die derselbe zuläßt, wurden ohne Scheu vor Mißkennung eingeführt, alle Mißbräuche, alle anstößigen und zwecklosen Gebetformeln und Gesänge abgeschafft, und eine Weihe gewonnen, welche wahre Andacht und lebhafte Theilnahme erregte. Die allgemeine Achtung, welche der verbesserte Gottesdienst der Wiener Gemeinde erwarb, hat sicherlich ihr auch die spätern, etwas günstigeren Umgestaltungen ihrer politischen Verhältnisse vorbereitet.

In weitern Kreisen wirkte diese Anstalt außer durch das gegebene Beispiel, welches die Nacheiferung anregte,

1) Vergl. J. Auerbach's kurze Geschichte der israelitischen Gemeinde zu Wien, im Wiener Kalender und Jahrbuch für Israeliten. 5604.

auch durch die später in Druck erschienenen trefflichen Predigten Mannheimers,[1] und durch die liturgische Sammlung der dort üblichen Gebete,[2] so wie Saalschütz sich durch seine Versuche für Religionsunterricht im rein rationalen Sinne[3] Verdienste erwarb. Die Theilnahme für jüdische Angelegenheiten hat in neuerer Zeit in Wien, trotz der vorherrschenden Richtung nach rein weltlicher Bildung, außerhalb der theologischen Kreise tüchtige Schriftsteller ermuntert, durch publicistische und dichterische Arbeiten zu wirken. Joseph Wertheimer und der Dichter L. A. Frankl haben sich in dieser Beziehung verdient gemacht.

Während dies alles in Wien vorging oder vorbereitet ward, hatte auch ein Theil der noch in der tiefsten Finsterniß sich bewegenden Gemeinde Preßburgs Versuche gemacht, sich dem Geiste der Zeit gemäß herauszubilden, und für Ungarn eine neue Aera geschaffen. Von allen Seiten bedrängt und beschränkt, sah diese Gemeinde alle Erwerbsquellen versiegen und den Nothstand wachsen. Der Rabbinismus selbst verlor seine tröstende Kraft, und mußte selbst die Hand reichen, um zu einer Veränderung beizutragen, die seinen Einfluß verminderte. Obwohl den Juden Ungarns das Handwerk (nur die Freimeisterei, nicht der Eintritt in Zünfte) seit 1805 gestattet war, so hatte doch noch immer die Gewohnheit, vom Handel zu leben, die Handarbeit um so weniger aufkommen lassen, als diese sich mit der thalmudischen Religionsübung nicht leicht verträgt. Endlich aber mußte ihr ein größerer Spielraum gewährt werden, wenn nicht alles verarmen, und die Fortschritte der Zeit, welche auch in Preßburg Eingang fanden, gänzlich unbenutzt bleiben sollten. Im J. 1820 traten mehrere Freunde der guten Sache in Preßburg zusammen, um einen Verein zur Bildung einer Handwerksanstalt für Israeliten zu stiften, und der Plan fand sofort Beifall, und sogar die Genehmigung des Oberrabbinen Mose Sopher und seines Rabbinates.[4] Graf Palfy sowohl als der Stadtmagistrat erkannten mit besonderer Genugthuung diesen wirksamen

1) 2 Bände. 1835. (Vom 2ten nur 1 Heft.)
2) Machsor le Moade El. 1839.
3) Materialien ꝛc. 1831.
4) Biccure haittim. 1821—1822. Seite 175. ff.

Schritt zu einer baldigen Umgestaltung der Verhältnisse und leisteten der Ausführung der sehr zweckmäßigen Statuten dieser Anstalt auf alle Weise Vorschub. In wenigen Jahren waren tüchtige Jünglinge herangereift, welche durch ihre Arbeiten und ihren gesegneten Fleiß andern zur Aufmunterung dienten. Kaum war dies gelungen, als auch durch die Bemühungen des edlen Alex. Cohn (gest. 1842) und Schwabachersohns, eine Normalschule[1] entstand, welche neben dem Confessionellen auch deutsche Elementargegenstände lehrte, und sich in kurzer Zeit des ungetheilten Beifalls der Behörden erfreuete. Sie ward von der Familie Biedermann und von Praisach aus Wien kräftig unterstützt. Die heftigen Einsprüche des Rabbinats gegen dies Unternehmen blieben fruchtlos gegen die dringenden Forderungen der Zeit, und bald erfreuete sich die Preßburger Gemeinde einer großen, von der Regierung anerkannten Hauptschule. Seitdem ist die Elementarbildung in Ungarn im Fortschreiten.

Es wird aber noch einer langen Zeit bedürfen, um das Eis der Jahrhunderte in Fluß zu bringen. Gerade in einer der bedeutendsten Gemeinden, welche durch die Nähe Deutschlands und durch lebhafte Verbindungen mit der Residenz zur Aufnahme deutscher Bildung am geeignetsten erscheint, hat sich der starre Rabbinismus am festesten angesiedelt. Preßburgs Gemeinde, gegen 800 Familien zählend ward, wie in bürgerlicher Beziehung mittelalterlich[2] gestellt, so auch über ein Menschenalter hindurch von einem, als Mensch zwar sehr achtungswerthen und frommen, aber als Rabbinen höchst fanatischen, der Welt gänzlich abgewendeten Oberhaupte geleitet, dessen überwiegender Einfluß alle Bewegung lähmte. Mose Sopher (geb. 1761, gest. 1839), aus der Frankfurter Stättigkeit und Rabbinen- und Baumeistertyrannei[3] herstammend, wegen seiner thalmudischen Gelehrsamkeit angestaunt, vertrat in Preßburg seit Anfang dieses Jahrhunderts mit eiserner Festigkeit in Schule und Leben das Rabbinenwesen in seiner äußersten Entwickelt-

---

1) Daselbst 1823—1824, Seite 222. 1824—1825, Seite 255.

2) Dort hat man auch noch die Huldigungsgänse zu Martini darzubringen! —

3) Baumeister hießen ehemals in Frankfurt am Main die Parnassim.

heit.[1] Seinen Geist vererbte er auch auf seinen Sohn und Nachfolger, welcher in eben solcher Dumpfheit erzogen, noch im Jahre 1814 den Emancipations-Bestrebungen entgegentrat. Seine Thalmudschule ward stets von einer großen Anzahl Jünglinge besucht, und diese ist auch jetzt nicht verringert; das Thalmudstudium wird vielmehr begünstigt durch ansehnliche Stiftungen, deren eine sogar mit einer reichhaltigen Büchersammlung ausgestattet ist. An dreihundert junge Männer, deren Geisteskräfte edleren Leistungen zugewendet werden könnten, verweilen hier in den finstern Lehrstuben, um Jahrelang einzig und allein den rabbinischen Studien obzuliegen, und werden gegen äußere Kenntnisse abgestumpft, wo nicht fanatisirt. Unter solchen Umständen hatte das neuere Schulwesen, 1820 durch einen Verein von gebildeten Männern unterstützt, einen harten Kampf zu bestehen, bis die Leistungen der errichteten Anstalt alle Widersprüche des Rabbinismus entkräfteten und dieselbe sich die Anerkennung der Regierung erwarb, welche im Jahre 1825 sie zu einer Königl. Primärschule, also zu einem öffentlichen Institute creirte. In neuerer Zeit ist man in Entwickelung des Schulwesens weiter fortgeschritten.[2] Das Beispiel Preßburgs wirkte unmittelbar auf andere Gemeinden Ungarns ein; Ofen, Kanisa, und besonders Pesth nahmen die Einrichtungen der trefflichen Schule Preßburg's zum Muster, und vor allem leuchtet die Gemeinde Arad hervor, wo im J. 1836 die durch den wackern M. Hirschel gegründete Schule ebenfalls zur öffentlichen creirt ward. Dieser edle Wohlthäter seiner Gemeinde, welcher seiner vielfältigen Verdienste wegen im J. 1838 vom Kaiser decorirt ward, hat sich dadurch ein bleibendes Denkmal gesetzt. Arad war aber bereits längere Zeit der Sitz der höhern Cultur, vertreten durch den ausgezeichneten Rabbinen Ahron Chorin, eine merkwürdige Persönlichkeit von lebendiger Kraftentfaltung zur Erringung des einen Zieles, die Finsterniß,

---

1) Man sehe noch seine letzten Aeußerungen Israel. Annalen. 1839. und Allg. Zeitung des Judenth. 1839. im Oct. und Nov. Nach seinem Tode erschienen von ihm 356 Gutachten unter dem Titel Chotham Sopher. 1841. Fol.

2) Hermann Todesco (gest. 1844.) fundirte durch bedeutendes Capital eine 1843 errichtete Kleinkinderschule.

welche Ungarns Gemeinden bedeckte, zu verscheuchen. Ahron Chorin (verstorben August 1844 im 79. Jahre), hat seit 1789, da er das Rabbinat zuerst bekleidete, stets nach diesem Ziele gerungen, und es bedurfte großer Umsicht und Ausdauer, um nicht den unendlichen Hemmnissen zu weichen, welche die Hartnäckigkeit der Rabbinen und die Unbildsamkeit der Masse ihm entgegenhielt, oder den Angriffen zu erliegen, mit welchen die thätigern Gegner ihn zu lähmen suchten.[1] Gottesdienst und Jugenderziehung regelte er mit Besonnenheit und gehöriger Rücksicht aufs Leben, Ordnung und Redlichkeit führte er in die Leitung der Gemeinde ein, und vorzüglich strebte er danach, die superstitiösen Hemmungen des Lebens hinwegzuräumen, so weit es ohne Gefahr für die Religion geschehen konnte. Die Art der Anfeindungen, mit denen er zu kämpfen hatte, giebt eine Vorstellung von der Unwissenheit der Israeliten in dieser Gegend zu jener Zeit. Der Temeswarer Rabbi hatte 1782, gestützt auf M. E. Bloch's Fischwerk, mit Zustimmung des Ezechiel Landau in Prag, den Stöhr, als mit Floßfedern und Schuppen versehen, für mosaisch erlaubt erklärt. Nach beider Tode erhob sich im J. 1798 allgemeines Bedenken über diese Neuerung. Chorin nahm sich in einer Streitschrift seines verstorbenen Freundes und des Fisches an.[2] Dagegen traten mehr als 40 Rabbinen mit Verketzerungs-Erklärungen hervor, und Chorin vertheidigte nun sich selbst im Jahre darauf.[3] — Unterdeß schaffte er alle abergläubischen Gebräuche und Formeln aus der Synagoge, und belehrte das Volk über viele dergleichen im häuslichen Kreise; unter jenen namentlich auch das so häufig angefeindete **Kol nidre** (in Deutschland noch im J. 1844 ein Gegenstand rabbinischer Berathungen), unter diesen die Amulete und Talismane, (noch heutiges Tages die wahre Goldgrube für die Oberhäupter der Chassidim) die Namenveränderung der Kranken, die Opferhähne und Hennen, und ähnliche Thorheiten, (die in Deutschland noch hie und da nicht vertilgt sind.) Im Jahre 1803 gab er eine kleine

1) Ausführlichen Bericht enthält seine Selbstbiographie **Jeled Sekunim** (Kind des Alters). 1839.

2) **Imre Noam.** Prag. 1798.

3) **Sirion Kaskassim.** 1799.

Glaubenslehre heraus, ohne wissenschaftliche Tiefe, aber geeignet, das Volk für reinere Begriffe empfänglich zu machen.[1] Der Mährische Landrabbiner trat jetzt wider ihn auf, und wollte ihn ganz und gar als Ketzer ausgestoßen wissen. In Arad selbst war die Gemeinde gespalten. Chorin erfuhr Schmähungen am Buß-Sabbath 1804 in der Synagoge während der Predigt, er aber fuhr gelassen fort. Um den Sturm zu beschwichtigen, forderte er Aufklärung vom Landrabbiner in Nikolsburg, aber ohne Erfolg. Nach vergeblichen Bemühungen zur Beschwichtigung der Unruhen, wandte er sich an den Oberrabbiner zu Altofen, seine Vermittelung nachsuchend; dieser willigte ein, aber nur, um ihn gelegentlich mit seinen Gegnern zu einem Kompromiß zu locken, worein er willigte, statt dessen man ihn aber in großer Versammlung vor allem unter Androhung, ihm sofort den Bart abzuschneiden, zu einem schriftlichen Widerrufe zwang. Dieser schändlichen Gewaltthat konnte er nur durch die Landesgerichte steuern. Die Königl. Statthalterei vernichtete das Urtheil des Altofener Rabbi und den Widerruf, und beauftragte das Arader Comitat, ihm Genugthuung für die erlittene Schmach zu verschaffen. Der Prozeß dauerte drei Jahre. Am 2. Mai 1807 ward zu seinen Gunsten entschieden, aber Chorin verzieh seinen Feinden öffentlich und verzichtete auf Genugthuung. Doch vertheidigte er seine Reformen abermals[2] in einer hebräischen, später auch deutsch herausgegebenen Schrift, welche in Deutschland Anklang fand, Fragen über die Art gesetzlicher Reformen veranlaßte und eine weitere Darstellung zur Folge hatte.[3] Noch im J. 1827 ward er durch den Oberrabbiner in Altofen und mehrern seiner Genossen wiederum hart bedrängt, aber nunmehr schützten ihn die Behörden gegen alle Ränke seiner Feinde. Unter solchen erschwerenden Umständen gelang es dennoch den beiden thatkräftigen Männern Hirschel und Chorin, so viele Mitglieder ihrer Gemeinde und der übrigen Gemeinden des Comitats für Verbesserung

---

1) **Emek haschave.** Prag. 1803. Theilweise wieder deutsch 1837 unter dem Titel: Hillel.

2) **Kinath haëmeth.** Dessau. 1808. Deutsch: „Ein Wort zu seiner Zeit." Wien. 1820.

3) **Igereth Elasaph.** Prag. 1826.

des Jugend-Unterrichts zu gewinnen, als genügte, um eine hoffnungsvolle Anstalt zu begründen, aus welcher eine neue Generation tüchtiger und kräftiger hervorgehen wird. Chorin setzt dabei seine Reformen fort. Wir werden hiervon noch weiter zu sprechen Anlaß haben. Der Einfluß dieser Persönlichkeit ist groß, er gab das Beispiel kräftiger Ausdauer gegen das ganze fanatische Heer von alten Rabbinen und jüngern Heuchlern, und ermuthigte selbst manche Zaghafte in Deutschland. Für seine Gemeinde hat er unsterblich gewirkt. Ein wahrhaft bürgerliches Leben ist in die ehemalige wilde Horde eingedrungen, und die Masse ist so sichtlich durch Schule, Gottesdienst und ersprießliche Thätigkeit, [1] alles das Werk dieses unermüdlichen Geistes, civilisirt, daß die Behörden bei jeder Gelegenheit es anerkannten, und selbst die Gemeinde nicht umhin konnte, ihm ihre volle Verehrung zu zollen. [2] An seinem Grabe erkannte erst die Stadt vollends die Größe ihres Verlustes. Seltene Ehren wurden seiner Leiche erwiesen, indem alle Glocken läuteten. Es ist klar, daß die vielen Verbesserungen in Pesth, wo der aus Mähren berufene Schwab als Rabbiner den Cultus sehr gehoben hat, Groß-Canisa, wo L. Löw weitere Fortschritte gethan hat und wo noch zu erwarten sind, und anderen Orten Ungarns durch Chorins Wirken, wo nicht unmittelbar hervorgerufen, so doch um ein Bedeutendes erleichtert wurden. Er selbst war sich seines Einflusses bewußt, und ohne jemals die Gränzen einer bescheidenen Darlegung seiner Ansichten zu überschreiten, wollte er ihn doch, als den Ertrag tüchtiger Studien und eines lebhaften Eifers für Wahrheit geltend machen. Kurz vor seinem Tode richtete er noch ein Schreiben an eine zu Bacs zusammengetretene Versammlung von zelotischen Rabbinern, [3] deren Absicht war, den fortschreitenden Rabbinismus zu hemmen. Er bekennt sich darin [4] zu diesem und fordert die Versammlung auf, die

1) Arad, eine Gemeinde von etwa 300 Familien, zählt bereits über 50 Handwerker und etwa 40 Landpächter.

2) Sein letztes Werk soll sein: Materialien zur Geschichte des jüd. Kalenders und zum Übergange aus dem Mosaismus in den Rabbinismus. Prag. 1844. (Die Bearbeitung ist von anderer Hand.)

3) Die Zahl der erschienenen wird bald auf 30, bald auf 25 angegeben. Aus der Beilage A. Z. des J. 1845. Nr. 21. erhellt, daß über 30 sich eingefunden hatten. 4) Allg. Zeitung des Jdth. 1844. S. 548.

Zeit gehörig zu würdigen, und die Richtung einzuschlagen, welche allein zum Heile führe. Auch erklärte er sich einverstanden mit den Beschlüssen der Braunschweiger Rabbinen-Versammlung. Er starb darüber hin, ohne den ganz erfolglosen Ausgang der ungarischen Zusammenkunft zu erfahren.

Diese gehört allerdings nur zu den vielen, bald wieder verschwundenen Tageserscheinungen; aber sie hat doch ihre Bedeutung, in so fern sie darstellt, wie sehr bereits die Gesammtkraft des Rabbinismus im Verfallen begriffen ist. Die Rabbinen hatten Bacs zum Sammelplatze erwählt, weil hier seit alter Zeit der Thalmud seine stärksten Vertreter gefunden hatte. Am 21. August 1844 begannen die Verhandlungen in einem Saale eines Erdgeschosses, in welchen das Volk von außen neugierig hineinschauete. Der Rabbiner von Papa, Paul Horvitz, der Urheber dieser Versammlung, begann in elendem Sprachausdrucke über den Verfall der Religion zu klagen, und trug darauf an, ein Comite von 12 Rabbinen zu ernennen, welche alle künftigen Rabbinatscandidaten prüfen und überhaupt das Religionswesen in ganz Ungarn beaufsichtigen sollten. Es war also nichts geringeres im Plane, als die Errichtung einer Hierarchie im strengsten Sinne des Wortes. Diesem trat der wackere Schwab, Rabbiner zu Pesth, mit Klugheit und Entschiedenheit entgegen. Nachdem er der Versammlung die Mißbräuche, zu welchen eine solche jüdische Inquisition führen könnte, deutlich dargelegt hatte, trug er ihnen einen Entwurf vor, nach welchem die Versammlung eine weit edlere Bestimmung erhalten hätte. Sie sollte, demzufolge, die religiösen Bedürfnisse der Gegenwart besprechen und berathen, namentlich Weckung und Belebung des religiösen Sinnes, Verbesserung des Erziehungswesens, Vertretung der Religion nach außen hin, Herstellung eines würdevollen und wirksamen Cultus; und zu solchen Zwecken sich dahin verwenden, daß eine Oberbehörde, aus Rabbinen und Nichtrabbinen bestehend, eingesetzt, in jeder Gemeinde eine gute Schule errichtet, und ein Verein zur Unterstützung nützlicher Gewerbe gebildet, endlich ein angemessenes Religionslehrbuch verfaßt werde. Alles dies würde sie durch Rücksprache mit der Landesdeputation in's Werk

richten können. Er verlangte zugleich, daß die Versammlung sofort öffentlich erklären möge, 1, daß die ungarischen Israeliten, das Land, welches sie bewohnen, als ihr Vaterland ansehen, und jeder verbunden sei, dessen Verfassung und Interessen zu beschützen und zu vertheidigen, auch dessen Sprache als Muttersprache betrachten; 2, daß die Menschenliebe ohne Unterschied der Religion gegen jedermann ausgeübt werden müsse; 3, daß der Eid, unter bloßer Anrufung Gottes, ohne alle Ceremonie, volle Kraft habe, und auf keine Weise gelöset werden könne; 4, daß jeder Israelit verbunden sei, seine Kinder zu nützlicher Gewerbsthätigkeit zu erziehen. — Man fand hierin nichts Anstößiges, aber dennoch getraueten sich die Rabbiner nicht ein in diesem Sinne abgefaßtes Protokoll zu unterzeichnen. Nach abermaliger Berathung, fand man sich in der dritten Versammlung, am 22. Aug. nicht competent genug, um Beschlüsse zu fassen. Das Ergebniß der ganzen diesmaligen Besprechung war endlich die Abfassung eines hebräischen Rundschreibens, in welchem die Rabbinen aufgefordert werden, in den 4 Landesbezirken, besondere Versammlungen zu veranstalten, und in jeder drei Rabbinen zur Leitung der Versammlungen und zur Prüfung der Candidaten so wie zur Entscheidung rabbinischer Streitigkeiten zu ernennen, außerdem aber alle drei Jahre zu einer allgemeinen Synode zu erscheinen, deren Ort und Zeit noch zu bestimmen sein würde.[1] Dieser Synode solle obliegen, alle Gesammtangelegenheiten und Zeitfragen zu berathen, namentlich Cultussachen, Schulwesen und vorzüglich Belehrung des Volkes über Schändlichkeit des Wuchers und Bündigkeit jedes Eides, als wesentliche Gegenstände ihrer Sorgfalt zu betrachten. Zu allen diesen Bestimmungen sei die königliche Genehmigung einzuholen. — Das ganze Projekt zerfiel durch die erschlaffte Willenskraft. Als eine Frucht davon ist vielleicht gerade das entgegengesetzte Streben der Gemeinde zu Papa zu betrachten, welche das Bedürfniß nach Reformen tief empfindend, sich bald nachher an 25 deutsche Rabbiner, zum Theile Mitglieder der Braunschweiger Versammlung wandte, um deren Gutachten

1) Das Aktenstück befindet sich im Originale, A. Z. d. J. 1844. Seite 642—3.

über die wichtigsten Cultusfragen einzuholen. Der Rabbiner zu Papa starb 1845 im Frühjahre und diese Erledigung einer Hauptstelle diente dazu die Bestrebungen der Reformfreunde zu fördern. Sie ist seitdem (1846) durch den obenerwähnten L. Löw besetzt worden, was wichtige Fortschritte in Aussicht stellt.

IX.

Fortsetzung. Galizien. Italien.

Nicht minder merkwürdig erscheint die Regsamkeit in Galizien, einem Lande, wo die Juden eine eben so zahlreiche und in Betreff des Einflusses auf Industrie noch stärkere Masse bilden. Die statistischen Verhältnisse stehen zwar noch nicht fest; man rechnet 133 Gemeinden, (das heißt mit geregelten Vorständen, außerdem sind noch viele kleinere Massen,) und angeblich 284 Synagogen, so wie eine Bevölkerung von mehr als 400,000. Aber die Geschäftigkeit und Lebhaftigkeit derselben macht ihr Verhältniß zur Gesammtzahl der Bewohner und namentlich des höhern und niedern Adels weit bedeutender.[1] Ihre hervorragenden Mitglieder, meist auch bis in die neuere Zeit dem starren Rabbinismus und dem noch fanatischern Chassidismus zugethan, waren sich dieser religiösen Kraft stets bewußt, und an deren Unbiegsamkeit scheiterten die Pläne der Regierung seit Josephs **II.** Verordnungen. Dagegen war kaum in Galizien der Sinn für Fortschreiten rege geworden, als auch dieselbe Charakterstärke sich gegen die innern Hemmnisse wendete, und mit Gewalt den Forderungen der Zeit Bahn zu brechen wußte.

Zunächst ragt auch hier eine Persönlichkeit hervor, welcher ein dauerndes Denkmal in der Geschichte gebührt. Joseph Perl (geb. 1773, gest. 1839) war der Urheber einer neuen Entwickelung, in einer Zeit, als noch seine ganze Gegend tiefe Finsterniß bedeckte. Er war ein Mann der That, mehr noch als Jacobson, dem ausgedehntere Mittel und empfänglicherer Boden alle Wirksamkeit erleichterten. Mitten unter einer höchst rohen und unwissenden,

1) Israelitische Annalen. 1840. Nr. 8. 9. Vgl. Wien. Jahrb. 5607.

durch Verfolgung von außen gedrückten und durch scholastische Spitzfindigkeit und chassidische Albernheiten geistesverwirrten Masse, die beim Genuß des Branntweins und im niedern Schmutze sich wälzend, ihr eigenes Elend nicht kannte, aufgewachsen, bedurfte es starker Geisteskräfte, um aus solcher Versunkenheit sich hervorzuwinden, und eines ungewöhnlichen Willens, um nicht zu verzweifeln, vielmehr eine Umgestaltung solcher Umgebung zu bewirken. Joseph Perl besaß einen durchdringenden Verstand, einen schlagenden Witz, und ein edles Herz, zugleich aber auch eine seltene Charakterfestigkeit, um das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, trotz aller Hindernisse zu erreichen. Die Waffen, deren er sich bediente, waren die edelsten, er wollte nicht den widerstrebenden Willen unterwerfen, sondern die widerstehende Rinde durch liebende Wärme schmelzen, die abirrende Neigung durch bessere Ueberzeugung gewinnen; dem Trotze stellte er musterhafte Bescheidenheit, der lügenhaften Heuchelei ruhige Belehrung entgegen, und die verleitete Menge führte er durch feine Satyre zur Selbsterkenntniß. Aber er sah schon früh ein, daß dies alles nicht ausreiche, und daß die Erziehung des jüngern Geschlechtes allein eine neue Zukunft sichern werde. Diesem Zwecke widmete er sein ganzes Leben auf die uneigennützigste Weise. Er gründete in seinem Hause in Tarnopol eine Schule für deutsche Elementarbildung und angemessene religiöse Erziehung. Diese Anstalt, anfangs von wenigen Knaben und Mädchen besucht, gedieh bald zu einem ansehnlichen Umfange, und erhielt schon 1815 ein eigends dazu erbauetes Haus mit schöner Synagoge. Damals stand Tarnopol noch unter russischer Herrschaft; der Kaiser erkannte Perl's Bemühungen durch eine Ehrenmedaille an. Die österreichische Regierung, unter welche Tarnopol im J. 1815 kam, sah die aufopfernden Arbeiten Perl's, welcher die Anstalt selbst leitete, mit gleicher Anerkennung. Seine Schule wurde 1819 zu einer öffentlichen creirt, deren Unterhalt von nun an durch eine Auflage bestritten werden mußte. 1821 ward er mit einer Ehrenmedaille mit Öhr und Band decorirt, und zum Direktor ernannt, mit dem Rechte, seinen Nachfolger selbst zu erwählen, und unter Genehmigung der Behörden,

die Lehrer an seiner Schule anzustellen.[1] Dieselbe erhielt eine Einrichtung nach dortländischem Bedürfniß. Man lehrt täglich 9 Stunden; Gegenstände sind: allgemeine Schulkenntnisse, die hebräische und polnische Sprache, Bibel und Thalmud — für die zartere Jugend immer noch zu viel — und weibliche Arbeiten. Bedacht genommen wird dabei grundsätzlich, nicht sowohl auf Fertigkeit, als vielmehr auf Regelung der Denkkraft, Anregung des Gemüthes, Läuterung des Sinnes, Entwickelung der Fähigkeiten und Nährung der Empfänglichkeit für bürgerliche Lebensberufe. Aus der Anstalt gingen viele tüchtige Lehrer hervor, unter denen der Director der Schule zu Odessa, Bezalel Stern, einen bedeutenden Rang einnimmt; aber auch viele Handwerker, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten und Hemmungen, welche innere und äußere Vorurtheile dem wackern Perl bereiteten. Auch den Ritus wußte er in seinem Bethause ansprechender einzurichten; er selbst predigte ansprechend. In seinen letzten Lebensjahren sann er auch auf Errichtung einer Klasse zur Vorbildung künftiger Rabbinen, welche unsers Wissens nicht zu Stande kam. Perl genoß die ungetheilte Verehrung aller derer, die ihn kannten, selbst seine Widersacher, die Chassidim, die er unermüdet durch Wort und That bekämpfte, versagten ihm nicht die gebührende Achtung, wie sehr sie ihm auch zürnten. Sein Tod ward allgemein empfunden, und sein Leichenbegängniß (im Oct. 1839) glich einer wahren Landestrauer.[2] Perl war nicht unbemittelt. Er verwendete sein Vermögen auf Unterstützung der Armen, deren Anstalten er auch ein Capital vermachte, wie auf eine schätzbare Büchersammlung, die sein letzter Wille der Schule überwies. Sein großes Ansehen bei der Regierung[3] sowohl als in der ganzen österreichischen Monarchie überhaupt machte er zum Wohle seiner Gemeinde und durch Fürsprache für manchen Unglücklichen geltend, besonders aber dämpfte er durch dasselbe den hierarchischen Uebermuth mancher Rabbinen und wußte jede derartige Uebergriffe zurückzuweisen. Das ihm angebotene Rabbinat seiner Ge-

1) Bic. bait. 1823. 229, 2) Ker. Chem. V. S. 163 ff. Vgl. Geigers Zeitschrift IV. 312. Isr. Ann. 1840. S. 55. Anmerkung. 3) 1820 ward er bei Entwerfung eines umfassenden Judensystems zur Berathung nach Lemberg berufen.

meinde nahm er nicht an, er sah mit desto größerer Zufriedenheit, daß die allgemeine Wahl auf S. L. Rapoport fiel, welcher 1838 eintrat. Seine Muße widmete er dem literarischen Kampfe gegen den Chassidismus, dessen Thorheiten er durch heitere Satyre und lebensvolle Schilderungen dem gemeinen Verstande in schönem Gewande vorführte.[1] Perl's Verdienste erstrecken sich weit über seine Gemeinde und seinen Ort hinaus, und der jüngere Aufschwung der Gemeinde in Lemberg ist eine unverkennbare Frucht seiner Saaten, wenn auch außerdem durch den eindringenden Geist der Deutschen gezeitigt. Seine treffliche Anstalt übergab er seinem Sohne Michael Perl, welcher in Wien und Prag studirt hat, und welcher zugleich Besitzer einer Apotheke ist, der Einzige, welchem die oesterreichische Regierung dies ausnahmsweise gestattet. Seine Talente verbunden mit ererbtem Eifer steigern die Hoffnungen, welche sich an die bewährte Schulanstalt knüpfen.[2]

Andere Bestrebungen, der bessern Bildung Vorschub zu leisten, scheiterten bis in die neueste Zeit, wie sehr auch die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten angesprochen ward. So hatte Brody, eine Stadt, deren Einwohner größtentheils Juden sind, 1815 eine Realschule errichtet. Dieselbe ward von der Gemeinde erhalten, mit Bibliothek und Instrumenten angemessen ausgestattet, und von Juden und Christen besucht. Die sogenannte orthodoxere Parthei sah hierin Gefahren für die Religion. Unfähig, die von der Regierung erlaubte Anstalt zu unterdrücken, errichtete sie im J. 1817 eine großartige hebräisch-thalmudische Schule zur Ausbildung künftiger Rabbinen und berief zu deren Leitung eine Celebrität, Hirsch Heller aus Ungwar, (gest. 1835 zu Altofen.) Dadurch geschah der Real-

1) Außer manchen kleinen Aufsätzen in Zeitschriften sind selbstständige Werke von ihm: Megalle Tmirin 1819 4to. und Bochen Zaddik 1837. — Ein Mscr. ernstern Inhaltes in deutscher Sprache gegen den Unfug der Chassidim hat Perl im Jahre 1828 uns übersandt. Er stand aber aus Gründen, die wir ihm vorlegten, von dessen Herausgabe ab.

2) Der Geist der Duldung, welchem die Israeliten in Tarnopol den Mitgenuß des freien Bürgerrechts verdanken, seitdem Tarnopol eine freie Stadt ist, war sicherlich vorzugsweise durch Perl gefördert worden, wie dies auch bei feierlicher Gelegenheit ausgesprochen und anerkannt ward. Vgl. A. Z. d. J. 1845. S. 224.

schule sichtbarer Eintrag. Da sie der Genehmigung der Regierung entbehrte, ward abseiten der Realschule gegen sie eingeschritten. Heller ward angeklagt, nach verbotenen Büchern zu lehren, und 1818 aus Brody verwiesen. Er ging nach Ungarn, die Schule ward aufgelöst. Die Realschule aber erholte sich nicht wieder von ihrem Verfalle, und blieb nur noch eine Armenschule.[1] —

Außerdem ist für Erziehungswesen noch wenig geschehen. Erst in ganz jüngster Zeit erhoben sich Schulen in Czernovicz in der Bukowina 1842 und in Lemberg 1844; welchem Beispiele einige Gemeinden zu folgen im Begriffe stehen.

Schuld an dieser Langsamkeit des Fortschreitens ist, wie schon angedeutet, der Rabbinismus und der sehr verbreitete Chassidismus[2] in Verbindung mit den traurigen bürgerlichen Verhältnissen, welche, wie sehr auch die Regierung durch Gesetze eine bessere Bildung zu erzielen strebt, jenen die Mittel in die Hand geben, um letztere unwirksam zu machen. Um dies zu begreifen, ist es nöthig, einige innere Angelegenheiten ausführlicher zu enthüllen.[3]

Obwohl nach den bereits erwähnten Anordnungen seit Josephs **II.** Regierung die Erfahrung dahin hätte führen müssen, wie in allen westlichern Ländern die Macht der Rabbinen zu brechen, und den Vorständen mehr Einfluß zu verschaffen, so ist dieselbe in Galizien nicht beachtet worden, vielmehr sieht die Regierung immer noch in den Rabbinen, die eigentlichen Vertreter der Gesammtheit, um danach rechtliche Verfügungen zu bestimmen, und zugleich einflußreiche Vermittler, um die übermäßigen Auflagen zu erschwingen, und vor Defraudation zu sichern. Beides aber führt Mißstände herbei, welche im höchsten Grade beklagenswerth erscheinen.

Von dem an und für sich richtigen Gesichtspunkte ausgehend, die Religionsansichten der Juden auf keine Weise anzutasten und in deren innere Angelegenheiten jede Ein-

---

1) Der Bericht Bic. hait. 1822—3. S. 182. ist hiernach zu würdigen.
2) In Lemberg ist ganz jüngst eine neue Synagoge der Chassidim erbaut worden, während der Bau einer rabbinischen jahrelang schmachtet. 3) Wir verdanken die Mittheilung der folgenden Thatsachen dem Kreisrabbiner H. Chajes in Zolkiew.

mischung zu vermeiden, wendet sich die höhere Behörde an die Rabbinen lediglich bei praktischen Vorkommnissen, die oft von geringfügiger Natur sind, und fordert deren Gutachten über Fragen alltäglicher Praxis ein, deren Erledigung leicht auf anderm Wege möglich wäre, während Fragen der praktischen Theologie nicht zur Erörterung kommen, oder nicht mit nöthigem Nachdruck behandelt werden.

Die Begutachtungen, welche dem Zolkiewer Kreisrabbiner Chajes seit seinem Eintritte in das Rabbinat (1829) abgefordert worden, bestehen in folgenden Fragen, die wir wörtlich wiedergeben:

1) Welche Thora zur Eidesleistung giltig sei? und ob eine zum Vorlesen in der Synagoge wegen Mangels guter Correctur untaugliche Thora zur Beeidigung rechtskräftig sei?

2) Ob die Chassidim eine besondere Sekte ausmachen, oder mit den Juden identisch seien?

3) Ob die Errichtung eines Rabbinen-Seminariums für Galizien nach dem Muster der Schule zu Padua und Venedig [1] geschehen dürfte?

4) Wegen Einführung des Gebetes für Sr. Maj., ob solches durch den Rabbiner mit Haltung der Thora geschehe?

5) Ob man die Chassidim-Rebbi zur Erneuung der Gefäll-Banne [2] zuziehen solle?

6) Wegen des Buches **Choschen Mischpat**, welches sehr feindliche und schädliche Lehren gegen Christen enthalten solle?

7) Auf welche Weise die Geburten, die auf dem Lande sich zutragen, immatrikulirt werden?

8) Ob die confiscirten hebräischen Werke verbotenen Inhaltes nach rabbinischen Vorschriften verbrannt werden mögen?

9) Ob es erforderlich sei, daß die Beschneidungs-Operation aus Sanitäts-Hinsicht in Gegenwart eines Arztes stattfinde?

10) Ob die Beeidigung der Juden auf eine gedruckte Bibel, wo die Hand nicht alle Verse des 26. Cap. des 3.

1) Was hier Venedig bedeuten solle, ist uns nicht begreiflich.
2) Siehe weiter unten.

Buch Mose berührt, aus rabbinischem Gesichtspunkte statthaft sei?

Unter diesen Fragen, die wir hier nur beispielsweise anführen, sind die zweite und die sechste von hoher Wichtigkeit, wenn sie gehörig erfaßt und beantwortet werden. Beides aber ist bisher nicht geschehen, weil man von einer gründlichen Erörterung und offenen Darlegung der Wahrheit mehr Mißverständnisse und Widerwärtigkeiten zu besorgen hatte, als von zarter Schonung.

Was die Sekte der Chassidim anbelangt, so ist nun allerdings deren ganzes Wesen in Satyre und in ernster Schilderung hinlänglich zur Sprache gebracht worden, wenn auch die Mittel, wie die Regierung auf den Geist dieser Sekte mitwirken könne und solle, noch immer gesucht werden.[1] Wir werden deren schädlichen Einfluß sogleich nachher erkennen.

Die Frage wegen der im **Choschen Mischpat** (und der jüdischen Gesetzsammlung überhaupt, von welcher jener den vierten Theil bildet) vorkommenden Aussprüche betreffend das Verhalten der Juden gegenüber den Nicht-Juden, namentlich in Sachen des Verkehrs, ist schon seit Jahrhunderten und in allen Ländern hervorgehoben worden. Überall glaubt man den Verdacht darauf gründen zu dürfen, daß der Jude sich für befugt halte, Nicht-Juden zu beeinträchtigen, zu betrügen, und selbst einen falschen Eid in solchen Fällen nicht zu scheuen. Daher unendlich viele Anklage- und Vertheidigungsschriften; daher auch die alten, barbarischen, durch Bosheit und Haß nur noch mehr mit Bitterkeit durchtränkten Eidesformeln in allen christlichen Staaten, um deren Abschaffung noch im 19. Jahrhunderte die trefflichsten Geister ihre Kräfte erschöpfen müssen. Endlich ist man in den meisten Staaten zu der Überzeugung gelangt, daß es gerathener sei, die jüdische Gesetzgebung oder das sogenannte jüdische Recht, ohnehin meist durch die Landesgesetze beseitigt, auf sich beruhen zu lassen, und die Rechtlichkeit der Juden nicht weiter zu verdächtigen. Man beruhigte sich um so leichter dabei, als die jüdischen Gesetz-

1) Schilderungen dieser Sekte findet man in unserm Geschichtswerke, in der allgemeinen Zeitung des Judenthums 1839, u. in den israelitischen Annalen. 1840–41.

sammlungen in den westlichen Ländern den Juden zu wenig zugänglich sind, um als Maaßstab für deren Gesinnung zu gelten, welche vielmehr durch die allgemeine Gesittung bestimmt wird.

Anders ist das Verhältniß in den polnischen Ländern, wo die letztere noch keine Macht über die vereinzelten Massen ausübt, und wo die Juden nicht nur einen gesonderten Bewohnertheil bilden, sondern bisher ihre Geistesrichtung noch vorzugsweise der hebräischen Literatur und insbesondere dem Studium des Thalmuds und der Gesetzsammlungen verdanken. Hier finden die Anklagen immer neuen Boden, und ziehen hin und wieder die Aufmerksamkeit der Behörden an. Die bedenklichen Stellen sind einmal vorhanden und können nicht hinweggedeutet werden, die Rabbinen und ihre Anhänger fühlen dies wohl, aber sie behaupten mit Recht, daß man ihnen im Allgemeinen mehr Einfluß zuschreibe, als sie in der That haben. Die Regierungen mit solchen ausweichenden Erklärungen keineswegs zufrieden gestellt, schlagen verschiedene Wege ein. Rußland glaubt das Uebel durch Streichung aller der anstößigen Stellen in den jüdischen Gesetzwerken, und somit durch eine Verstümmelung der alten Denkmäler, zum Ziele zu gelangen, ohne zu bedenken, daß dergleichen äußere Gewalt niemals den Geist abhalten konnte, alte Ueberlieferungen weiter fortzupflanzen; Oesterreich, mildern Sinnes gegen fremde Geistesgüter, verlangte nur Erklärungen über die Art, wie man den nachtheiligen Einfluß alter Vorurtheile beseitige.

In neuerer Zeit fühlte sich unter andern Rapoport, obwohl ohne unmittelbare Veranlassung, berufen, über den fraglichen Gegenstand dem galizischen Landespräsidium gutachtliche Auskunft zu ertheilen, eine Darlegung, welche durch die spätere Stellung dieses ausgezeichneten Gelehrten einen hohen Grad von Wichtigkeit erlangt hat,[1] obwohl dies bisher nicht bemerkt worden.

Rapoport erklärt nämlich zur Entkräftung der Anklage, als hätten die Rabbinen antichristliche Gesetze erlassen, sämmtliche jüdische Satzungen in den alten Gesetzwerken

1) Dies geschah im J. 1826. Der ganze Aufsatz ist abgedruckt im Orient. 1840. L. Bl. S. 263. ff.

für vorchristlichen Ursprungs, folglich an sich ohne Beziehung auf Christenthum.[1] Die gegen Götzendiener sprechenden Stellen, haben auf Christen, wie die Autoritäten ausdrücklich bemerken, keinerlei Anwendung. Die Gesetzsammlungen enthalten alle solche Satzungen, beim Bewußtsein der Unabwendbarkeit derselben in neuern Zeiten, lediglich der Vollständigkeit wegen, und der studirende Jüngling nehme diese Traditionen — wohl wissend, daß sie sogar gegen Heiden jetziger Zeit nicht mehr ausgeübt werden dürfen[2] — nur mechanisch in sich auf, ohne ihnen irgend einen Einfluß auf die sittliche Gesinnung zu gewähren, zumal diese durch anderweitige humane Grundsätze des Thalmuds und der Rabbinen vollständig gegen barbarische Selbstsucht und Verachtung Andersgläubiger geschützt sei. Dabei spricht Rapoport den Wunsch aus, daß eine permanente Rabbinensynode in Galizien errichtet werden möge, welche gleichzeitig dahin wirken würde, das Volk vor Mißverständnissen zu bewahren und die Studirenden auf den Unterschied hinzuweisen, der in thalmudischen Aussprüchen obwalte, indem jeder nach Ort und Zeit zu würdigen sei und nicht alles im gleichen Werthe gehalten werden dürfe. Eine genauere Durchdringung[3] der angefochtenen Stellen würde übrigens auch die Ueberzeugung gewähren, daß sie überhaupt nicht das enthalten, was Böswilligkeit oder Mißverstand darin findet.

---

1) Die Geschichte möchte nicht überall beistimmen. Nur die Grundsätze können weiter hinauf gerückt werden; die Ausführungen sind erweislich jünger. S. Holdheim das Relig. u. Polit. im Jdth. S. 57.

2) Dies ist freilich nur eine subjektive Ansicht. Wir würden auf heutigem Standpunkte der sittlichen Erkenntniß geradezu sagen: Weil überhaupt diese Satzungen keine Wahrheit enthalten, keine Tradition sein können, als unrichtige Auslegung der göttlichen Gesetze zu verwerfen sind! weil die Rabbinen, gleichviel ob vor- oder nachchristlich, in einem traurigen Irrthum befangen waren, den die heutigen Rabbinen, bei aller Liebe zur Tradition, vertilgen müssen! —

3) Wir stimmen hiermit nicht überein, halten vielmehr jeden Lehrsatz, der eine Verkennung der sittlichen Wahrheit veranlaßt, für verwerflich, da tiefere Studien nicht bei jedem vorauszusetzen sind. Die ältern Rabbinen sprachen aus, was die Verhältnisse ihrer Zeiten und ihrer Bildungsstufe ihnen abnöthigten; sie sind zu entschuldigen. Jetzt aber ist nichts weiter zu thun, als den Schülern offen zu erklären, daß die in Rede stehenden Lehrsätze (im Ganzen nur wenige), baare Irrthümer sind

Auf diese und ähnliche Erläuterungen erfolgte keinerlei Wirkung, obwohl die Behörden die Fragen wieder aufwarfen, also sich dabei nicht beruhigten. Dies liegt an der traurigen Zähigkeit der Gesetzgebung in Angelegenheiten einer Bevölkerung, die schon vermöge der vielen Geisteskräfte, die sie in Bewegung setzt, eine ernstere, regsamere Aufmerksamkeit verdient hätte. Ein so starkes Zugeständniß von Seiten eines ausgezeichneten Gelehrten, dem wohl keiner in Galizien zu widersprechen gewagt hätte, war an sich genügend, um der Hoffnung eines bedeutenden Fortschreitens von Innen heraus Raum zu gewähren. Gaben mehrere Rabbinen erst zu, daß in den Gesetzsammlungen, welche als göttliche Tradition verehrt worden, sich Satzungen befinden, welche auch der orthodoxe Rabbiner für durchaus unanwendbar und nur der Vollständigkeit wegen eingerückt und mechanisch mit zu erlernen, erklären müsse, Satzungen, welche man, weil sie Verletzungen des allgemeinen Rechtes darbieten oder darzubieten scheinen, keine Folge geben dürfe,[1] und daß eine Rabbinen-Synode am Zweckmäßigsten darüber entscheiden könne, was einer vergangenen Zeit angehöre und was der Gegenwart, so war der Kritik der Zutritt eröffnet, der Gesammtheit der Sammlung ihre Integrität als Tradition abgesprochen, und allem falschen Leumund vorgebeugt. Eine Berücksichtigung des Vorschlages, Rabbinen-Synoden zu solchem Zwecke zu veranlassen, würde schon in einem Jahrzehnt viele Mißverständnisse beseitigt und dem rabbinischen Studium eine ganz andere Richtung gegeben, jedenfalls aber, wie es durch die Sanhedrin in Frankreich geschehen, thörichte Anklagen mit Berufung auf veraltete und jetzt gänzlich verworfene Ansichten für immer abgestellt haben.

Statt dessen hat man Rabbiner-Versammlungen in Galizien zu ganz andern Zwecken und fast zum

---

1) Nachdem obiges niedergeschrieben war, erhielten wir, Holdheim's: Ueber Auflösbarkeit der Eide, 1845. wo die Wahrheit unumwunden ausgesprochen ist. Vgl. S. 40. und 41. Wir finden hierin, abgesehen von der Polemik, nichts als die reine Wahrheit, keine Denunciation, obwohl die Nachweise S. 43. 44. 45. die Anhänger des Thalmud empfindlich berühren müssen. Die klare Wahrheit ist das einzige Mittel zur Besserung.

Verderben des moralischen Charakters. Die Regierung beruft nämlich Rabbiner-Versammlungen, nicht etwa um theologische Fragen zu erledigen oder zu erörtern, sondern, um jeden Unterschleif in Betreff des Koscher-Fleisch- und Lichterzünden-Aufschlags[1] zu verhindern. Dies geschieht durch so genannte Gefällbanne. Es werden nämlich von Zeit zu Zeit aus der Zahl der Kreisrabbiner (deren gesetzlich 19 in Wirksamkeit stehen sollen) und angesehenen Rabbinen sonst, zehn einflußreiche nach Lemberg beschieden, um einen Gefällbann abzufassen, alle diejenigen in Bann erklärend, welche irgend einen Unterschleif begehen und in ihren Abgaben die Wahrheit verleugnen würden. Dieser Gefäll-Bann wird alsdann gedruckt, in allen Synagogen auf einer schwarzen Tafel aufgehängt und jährlich viermal vom Ortsrabbiner „verlautbart." — Seit der Einführung genannter Abgaben haben bereits 6 derartige Rabbiner-Versammlungen Statt gefunden, die letzte im Jahre 1830 zu Ende des Octobers.

Auf diese Gefällbanne glaubt die Regierung mehr Vertrauen setzen zu dürfen, als auf andere Maßregeln zum Schutze der Pächter, zumal hier die Widersetzlichkeit des Volkes gegen die Härte der letztern eine eigenthümliche Gestalt annimmt, welche durch die Macht der Regierung nicht überwunden werden kann. Wenn nämlich eine Gemeinde mit dem Koscherfleisch-Pächter nicht zufrieden ist, so verbreiten sich alsbald anonyme Flugbanne gegen den Genuß des Fleisches und sofort wagt niemand mehr Fleisch zu kaufen, und jeder begnügt sich sogar an Sabbathen und Feiertagen, der allgemeinen Sitte zuwider, mit Milchspeisen. Ja selbst diejenigen, welche für sich der geheimen Banne spotten und dieselben verachten, müssen sich der herrschenden Meinung fügen, um nicht verketzert zu werden, wenn sie während der Dauer solcher Banne Fleisch genössen. In solchem Falle pflegt jedoch das Kreisamt auf die Beschwerde des dadurch beeinträchtigten Pächters den Kreisrabbiner zu beauftragen, sich an den betreffenden Ort zu begeben, um der Gemeinde feierlich zu erklären, daß derlei Banne, die zum Nachtheile des hohen Aerars geschmiedet werden, an und für sich kraftlos seien und keine religiöse Weihe

1) Siehe oben. Th. 336.

haben, auch da sie ohne Vorwissen der Regierung erlassen, eine Außerachtlassung der der Regierung schuldigen Ehrerbietung kund geben und als solche strafbar seien, wie denn ein längeres Beharren dabei nur nachtheilige Folgen haben und strengere Maßregeln hervorrufen werde. Die Reisekosten des Kreisrabbiners streckt die Kreiskasse vor, und die veranlassende Gemeinde hat solche zurückzuerstatten. Solche Stillungsmittel sind indeß nicht wirksam. Gerade zur Zeit der letzten Versammlung, im October 1830, waren solche Flugbanne in Lemberg im Umlaufe. Man hoffte durch das Ansehen der Rabbinen, die damals anwesend waren, um den Gefällbann zu verfassen, dieselben zu entkräften. Allein der Erfolg entsprach nicht der Erwartung, und der Pächter war genöthigt, den Fleisch-Preis zu ermäßigen.

Eine so traurige Bestimmung der Rabbiner-Versammlungen schließt schon an und für sich die Verfolgung besserer Zwecke aus, wenn auch die Empfänglichkeit für solche bei allen vorhanden wäre. Die vom Jahre 1830 bestand aus zehn thalmudischen Celebritäten unter denen der Restor und Heros des Rabbinismus Jakob, Rabbiner aus Lissa im Großherzogthum Posen, damals sich in Galizien aufhaltend, hervorragte; außerdem waren zugegen: Orenstein, Kreisrabbiner in Lemberg, Landau aus Brody, der damals noch sehr junge, gegenwärtig bereits durch gelehrte Werke rühmlich bekannte, Kreisrabbiner Hirsch Chajes von Zollkiew, und endlich Eichenstein, Oberhaupt der Chassidim zu Ziditszow. Diese sowohl, als auch die übrigen bildeten eine Vereinigung von Kräften, welche wohl benutzt, bedeutendes leisten konnten. Aber es fehlte noch zur Zeit jede Anregung zur Erwägung der unterdeß lebhafter gewordenen Zeitfragen. Alle Reformen waren damals noch vereinzelte Erscheinungen; der Hamburger und der Leipziger Tempel standen fast außerhalb des Gesichtskreises, der Wiener hatte noch keine Nachahmung gefunden; Ahron Chorin, der einzige in die Schranken getretene Rabbiner, war verketzert. Man verlor auf diese Weise eine Gelegenheit synodalisch auf Abstellung mancher Mißbräuche hinzuwirken.

Ohnehin stand jeder Reform der Chassidismus [1] entge-

1) Diesen sowohl, wie einige andere aus den Verhältnissen entsprun-

gen, welcher selbst die energischen Versuche aufgeklärter Rabbinen lähmte. Die Rabbinen sahen sich noch bis in die jüngste Zeit durch mannigfache Rücksichten gezwungen, die Chassidim anzuerkennen, obgleich ihr Wesen ihnen widerstrebt. Sie fanden in einigen liturgischen Abweichungen keinen genügenden Grund, dieselben als eine gesonderte Sekte darzustellen, noch viel weniger mochten sie dieselben vom Gefällbann entfernt sehen, indem ihr Ansehen beim Volke viel gilt, und von ihrem Ausspruche eine strengere Befolgung zu erwarten war. Das Beste des Aerars ward daher in Beantwortung der betreffenden Anfrage wahrgenommen, aber die Sache des Fortschritts hintangesetzt. Die Chassidim wurden durch diese Nachgiebigkeit der Rabbinen nur noch dreister, und benutzten ihren Anhang und mehrere ihnen zugethanene Kreisrabbiner, um alle Aemter und Stellen mit ihren Anhängern oder Creaturen zu besetzen, so daß wer nur irgend seinen Ruf oder seine Stelle wahren will, um die Gunst der Chassidim-Häupter sich bewerben muß. Nur wenige wohlhabende und mit angesehenen Familien verschwägerte Kreisrabbiner [1] und andere Gelehrten wissen ihre Unabhängigkeit zu behaupten, ohne jedoch mit bessern Wünschen irgend durchdringen zu können.

Außerdem fehlt es den Rabbinen dieses Landes auch an äußerm Ansehen. Das Gesetz giebt ihnen zwar eine höhere Stellung und befiehlt den Gemeinden, dieselben in Ehren zu halten und ihren Anweisungen Folge zu leisten; auch bezeigen ihnen die höheren Behörden jede Rücksicht und gebührende Achtung: Allein die untergeordneten Behörden oder Beamten behandeln die Rabbinen meist mit kränkender Geringschätzung, und erlauben sich gegen dieselben wie gegen alle Juden oft das empörendste Benehmen. Wird dieses auch, wenn Beschwerde darüber erhoben wor-

---

gene Verderbnisse geißelt noch neuerdings mit heiterer Laune und in witziger Schilderung Isak Erter (Wundarzt in Brody) in (Hazofe) (der Zuschauer). Leipz. 1845. 39 S. 2. Die Zahl der Chassidim in Galizien zu den übrigen wird von Einheimischen auf das Verhältniß von 6 : 1. angegeben.

1) Wie fern auch manche sonst eifrige Gegner des Chassidismus diesem in jüngster Zeit Vorschub geleistet haben, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Es wäre dies ein Beweis mehr von der Gewalt der Chassidim. Vergl. A. Z. d. J. 1845.

den, streng gerügt und sogar geahndet, so schüchtert jene Erfahrung doch die Rabbiner ein, welche jeden Anlaß zu Herabwürdigung ihres Amtes gern meiden, und es demnach vorziehen, so wenig wie möglich zu thun, um nicht Klagen hervorzurufen.

Viele Rabbinensitze sind ohnehin im Laufe der Zeit erledigt worden, und konnten aus Mangel an tüchtigen Männern, zumal von 1846 an nur philosophisch gebildete Theologen angenommen werden sollen, nicht wieder besetzt werden. So sind jetzt ohne Rabbiner: Lemberg, Stanislaus, Tarnopol, Bochnia, Wadowicz. In Galizien selbst werden sich keine geeignete Candidaten finden, da nur wenige Deutsch schreiben können, und ihre Schulen bilden nur gute Thalmudisten aus. Lemberg, wo ohnehin in den letzten drei Jahren großartige Anstrengungen gemacht worden, um das Armenwesen und den Jugendunterricht zu heben, und dem Volke einen bessern Geist einzuflößen, hat das Beispiel eines neuen Cultus aufgestellt und dazu den rühmlichst bekannten Abraham Kohn aus Hohenems berufen. Dort ist nunmehr der deutsche Vortrag eingeführt, welcher allerdings, von vielen noch nicht verstanden, von andern, weil er von scharfsinnigen Spitzfindigkeiten sich frei hält, nicht gewürdigt, sich noch erst Bahn brechen muß. Brody hat im Jahre 1845 ebenfalls zum ersten Male deutsche Vorträge vernommen. Dies ist indeß eine Morgenröthe der Cultur, welche in wenigen Jahren über ganz Galizien sich verbreiten wird. Mitwirken wird hierbei, wie überall die ansehnliche Schule Lembergs, welche mit dem Beginnen des J. 1845 eröffnet worden und bedeutende Theilnahme findet,

Der beklagenswerthe Zustand der Juden in Galizien ist aus obigen Verhältnissen, verbunden mit dem Drucke der Gesetze, welche alle innere Entwickelung hemmen, erklärlich; um so mehr muß das Ringen des Geistes anerkannt werden, welcher dennoch theils die einheimische jüdische Gelehrsamkeit trotzdem weiter führte, und sogar in seinem Kreise ein stärkeres Licht anzündete, welches derselben eine ganz neue Richtung gab und auf die jüdische Studien in andern Ländern einen bedeutenden Einfluß übte.

Wir erwähnen hier nur vorerst, was die bisherige

thalmudische Gelehrsamkeit betrifft. Brody war vormals der Hauptsitz dieser Studien, in welcher Maier Christianpoler (gest. 1814) hervorragte. Der Nachfolger dieses Rabbinen, Juda Thumim erwarb sich durch viele rabbinische Werke einen Namen. Er und der 1829 ihm substituirte Landau starben 1831, worauf Michael Christianpoler, Sohn des Maier, ins Rabbinat eintrat, ein Mann von vielseitiger Bildung, welcher aber bisher unter dem überwiegenden Einflusse des sehr gelehrten und vom Volke sehr geehrten Religionsweisers Salomon Klüger stand,[1] der mit fanatischer Gewalt die Bevölkerung beherrscht, und gegen den Andrang jedes Schimmers von neuerer Bildung eifert. Dies hat die Theilnahme der Jüngern für thalmudische Studien vermindert, die Gleichgültigkeit der ihnen abgewendeten Gemeindeglieder verstärkt, und der Weltbildung, die sich mehr auf Tagesliteratur beschränkt, obwohl auch zugleich den deutschen theologischen Schriften viele Freunde zugeführt. — Unterdeß feierte die rabbinische Presse nicht. Zu deren Celebritäten gehört Jakob Lissaer, Rabbiner im Stryer Kreise (gest. 1832) dessen Commentar zum Gebetbuche[2] seit 1825, da es zuerst erschien, in Galizien, Rußland, Polen und Preußen mehr als dreißig Auflagen, (zuletzt noch in Jerusalem 1843) erlebt hat, so wie seine sonstigen Schriften wiederholentlich nachgedruckt worden. Außerdem sind berühmt Löb Cohen in Stry,[3] und Amsel Zausmer daselbst, Orenstein in Lemberg, (gest. 1840) B. Fraenkel erst zu Wiszniez dann zu Leipnik in Mähren, der schon erwähnte Hirsch Heller, G. Fränkel in Tysmenicz, Löb Podhaicz, Religionslehrer in Brody, Moses Tauber in Snyatyn, nachmals in Jassy, und a. sämmtlich einer besondern rabbinischen Richtung zugethan, welche vorzüglich dahin strebte, die scholastischen Spitzfindigkeiten zu verdrängen und sich der gründlichern Lehrweise der altspanischen Schule anzunähern.[4] Zu der-

---

1) Seitdem (im Frühjahr 1845) hat er ein Rabbinat angenommen. und seine Stelle ist einem Rabbiner von gleicher Gesinnung zu Theil geworden.

2) Derech la Chajim betitelt; auch in Frankfurt a. M. 1841. gr. 8. erschienen.

3) Verf. der Werke Kezoth ha Choschen, und Abne Milluim.

4) Alle diese Einzelheiten und Charakteristiken schöpfen wir aus

selben Schule gehörte auch der gelehrte Buchdrucker Gerson Letteris in Zolkiew, (gest. 1813) Vater des schon oft erwähnten M. Letteris in Wien, ein thätiger Beförderer besserer Schriftwerke, und selbst Schriftsteller. [1]

Es bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf den Bildungszustand der italiänischen Gemeinden zu werfen, welche einen ganz andern Charakter an sich tragen.

Die Gemeinden des Lombardisch-Venezianischen Königreichs und Illyriens standen minder in Verbindung mit Deutschland als mit Italien und dem Süden. Die Spuren deutscher Abkunft verwischten sich schon seit längerer Zeit immer mehr; was davon noch übrig ist, hat keinen Einfluß auf die Gesammtheit. Wie die Bevölkerung Italiens überhaupt durch die Einwirkung des kirchlichen Pompes gewöhnt ist, bei äußerster Gleichgiltigkeit gegen religiöse Interessen, der Kirche so weit es nöthig ist Genüge zu thun, dann aber nach Maßgabe der Mittel des Lebens zu genießen, so war auch die kleine Welt der Juden beschaffen, vertreten durch strenge, weniger gelehrte als bigotte Rabbinen, denen sich bisweilen noch Privat-Zeloten zugesellten, befriedigt durch äußere Gebräuche, die man allgemein mit Gewissenhaftigkeit ausübte, sonst aber besonders je nach der Zunahme des Vermögens in einigen Familien, gegen Religion, Judenthum und jüdische Angelegenheiten höchst gleichgiltig, oft abgeneigt, und mehr um den Beifall nach außen buhlend. So gehen dort nebeneinander, grober Fanatismus und Aberglaube neben Spott und Aufklärerei, kabbalistisch-rabbinische Gelehrsamkeit neben völliger Unkunde, Werkheiligkeit neben Romanen und Zeitungsleserei, so wie Reichthum und Armuth, Stolz und Niedrigkeit, Sinnenlust und Elend, ohne eigentliche Kämpfe, ohne regsames Streben für die Gesammtheit, ohne Beispiele hervorragender Gesinnung, außer in Hinsicht der Mildthätigkeit, worin Großes geleistet wird.

Doch hat die französische Zeit starke Veränderungen in den nördlichen, zu Oesterreich gehörenden Gemeinden her-

---

den ausführlichen direkten Mittheilungen des Kreisrabbiners Hirsch Chajes. Die genannten Werke sind diesseits nicht zugänglich.

1) Er schrieb einen Commentar zu den Selichot, und andere noch ungedruckte Werke. Sein Sohn lebt jetzt in Prag.

vorgerufen, und bereits haben die jüngern Rabbinen selbst zu innern Verbesserungen die Hand geboten, und die emporgekommenen Handels- und Fabrik-Unternehmer reichten die Mittel zur Ausführung nicht nur den Pauperismus vermindernder, sondern auch die bürgerliche Thätigkeit fördernder Anstalten, in denen zugleich die Religionslehre würdig bedacht ist. Wie das treffliche Rabbinenseminar in Padua, für Wissenschaftlichkeit der neuern Rabbinen eine wahre Musterschule, in dieser Zeit entstanden ist, berichten wir nachher. In der Entwickelungszeit, welche den Umschwung in Deutschland und den andern Ländern bewirkte, gewann die Gemeinde Triest's,[1] welche ohnehin schon mit Verbesserung des Erziehungswesens vorangegangen war, und seit 1782 ihre Schulen nach neuerm Bedürfniß umgewandelt hatte, auch seit 1821 eine K. K. Hauptschule besaß, an dem aus Paris berufenen Rabbinen, Ritter Abraham de Cologna, (1827—1832) einen gebornen Mantuaner (vormals Mitglied der Verwaltung des Departements des Mincio, Mitglied des Consesso dei Seniori und des dei dotti,) welcher vertraut mit den französischen Formen der Gemeindeleitung, einen neuen Geist verbreitete. Die von ihm errichtete Religionsschule wird sehr gerühmt. Sein Nachfolger Sabbato Graziado Treves bildet seine Gemeinde durch gehaltvolle italiänische Vorträge und durch theologischen Unterricht, den er jungen Candidaten ertheilt, weiter aus.

Die kleine Gemeinde zu Padua mag als der Mittelpunkt der Bildung der Norditalischen Gemeinden angesehen werden. Dort sind bedeutende Persönlichkeiten beisammen, praktisch wirkend und in der öffentlichen Achtung hochgestellt. Außer dem Oberrabbiner Ghirondi, und den Professoren Luzatto und de la Torre,[2] zieren die dortige Gemeinde die Aerzte Amedeo Conegliano, und sein Enkel Mose Benbenisti, Mitglied mehrerer Akademieen; so Samuel Medorv, ein Chirurg von Ruf; so Gabriel Trieste, Präsident der Handelskammer, und sein Vetter

1) Entstanden gegen Ende des 17. Jahrhunderts, erst 1747 durch Statuten geregelt, und bald zum blühendsten Zustand gediehen.

2) Von ihm ist jetzt eine ital. Bearbeitung der Gebete unter der Presse. Er ist auch tüchtiger Redner.

gleiches Namens, bisher Director des Rabbinischen Collegiums, an dessen Stelle jetzt Jacob Trieste, ein naher Verwandter des erstern getreten ist; so Joseph Almanzi, ein Kaufmann, welcher der hebräischen Muse opfert und eine schätzbare Bibliothek besitzt. Der Geist der paduanischen Schule wirkt im ganzen nördlichen Italien. Auch die Piemontesische Gemeinde hat an ihrer Spitze einen dort gebildeten Oberrabbiner Lelio Cantoni, aus Mantua, zu Turin angestellt seit 1834. Wir haben von ihm vorzügliche Geistesprodukte gesehen, wenn gleich wenig in Druck erschienen.[1] Neben Padua hat Mantua (wo jetzt gegen 2000 Seelen) hohe Bildung erlangt, zum Theil Wirkung des Wohlstandes.[2] Dort sind viele Besitzer von Landgütern, und dadurch wählbar zum Communalrathe; außerdem 6 Aerzte, 1 Apotheker (noch aus früherer Zeit), 10 Juristen, 4 Lehrer der Mathematik, viele Lehrer und Lehrerinnen, mehrere tüchtige Handwerker und Künstler, insbesondere Musiker und Maler. Die Anstalten für Industrie und Handwerk in Mantua sind schon oben erwähnt; alles gedeiht dort unter dem Oberrabbiner Marco Mortara, einem Zögling der paduanischen Schule, welcher Gelehrsamkeit mit Kritik verbindet und dem Fortschritt huldigt.[3] In Venedig hat der Rabbiner Abraham Lattes, aus derselben Schule, das Verdienst für gleiche Zwecke kräftig mitgewirkt zu haben; auch in Verona stehen die neu errichteten Schulanstalten unter der Aufsicht des Rabbinen, Abram Grego, ebenfalls aus dem Collegium zu Padua, und des Oberrabbiners David Samuel Pardo. In beiden Städten ist besonders der Unterricht des weiblichen Geschlechtes,

1) Dello Spirito et della eccellenza della legge mosaica, sermone inaug. 1834. 8. Außerdem noch ein hebr. Lied zur Einweihung der Turiner Ital. Synagoge. 1841. gr. 4. Außer ihm und dem verstorbenen Mantuaner Rabbiner Israele Claudio Cases (letztem Sproß eines seit Jahrhunderten durch Aerzte und Theologen berühmten Hauses) sind auch die jetzigen Rabbinen: Marco Mortara in Mantua, Graziado Viterbi in Padua, Consiglio Sacerdoti in Sabionetta (alle Schüler des Collegiums) geborne Mantuaner.

2) M. besitzt drei deutsche und drei italiänische Synagogen. Eine der letztern ist großartig erbaut, am 30. Dec. 1843 eingeweiht und der Gottesdienst in derselben hat eine würdevolle Haltung.

3) Er schrieb: Dell' autenticità del Pentateuco. 1843. und Sermone. 1844.

sonst und an vielen Orten, selbst Deutschlands, noch jetzt vernachlässigt, sehr gehoben worden; in Verona namentlich hat eine jüngere Einrichtung, durch die Thätigkeit des Doctor Consolo hergestellt, den Gemeingeist sehr gefördert. Diese besteht in einem Sabbath-Unterricht für beide Geschlechter, zu welchem die Knaben in der deutschen Synagoge und die Mädchen in einem andern Saale sabbatlich versammelt werden, um nach einer Wiederholung des Wochenunterrichts eine erbauliche Rede zu hören. In Padua wird so eben eine ähnliche Anstalt für beide Geschlechter errichtet. Ein gleicher Geist regt sich in Rovigo, wo bei geringern Kräften viel geleistet worden. Die ziemlich große mit schönen alten Holz-Bildwerken verzierte Synagoge zeichnet sich durch wohlgeordnete musikalische Einrichtungen aus, und beschäftigt sich eben mit Abschaffung mancher Mißbräuche. Ein Handwerksverein wirkt mit glücklichem Erfolge. Aus dieser Gemeinde haben sich auch auf der Universität zu Padua, bereits ein Arzt und 5 Juristen ausgebildet, so wie ein Mitglied derselben schon lange zu den Präsidenten der Provinzial-Kammer für Handel und Indrustie gehört. Rovigo ist auch der Geburgort des Rabbiners David Vita Corinaldi,[1] eines ausgezeichneten Thalmudisten, Predigers und Mathematikers, dessen Leben eine Stelle gefunden in den binnen kurzem erscheinenden Biographien berühmter Roviginer, welche ein gelehrter Canonicus herausgiebt.

Als einen vorzüglichen Fortschritt müssen wir bezeichnen den immer mehr verbreiteten Gebrauch der italiänischen Sprache in möglichster Reinheit und die Regelmäßigkeit und Ordnung in allen Angelegenheiten und Akten der Gemeinden.

Auch auf die Fortbildung der übrigen italiänischen Gemeinden, namentlich Toscana's übte der Fortschritt der nördlichen einen bestimmten Einfluß. Wir glauben, daß das spät erblühte Schulwesen in Livorno ebenfalls erst nach jenen Mustern sich erhob. Das Rabbinats-Collegium daselbst, welches seit dem Tode des letzten Oberrabbiners Angioli, die religiösen Angelegenheiten leitet, konnte nur mit Mühe bewogen werden, einige Verschönerungen des

1) Verf. eines Comm. zur Mischna, unter dem Titel: Beth David.

Cultus zuzulassen. Alles übrige hat seinen Ursprung im Volke und in einigen persönlichen Beförderern der Bildung. Bei der geringen Aufmunterung, welche diese findet, beschränkt sie sich auf die Elementarfächer. Ausgezeichnete Leistungen sind selten, die geringe Zahl der Studirenden bleibt auf dem Gebiete der praktischen Arzneikunde, der Rechtsgelehrsamkeit, (in welcher jedoch nur zwei als Advokaten geduldet werden) und der Mathematik. Als hervorragendere Geister sind zu nennen: der gewandte Schriftsteller Sansone Uzielli, als Dichter und Kritiker, wie als Publicist sehr geachtet, und sein Bruder Raffaele, ein tüchtiger Mathematiker und Naturforscher, fast immer auf Reisen, beide sehr verdient um die Angelegenheiten ihrer Glaubensbrüder. Im Uebrigen bedarf Toscana, ungeachtet eines günstigern politischen Verhältnisses noch sehr der bildenden Kräfte, um den Einfluß der Morgenländer und der Asketen zu schwächen, und den Europäischen Bestrebungen Eingang zu verschaffen.

X.

Die rabbinisch-historische Kritik.

S. L. Rapoport (geb. 1790).

Inzwischen entwickelte sich ganz besonders in Galizien die Begierde nach Wissen und realer Erkenntniß innerhalb der rabbinischen Studien in einzelnen befähigten Geistern auf eine Weise, welche eine gänzliche Umwandelung der rabbinischen Gelehrsamkeit mittelst kritischen Durchdringens der Quellen vorbereitete. Den ersten Platz nimmt hier ein Mann ein, welcher schon in seinen hie und da verstreuten Jugendarbeiten außerordentliche Leistungen versprach, und nunmehr den reichen Schatz seiner gelehrten Forschungen aufthat, um über einen bisher in tiefem Dunkel verborgen gewesenen Theil der Geschichte ein helles Licht zu verbreiten. Dies ist der schon oft erwähnte, nunmehr in den Vordergrund tretende S. L. Rapoport jetzt (seit 1840) Rabbiner

zu Prag;[1] dessen Familienname an alte literarische Berühmtheiten erinnert, von denen er abstammt.

Mitten in unwissender und fanatischer Umgebung, in welcher es für religiös gilt, jeden Lichtstrahl abzuhalten, bildete sich Rapoport durch eigene Studien hervor. Seine Abkunft mag nicht ohne Einfluß auf seinen Eifer gewesen sein. Wesentlich wirkten auf ihn die deutsche kritische Schule und die oben beschriebenen wissenschaftlichen Bestrebungen der Berliner ein. Damals in der ersten kräftigen Jugendblüthe stehend, war er bereits wohl ausgerüstet mit der in Galizien ziemlich allgemeinen, von ihm aber mit Scharfsinn und kritischem Geist aufgefaßten thalmudisch-rabbinischen Grundlage, mit sehr ausgebreiteter Kenntniß der exegetischen Literatur und mit sprachlichen und wissenschaftlichen Hülfsmitteln. Die neuere Zeitrichtung störte ihn nicht in seinen religiösen Ansichten, welche sich durchaus nicht vom traditionalen Boden entfernten, aber sie trug das ihrige dazu bei, seine Blicke zu schärfen und bei aller Liebe für die herkömmliche Form ihm über mißbräuchliches die Augen zu öffnen. Der Wärme für die innere Veredelung, die er, mit vielen Gleichgesinnten, gern in poetischen Ergüssen, wie in gemeinnützigen Mittheilungen ausströmen ließ, ohne durch reformatorische Eingriffe Widerstand aufzuregen, verdanken wir einige recht schöne, den besseren Leistungen Anderer an die Seite zu setzende Erzeugnisse.[2] Auch blieb er fortwährend, bei aller Anerkennung des durch die jüdische Kritik sich kund gebenden regsamen Geistes, der diesseit immer weiter und

1) Vergleiche Zunz: Gottesdienstliche Vorträge. XIII. — Für Literatoren bemerken wir, daß der Name des Herrn R. (seltsam genug, ohne daß der Betheiligte darüber sich ausgesprochen hätte,) verschieden geschrieben wird. Er selbst schreibt sich in hebräischen Schriften: Schelomo Jehuda Rapoport, oder gekürzt Sch—J—R., öfters noch mit dem Beisatze Cohen; in deutschen Schriften, (z. B. Wiener Jahrbücher, 1845.) S. L. Rapoport, wie sein Name auch unter seinem Bildniß steht; in dem englisch erschienenen Benjamin von Tudela. Rapaport, wie viele Zeitschriftartikel seinen Namen schreiben. Außerdem setzen manche Rappoport, S. J. Rapaport u. s. w. Wir haben die von ihm selbst herrührende deutsche Schreibart beibehalten, obwohl auch Fränkels Zeitschrift, 1845. S. 99. wieder S. L. Rappoport hat.

2) Biccure haittim. Jahrgang 1828—1829. Seite 171—254. eine Bearbeitung von Racine's Esther in hebr. Versen, nach religiösen Prinzipien abgeändert. Außerdem viele kleinere Stücke in denselben Jahrb.

entschiedener sich aussprechenden, anfangs kritischen, dann theologischen Richtung im Praktischen abgeneigt. Dagegen verfolgte er alle neuere wissenschaftlichen Arbeiten mit unersättlicher Wißbegier, und wußte die auf seinen Boden fallenden Saaten so reichlich zu befruchten, daß das Empfangene von ihm vielfach wieder zurück gegeben ward, und daß durch ihn eine, die rabbinische Wissenschaft völlig umgestaltende Wechselwirkung zwischen den polnischen, deutschen und italiänischen Gelehrten entstand, als deren Vertreter in unserer Zeit Rapoport, Zunz und S. D. Luzzatto betrachtet werden müssen.

Auf rabbinisch-historischem Gebiete sind die Leistungen Rapoports wahrhaft großartig zu nennen. Er hatte die thalmudisch-rabbinische Literatur vorzüglich von Seiten ihres inneren geschichtlichen Gehaltes gewürdigt, um diesen recht herauszustellen, die schärfste linguistische und literaturgeschichtliche Kritik angewendet. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß diese letztere, weit entfernt, die Gesammtheit jener Literatur, wie es in Deutschland und in den westlichen Ländern überhaupt der Fall war, herabzubringen und als ein Gewebe von Irrthümern und grober Unwissenheit hinzustellen, vielmehr derselben einen unschätzbaren historischen Werth sichern müsse; mit dieser Überzeugunghat er auch gegen die finstern Ansichten seiner Zeitgenossen die lebendige Sehnsucht nach Wissenschaft, die nur durch falsche Besorgniß vor Irreligiosität oft unterdrückt ward, vertheidigt; und diese Auffassungsweise führte ihn auf den Standpunkt eines Wessely und seiner Zeitgenossen, welche die verkehrte Ansicht, als ob die rabbinische Religionslehre jede andere Gewerbsthätigkeit und Geschicklichkeit ausschließe, bekämpften, so daß auch er der fremden Wissenschaft, wie dem Handwerk und dem Ackerbau das Wort redete.[1] — Wir bemerken dies, um nicht mißverstanden zu werden, wenn wir seine conservativen Studien charakterisiren.

Diese wendeten sich nun vornehmlich auf das innere Verständniß der überaus reichhaltigen thalmudisch-rabbinischen Werke, die durch Dunkelheit in der Sprache häufig ganz und gar nicht aufgefaßt wurden, noch mehr aber durch

1) Ausgezeichnet schön ist sein Schreiben vom Ende 1822 an einen Freund. Abgedruckt Biccure haittim. 1828—1829. Seite 8—24.

falsche Lesarten, Abschreibefehler, unrichtige Citate, schwer zu erkennende Schreibung fremder Namen und Ausdrücke, und unendlich viele herkömmliche Irrungen im Argen lagen; er drang in den Geist der einzelnen Personen ein, um aus ihm vieles zu erläutern, er verglich ihre Aussagen mit denen anderer Geschichtsquellen, oder sachliche Darstellungen mit dem, was die Zeit ihrer Entstehung zu ihrer Aufhellung darbot, und es zeigte sich ein über alle Erwartung glückliches Ergebniß, eine überraschende Übereinstimmung des Inhaltes jener Werke mit ihren Zeitverhältnissen, und was noch mehr sagen will, eine häufige Beleuchtung letzterer aus jenen Quellen, die der gelehrten Welt bisher ein unbekanntes Land, und den Rabbinen selbst in dieser Hinsicht verschlossen geblieben waren. Daß bei so umfassenden, fast in alle Gebiete des Wissens einschlägigen, überall neu zu begründenden Studien, der Scharfsinn öfters mehr fand, als was sich bewährte, liegt in der Sache, und es ergab sich vielfach Gelegenheit zu neuen Erörterungen, Verschiedenheiten der Ansichten, Berichtigungen und weiteren Forschungen.

Der ungeheure Umfang des Gesammtgebietes, welches Rapoport anbauete, machte es unmöglich, ein vollständiges Werk in die Welt zu senden, da er selbst in beschränkten Umständen lebte, und die Theilnahme für ausgedehnte literarische Erzeugnisse nicht zu erwarten war. Daher gab Rapoport zunächst Monographieen heraus,[1] indem er einzelne Männer des 10ten und 11ten christlichen Jahrhunderts, welche sich durch Schriftwerke hervorgethan hatten, zu Mittelpunkten seiner Untersuchungen wählte und an deren Lebensbeschreibung vielumfassende Bemerkungen knüpfte.

Diese Schriften wurden, trotz ihrer nicht ansprechenden Form, von Kennern mit Begierde verschlungen. Sie erzeugten in ihnen den lebhaften Wunsch, einander näher zu kommen, die Sachkenntniß, von verschiedenen Seiten her erworben, gegenseitig zu ergänzen. Aus den verstreueten Fundgruben theilten bald die Gelehrten die entdeckten Schätze einander mit und eine lehrreiche Correspondenz lenkte die neuen Quellen nach verschiedenen Mittelpunkten hin, wo nunmehr

1) Biccure haittim. 1829. ff. auch besonders abgedruckt. Vergleiche Geigers Zeitschrift für wissensch. Theologie. I. 2. 1836.

das Gebiet der jüdischen Wissenschaft mit vielem Glücke bestellt wurde. Unter dem Einflusse dieser Wechselwirkung gediehen mehrere Werke, welche die Cultur sichtlich förderten. Zunz [1] vollendete eben (1832) sein überaus reichhaltiges, für die Literaturkunde und Geschichte der Geistesentwicklung unschätzbares Werk: „Über die gottesdienstlichen Vorträge der Juden", unter Anerkennung der Rapoportschen Vorarbeiten, über welche er indeß, theils die Höhenpunkte der biblischen Kritik besteigend, theils auch die Tiefen der rabbinischen Leistungen durchsuchend, weit hinausgeht, und gleichzeitig voll lebendigen Eifers in Unterstützung der Emancipationsfrage, so wie in Vertretung der jüdischen Wissenschaft nach außen. Auch unsere gleichzeitig erschienene: Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes verdankt dieser neuen Bewegung manchen Fortschritt.

Während die so lange vergessenen literarischen Studien wieder auftauchten und theils zu Ehren kamen, theils die Geschichtskunde erweiterten, erhielt die Forschung noch Verstärkung aus Italien. Dort hatte zunächst der ästhetische Sinn die Wissenschaft geweckt. Vorzügliche Erwähnung verdienen hier Isaak Salomo Reggio, [2] Sohn des 1844 verstorbenen Rabbiners in Görz, trefflicher Stylist im Gebrauche der hebräischen Sprache, und sein jüngerer Freund, Samuel David Luzzatto aus Triest, ein Sproß der seit Jahrhunderten berühmten vielverzweigten Familie dieses Namens, seit 1829 zu Padua. Reggio, zur Zeit der Fremdherrschaft als öffentlicher Lehrer angestellt, wirkte für freie und allgemeine Bildung, besonders für Klassicität des Ausdrucks und Klarheit der Begriffe. Sein religiöser Standpunkt ist der Mendelssohnsche, sein Streben, Erhaltung der jüdischen Formen unter philosophischer Auffassung ihrer Bedeutungen, und Entfernung aller Vorurtheile. Dazu empfiehlt er ausgebreitete Kenntniß der Quellen, zugleich aber auch gehörige Umsicht in den Hülfswissenschaften und vorsichtige Kritik. Seine Leistungen tragen alle das Gepräge gemüthlicher Anschauung, feinen Zartsinnes, edlen Freimuthes, reinen Geschmackes, und eines wohlthuenden Taktes im

---

1) geb. 1794, seit 1818 in der jüd. Literatur mit Ruhm genannt.
2) Geboren 1784.

Herausstellen dessen, was besondere Aufmerksamkeit verdient. Anders Luzzatto: ihn beherrscht ein tiefer Ernst, belebt durch ein stets reges Feuer, welches alle Reste der Geschichte ergreift, um Schlacken abzulösen und den Kern zu läutern. Die kritische Schule der Exegese hat er überwunden, aber mit der dadurch gewonnenen stärkern Kraft dringt er in die Schachten einer vergrabenen Literatur, zerschlägt alle verhärteten Decken und prüft den Charakter ganzer Massen, um ihren Gehalt zur Würdigung zu bringen; furchtlos und fast angreifend steht er gerüstet auf religiös-conservativem Boden, dennoch frei und nicht von Vorgängern bestimmt, vielmehr auch anerkannte Autoritäten scharf beurtheilend; überall selbstständig, ergreift er auch Einzelnes aus der Masse, zerlegt und prüft und sichtet mit fester Hand, und fördert stets Neues, oft mit allzugroßer Vorliebe für den Fund, oft auch partheiisch für die einseitige Ansicht. Daneben aber facht die italiänische Glut auch seine Empfindung zu lebensvoller Dichtung an; doch spricht diese mehr durch Witz, Laune der Ironie, sprühende Funken des Geistes an, als durch Zartheit der Empfindung; mitunter betritt er das Gebiet des Erhabenen. Die hebräische Poesie ist bei ihm fast zur ächten Kunst erhoben. Doch hat nicht sowohl sie ihm Unsterblichkeit gesichert, als vielmehr seine gehaltreichen Studien.

Beide hatten bereits um jene Zeit Verdienste um die Cultur; Reggio durch eine italiänische Übersetzung des Pentateuchs;[1] Luzzatto durch die des Gebetbuches;[2] beide durch ansprechende Poesieen, von denen die des Reggio durch Zartsinn und Klarheit, die des Luzzatto durch Gewandtheit im schweren Ausdruck, Präcision und Kürze, Fülle der Gedanken und Effekt der Darstellung sich auszeichnen. Noch besonders bemerkenswerth sind die Nachahmungen des Sonnets und anderer italiänischen Maaße, worin Luzzatto meisterhaftes geleistet hat.[3] Außerdem aber lieferten beide treffliche Studien, Reggio mehr kleine Bemerkungen, Luzzatto scharfsinnige Beiträge zur Exegese.

Ungeachtet der noch theilweise vorherrschenden Neigung

---

1) Mit hebr. Commentar. Wien bei Anton Schmid.

2) Erste Auflage schon 1821.

3) Das Wiener Jahrbuch Biccure haittim von 1826 an. Besond. Kinnor Naim, worin Luzzatto's Poesieen aus den Jahren 1817—1823

zu poetischen Erzeugnissen, worin sich die Italiäner [1] und die Halbslaven gefielen, wie denn auch Samoscht in Breslau und Strelisker in Brody und Andere aus slavischen Gegenden zu dem Wiener Jahrbuche, dem einzigen Mittelpunkte jüdischer Cultur, mehr dichterische Stücke beitrugen, brachen sich doch die ernstern Forschungen bereits eine freiere Bahn und fanden mehr Anklang als das Reimgeschälle. Dies besonders, je vaterländischer die Bildung sich gestaltete und je mehr auch die Juden sich gewöhnten, ihre poetischen Genüsse in den ächten natürlichen Poesieen eher zu suchen, als in künstlichen Nachahmungen. Und weil die Wiener Sammlung zu lange dem wahren Bedürfnisse nicht befriedigend entgegenkam, vielmehr nur widerstrebend [2] den Anforderungen der Zeit zu weichen schien, mußte sie selbst zurücktreten und einer Umgestaltung des literarischen Wirkens Raum geben. Wesentlichen Einfluß auf die mehr wissenschaftliche Richtung übte die immer fühlbarer gewordene Nothwendigkeit tüchtiger Bildungsanstalten für künftige Theologen, und die daraus hervorgegangene Paduanische Schule. Seit dem Hofdekret vom 22. Januar 1820 stand gesetzlich fest, daß künftige Rabbinen sich über philosophische Studien auszuweisen haben. Schon damals wies Reggio in einer Flugschrift darauf hin, daß die Errichtung eines Seminars unerläßlich sei, wenn man nicht statt bisheriger Thalmudisten jetzt rationalistische Philosophen [3] anstellen wolle. Seine Darstellung machte tiefen Eindruck, die italiänischen Gemeinden der Lombardei fanden sich bereit, eine Rabbinen-Schule zu errichten, und man suchte die Genehmigung der Regierung nach. Kaum war die desfallsige kaiserliche Verordnung (im Jahre 1825) erschienen, als die 5 venezianisch-lombardischen Hauptgemeinden eine Versammlung verabredeten, um das neue Werk in's Leben zu rufen. Die Vorsteher besprachen demnach (1826) zu

1) Vergl. Sarchi Essay on hebrew poetry ancient and modern. 1824. Sarchi war aus Gradisca (nicht aus Mantua, wie Orient, 1840 L. B. 10. steht), und gehörte zur Familie Morpurgo. Er war zu Wien getauft, aber in Triest mit seinen zwei Söhnen wieder zum Judenthume zurückgetreten, und lebte nachmals in Paris. Er schrieb auch eine Geographie in Versen.

2) Vergleiche Reggio in der Vorrede zu 1829.

3) Biccure haittim. 1831–1832. S. 6. ff.

Venedig die Statuten [1] der Rabbinen-Anstalt, erließen ein Rundschreiben zur Bewerbung um die Professuren, und wählten dann die beiden, seitdem ruhmvoll genannten Lelio (Hillel) de la Torre aus Turin, und S. D. Luzzatto aus Triest. Man erbaute hierauf in Padua ein angemessenes Lehrhaus, wo die Schüler convictartig leben. Als Vorsteher wurden gewählt Gabriel Trieste und der Arzt Nathan Benveniste. 1829 ward das Haus eingeweiht. In der deutschen Synagoge zu Padua hielt man einen feierlichen Gottesdienst, dem alle Vorsteher, Rabbinen und Lehrer des Landes anwohnten; Elia Aron Lattes, Rabbiner zu Venedig, weihete die Anstalt, de la Torre predigte über die Nothwendigkeit, Philosophie mit Gesetzkunde zu verbinden; Lieder und Gebete erhöheten die Tagesfeier; der Rabbiner zu Padua, M. S. Ghirondi, veröffentlichte einen Bericht darüber und forderte die Italiäner auf, die neue Anstalt auch zu benutzen. Sie hat denn auch ihrem Zweck entsprochen. [2]

Der Besitz einer solchen Schule hat dem Geiste der dortigen Gelehrten eine gewisse Bestimmtheit gegeben, durch welche es eher möglich ward, junge Theologen heranzuziehen, ohne sie den Tageskämpfen zu überlassen. Das Judenthum wird dort als ein historisch fertiges Ganze angesehen, das nur einer gelehrten Orientirung und Auffrischung bedarf, um Geist und Gemüth anzusprechen. Reggio hatte schon 1825, mit Beziehung auf die zu errichtende Schule, ein Werk verfaßt, in welchem er die Philosophie mit dem jüdischen Gesetze in Einklang zu bringen suchte, ein Werk, welches der neuen Schule als Lehrbuch empfohlen ward. [3] Er hat dadurch das alte Vorurtheil der Thalmudisten, die jede Kritik scheueten, zerstreut und den freiern Wissenschaften den Eintritt in die Rabbinenschule erleichtert. Zwar schweift Reggio etwas weiter ab, indem er den mehr christlichen, obwohl auch von jüdischen Vorgängern angenommenen Begriff von der Erbsünde [4] zuläßt, um darauf eine besondere Mission des Judenthums zu bauen, was leicht dogmatische

1) Regolamento per l'istituto rabb. in Padova. Ven. 1827.

2) Schon 1833 entließ man 4 Schüler nach Ablegung eines Rigorosums (s. K. Ch. II. 23.) Seit der Errichtung bis 1845 sind 17 Rabbiner daraus hervorgegangen, von denen 4 verstorben sind.

3) Ha-Thora veha-Philosophia. Wien. 1827

4) Vergl. Geiger's Zeitschrift. II. Seite 331. ff.

Kämpfe erzeugen konnte. Doch hatte man damals mehr den praktischen Zweck im Auge, und Reggio's Vorschläge fanden durchweg Beifall. Die Paduanische Schule ist eine ächte Pflanzstätte zu tüchtiger theologischen Vorbereitung.

Dort blüht nunmehr Exegese und Kritik; aber auch die rabbinische Literatur findet unter den regsamen Geistern jener Gegend sorgsame Pflege. Sehr ansehnliche Bibliotheken, zum Theil mit seltenen und schätzbaren Handschriften, besitzen: Uri Hai Saraval, Direktor der Hauptschule zu Triest, Reggio und Luzzatto, auch Joseph Almanzi, ein gelehrter Kaufmann zu Padua, und Andere.[1] Die in Parma öffentlich benutzbare de Rossi'sche Sammlung erleichtert die Forschungen.

Eine der schönsten und edelsten Früchte der kritischen Studien aus jener Zeit ist das Luzzatto'sche Werk über Onkelos, verfaßt 1828—1829, nach sorgfältiger Vergleichung der vielfach verschiedenen Lesarten.[2] Auf sehr geistreiche Weise erklärt hier Luzzatto die Gründe, welche den chaldäischen Übersetzer bewogen haben, vom Urterte abzugehen. Solche kritische Versuche, verbunden mit den gleichzeitig von Rapoport ausgegangenen anderweitigen Untersuchungen, an welche sich bald auch die von Zunz in größerer Ausdehnung durchgeführten anreiheten, mußten den Gang der jüdischen Wissenschaft umgestalten. Auch uns selbst war es vergönnt, ein kleines Moment beizutragen. Unser Geschichtswerk,[3] wie sehr auch noch die Jugend der jüdischen Geschichtskunde darthuend, hatte manchen bisher unberührten Gegenstand an's Licht gezogen. Die Eindrücke waren verschieden, Luzzatto fand Anstoß an unseren Erörterungen über den biblischen Kanon, Rapoport mißbilligte manchen Angriff auf rabbinische Berühmtheiten; Reggio erkannte die Wichtigkeit der geschichtlichen Auffassung, ließ der Idee Gerechtigkeit widerfahren und einzelne Punkte für's Erste auf sich beruhen, während Andere in Galizien und Polen

---

1) Eine bis jetzt wenig ausgebeutete Sammlung vorzüglicher Ausgaben und Handschriften befindet sich in einer katholischen Familie von hohem Stande zu Rovigo.

2) Oheb-Ger oder Philoxenus ꝛc. Wien. 1830. — Hieran schließt sich neuerdings: Zarkowitz Otseh Or. Wilna. 1843.

3) Gesch. der Isr. seit der Zeit der Maccabäer. 9 B. 1820—1828.

unsere Geschichte durchmusterten, berichtigten und hie und da ergänzten. So gab unser erster Versuch, der jüdischen Geschichte einige Theilnahme zu verschaffen, Gelegenheit zu fruchtbaren Fortschritten.[1]

Die Südländer, nicht leicht im Stande, selbstständige Werke zu verfassen, strebten nach einem neuen Mittelpunkte für die Wissenschaft, und es entstand wieder eine Art Jahrbuch für hebräische Arbeiten.[2]

Ein junger Mann, S. L. Goldenberg (gest. 1845) aus Galizien, schlug vor, die Korrespondenz mehrerer Wissenschaftsfreunde zu sammeln, eine Form, welche einerseits auf Theilnahme, andrerseits auf geringe Censurschwierigkeiten rechnen durfte. Die ersten Erscheinungen waren eine unverkennbare Ankündigung eines neuen Tages für jene Gegenden,[3] und nach allen Seiten öffnet sich der Gesichtskreis, so daß bald auch Geigers neue Thätigkeit dort wahrgenommen ward. Außer den schon genannten Gelehrten finden wir da Aeußerungen und Beiträge von Samson Bloch,[4] H. Goldenberg, dem Vater des Herausgebers und von diesem; von Jakob Samuel Byk (gestorben 1831 an der Cholera) in Brody; einem der feinsten Satyriker;[5] Tobia Feder aus Berditschew, Juda L. Mises[6] aus Lemberg, (gest. an der Cholera 1831) einem der edelsten Eifrer für Freiheit des Denkens; von Isaak Erter, Chirurg in Brody, einem sehr geistreichen Satyriker[7] und warmen Verfechter einer tüchtigen Gesinnung; wir vermissen auch nicht die sonst berühmten Joseph Perl und Ahron Chorin. Ein lebensfrischer Odem, wie nach dem Erwachen am Frühlingsmorgen, weht in allen diesen, meist unmittelbaren, nicht zum Druck bestimmten, Bewegungen; ja es tummeln sich die Geister in freudigem Selbstgefühl, bald einander ermuthigend, bald mit einander ringend, bald mit Keckheit sich an reiferer Erfahrung messend,

1) Vgl. K. Ch. II. 134. I. 88. und öfters.

2) Kerem Chemed bis jetzt 7 Bände.

3) Die ersten 2 Sammlungen 1833 und 1836.

4) Verf. einer hebräischen Geographie I. 1826 und II. 1836 mit schönen Notizen über jüdische Zustände. — Er starb 1845. Sept.

5) K. Ch. I. 81.

6) Vf. d. Kinath ha-Emeth gegen d. Chassidim. 1828.

7) S. Isr. Annalen. 1840. (nicht, wie and. schreiben, Oerter.)

bald auch wohl in Unwillen ausbrechend, wenn nicht derselbe Geist überall thätig erscheint.[1] Die Sammlung zieht an durch schönen, sehr häufig klassischen Ausdruck, wie durch Vielseitigkeit der Kenntnisse, welche für die mitunter allzu selbstgefällige Redseligkeit entschädigt. Die innere Entwickelung aber, welche aus den Briefen sich kund giebt, verdient die höchste Beachtung; viele der Wortführer sind aus dem Schooße des finstersten Chassidismus hervorgegangen, und haben sich aus den Banden der Kabbalah mit eigener Kraft herauswinden müssen. Sie hassen den Chassidismus um so mehr, nicht nur als die Quelle des Aberglaubens, sondern vorzüglich als die der Gesinnungs- und Sittenlosigkeit seiner getäuschten Anhänger. Alle kämpfen gegen die Knechtschaft des Geistes, ohne darum dem jüdischen Gesetze Hohn zu sprechen; ihre Kritik verwirft die schiefe und scholastisch spielende rabbinische Hermeneutik, ohne darum die eigentliche Schule des Rabbinismus zu verlassen.[2] Hie und da kommen sie auf theologische Lehrsätze, und unterwerfen die neuern Lehrbücher einer nähern Prüfung,[3] so wie sie auch den öffentlichen Marktschreiereien entgegentreten, um vor Täuschungen zu warnen.[4]

Man muß einer so üppig aufblühenden Pflanzung um so größere Bewunderung zollen, als sie ohne alle elementarische Vorbereitung und Pflege, wie ihr oft genug angemerkt wird, in so kurzer Zeit emporkam.

---

1) III. Br. 4. erkennt selbst die Ungebühr; so auch Vorrede zu III. und IV. aber auch die folgenden Bände sind nicht frei von ungeziemenden Persönlichkeiten.

2) K. Ch. II. 167. und III. 39. 40.

3) Z. B. I. 2. u. a. gegen Benet's Lehrbuch.

4) S. II. Br. 34 über die Pinnerschen Ankündigungen, welche so vielfältige Erwartungen erregten.

XI.

Fortsetzung.

Autorität und Kritik im Widerstreite.

Hebräische und literar-historische Leistungen.

Es war natürlich daß die Kritik sich nicht lange durch die Autorität beschränken ließ; sie wächst überall an Kraft, sobald sie ihre ersten Versuche glücklich begonnen hat. Die Art und Weise, wie solche in Deutschland von der sogenannten kritischen Schule geübt ward, welche selbst dem Kanon der h. Schrift sein Ansehen zu rauben schien, fand bei unsern Forschern keinen Beifall; so wie sich hingegen abseiten der israelitischen Gelehrten auch auf dem Boden des Thalmuds eine Bewegung verspüren ließ, fühlten sie sich berufen, derselben zu folgen und mitzuwirken, um neue Ergebnisse zu gewinnen. Abraham Geiger, damals Rabbiner in Wiesbaden (jetzt in Breslau), dessen eingreifendere Wirksamkeit wir weiter unten darzustellen haben, gebührt das Verdienst, auch hierin eine Anregung gegeben zu haben, welcher wir eine neue Thätigkeit der süd-östlichen Kritiker verdanken. Im Jahre 1836 erschien von ihm in der Zeitschrift für jüdische Theologie[1] eine Abhandlung über „Plan und Anordnung der Mischnah" welche manche eigenthümliche Ansichten enthält, und jedenfalls die Untersuchung auf einen Gegenstand hinlenkte, den man bisher auf seiner eigenen Autorität hatte beruhen lassen. Ein wesentlicher Punkt darin ist die Auffassung einer wichtigen Stelle der Mischnah, in welcher diese selbst über die Befugniß einer Weiterführung der gesetzlichen Entscheidung sich auf eine Weise ausspricht, die verschiedenartig aufgefaßt worden. Diese Frage gehört zu den Lebensfragen der neuen theologischen Schule, und ist daher bei Geiger von großer Bedeutung.

Die süd-östländischen Forscher sahen aber vorerst darin nur eine Frage des Alterthums. Der einzige S. D. Luzzatto, welcher alles Neue und Geistvolle schnell durchdringt, und mit Feuereifer verarbeitet, faßte die Geiger-

1) Band II. S. 474. ff.

sche Ansicht von der Art, wie die Mischnah entstand, näher ins Auge, fand an derselben noch einiges zu bemerken, entwickelte aber nunmehr hieraus eine Reihe von Gedanken, welche für die Aufhellung der Begriffe von mehrern theologisch-historischen Punkten wichtig wurden. Die Idee der mündlichen Tradition, als einer Ergänzung des geschriebenen Gesetzes ist bekanntlich der Hauptpfeiler des spätern Judenthumes; der allgemeinen Annahme zufolge ist sie in Mischnah und Thalmud enthalten. Da sie ursprünglich nicht aufgeschrieben werden sollte, so ist die Entstehung und Fortbildung ihrer schriftlichen Abfassung eine wesentliche Frage. Sie ward früher kurz abgethan, indem es hieß, Jehuda, der Heilige, habe durch die Besorgniß, die Tradition werde sich in der Zerstreuung nicht mündlich erhalten, zur Niederschreibung derselben sich veranlaßt gesehen, sie somit abgeschlossen. Luzzatto[1] hatte aber in seinem **Philoxenus** dargethan, daß dem nicht so sei, sondern erst um Jahrhunderte später die erste Aufschreibung begonnen habe. Geiger hingegen rückt die erste Aufschreibung bis kurz nach der Tempelzerstörung hinauf. Luzzatto sieht hierin die völlige Vernichtung des Traditionsbegriffs, welcher eigentlich und wesentlich in der beständigen, durch die Autorität der jederzeitigen Schulen fortzubildenden Entwickelung des Judenthums und Erhaltung einer ungehemmten Beweglichkeit bestehe. Die hie und da erfolgte Aufschreibung sei bloß Sache Einzelner gewesen, die ihrem Gedächtnisse haben zu Hülfe kommen wollen, aber keinem sei es in den Sinn gekommen, das Gesetz abzuschließen, das vielmehr nach Zeit und Ort Abänderungen erleiden sollte. Die Idee einer Abschließung der Tradition sei einzig und allein durch Maimonides aufgebracht, welcher ohnehin mit seiner aristotelischen Philosophie auch in andern Beziehungen, insbesondere aber durch Fanatismus gegen andere Religionen, das Judenthum entstellt habe; sie sei im höchsten Grade verderblich, indem sie das Fortschreiten aufgehalten habe, welches zu begünstigen der Zweck der Tradition selbst sei. An die Stelle des lebendigen Strebens sei dadurch die Auto-

---

1) K. Ch. III. 63. ff.

rität getreten. Diese Ansichten entwickelt Reggio[1] in einem Schreiben an Luzzatto noch etwas ausführlicher, aber vermittelnd, mit ihm in der Hauptsache übereinstimmend, während er zugleich Geigers Darlegung damit in Einklang zu bringen, und selbst Maimonides von dem Vorwurfe der Anmaßung frei zu sprechen suchte.

Die Einmischung des Maimonides in diese Frage regte alle Geister auf. Die Autorität dieses zweiten Mose steht so fest, daß ein Angriff auf ihn, wie eine Verletzung der jüdischen Religion angesehen ward. Gegen Luzzatto erhob sich außer einigen minder berühmten Eiferern, zunächst Nachman Krochmal[2] in Tarnopol (gest. 1840), ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und der stärkste Vertreter der biblisch-kritischen Schule in seiner Gegend. Er nimmt auf alle Weise Maimonides in Schutz, und sucht die Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit der Ansichten desselben zu beweisen. Auch Rapoport äußerte sich in diesem Sinne, vornehmlich in Beziehung auf das Verständniß der Mischnah, welche die Befugniß der Rabbinen-Behörden zur Aufhebung früherer Beschlüsse betrifft.[3]

---

1) Vergleiche dessen Bechinath ha Dath, von El. del Medigo. commentirt 1825.

2) Ueber das Leben dieses merkwürdigen Gelehrten siehe israelitische Jahrbücher. Wien. 6605. von L. Zunz. — Vergleiche K. Ch. IV. Br. 27. — Zur Biographie desselben fügen wir aus den Mittheilungen des Kreisrabbiners H. Chajes noch folgendes hinzu: Krochmal war der Vorläufer Rapoports, und sowohl dieser als auch Israel Bodek, Samson Bloch, Letteris der Vater, und andere, verdanken ihm vieles. Israel Zamocz hatte auf seine Ansichten im Philosophischen großen Einfluß, aber Baruch Neu (nachmals Lehrer in Zolkiew) hatte ihn mit den deutschen Klassikern bekannt gemacht. Auch Wolff Schiff aus Zamosc ein vorzüglicher Kenner der Schriften Aben Esra's, hatte auf ihn stark eingewirkt, und auf andere Zweige der Wissenschaft führte ihn der öftere Besuch bei Ber Ginzburg und J. S. Byk in Brody, dessen Tod (1831) ihn tief betrübte. Er stand auch in engeren Beziehungen zu dem gelehrten Benj. Natkes in Lemberg, einem Mann von ausgebreiteten Wissen, und mit Hirsch Mendel Pinelles aus Tysminitz (im K. Ch. unterzeichnet Sch-L-Sch.) jetzt in Brody. — Krochmal belehrte die Jünglinge, wie ein Weiser der alten Welt, in freundlichem Umgange.

3) K. Ch. v. Br. 16. In dieser Angelegenheit ist auch Thorath Nebiim, 1836 von Hirsch Chajes nicht zu übersehen.

Die Discussionen der Gelehrten nahmen aber bald wieder die ihnen eigenthümliche Richtung, indem sie sich mehr dem Leben entrückten und auf antiquarischem Boden allein sich bewegten. Luzzatto ging weiter in seinen Angriffen auf Maimonides und zugleich auf Ibn Esra, indem er sich ganz auf die Seite der nordfranzösischen Schule stellte, während die Gegner diese Einseitigkeit tadelten.[1]

Diese kleinen Kämpfe hinderten nicht die Fortsetzung anderweitiger Forschungen, mittelst welcher Luzzatto vorzüglich mittelalterliche Poesieen aus dem Staube zog, und gründlich beleuchtete, Rapoport seine Entdeckungen auf dem Gebiete rabbinisch-literarischer Geschichte ausdehnte, und Krochmal mit seltener Freimüthigkeit auch den biblischen Kanon kritisch durchmusterte. Hinzutraten noch mit gediegenen mathematischen Kenntnissen, H. S. Slonimski aus Bialistok (dessen Scharfsinn jüngst auch der Berliner Akademie der Wissenschaften Achtung abgewann) und Jakob Eichenbaum aus Odessa, (jetzt in Kischenef) beide auch des hebräischen Ausdrucks Meister.

Die einmal angeregte Thätigkeit brachte übrigens auch einige selbstständige hebräische und andere mit der jüdischen Literatur unmittelbar zusammenhängende Schriften hervor, theils solche, die gegen Vorurtheile ihre Geistesblitze schleuderten, theils kritische Versuche gegen Zeitrichtungen, theils neue, meist linguistische Lehrbücher, theils neue Auflagen älterer schätzbarer Werke, mitunter auch immer noch poetische Spielereien.

Gegen den Chassidismus traten wiederholt auf, Joseph Perl, voll Eifers und schlagenden Witzes.[2] und gleichzeitig Isaak Erter, ebenfalls geistreich und anmuthig.[3] Derselben Richtung verdankt man die Herausgabe eines Werkes von Leo da Modena, das nur handschriftlich vorhanden war.[4] Andere Mißbräuche rügte Secharjah Joles, ein Galizier von schönen Fähigkeiten.[5]

---

1) Siehe israelitische Annalen. 1839. einen Briefwechsel mit Reggio.

2) Schon bekannt durch seine Megalle Tmirin. 1819. Jetzt erschien Bochen Zaddik. 1840.

3) Taschlich 1840; hazopheh 1843.

4) Ari Nohem von Fürst edirt. Lpz. 1840.

5) Eth le dabber. 4to. 1834.

Schwächer ward der Rabbinismus vertreten, und die Erzeugnisse seiner Polemik sind nur ihrer Ohnmacht wegen bemerkenswerth. Nur Eljakim Milsag's kritische Bemerkungen gegen Zunz und Rapoport zeugen von einiger Sachkenntniß und Geisteskraft.[1]

Die hebräische und chaldäische Sprachlehre, im Allgemeinen fast nur für den Elementar-Unterricht noch bearbeitet, zog wieder neuerdings die Aufmerksamkeit der kritischen Schule an, sie vermißte die Wissenschaftlichkeit durchweg, und die Bekanntschaft mit dem, was Christen bereits geleistet hatten. Luzzatto suchte ein rationelles Lehrsystem unter Benutzung der besten Quellen, zu begründen.[2] Ephraim Israel Blücher schrieb gleichzeitig eine aramäische Grammatik;[3] obwohl weit überragt von Julius Fürst's vorangegangenem Lehrgebäude der aramäischen Idiome.[4]

Für Bibelkunde, die sonst gewöhnlich mit der Grammatik Hand in Hand geht, kam nur weniges zum Vorschein, und noch weniger die Wissenschaft förderndes darunter. Man fühlte die Mängel der Nebenstudien, welche endlich unentbehrlich wurden. Reggio versuchte sich am Buche Esther;[5] Mortara unternahm sogar eine Rechtfertigung der Authentie des Pentateuchs.[6] Luzzatto konnte seinen Jesaias, wovon ein höchst interessanter Bogen erschien, nicht drucken lassen. — Ein einziges umfassenderes Werk lieferte im Norden Deutschlands der Rabbiner zu Königsberg, nicht ohne Verdienst, wiewohl noch die Schlacken der Scholastik an sich tragend.[7] — Krochmal hinterließ größere und dreistere kritische Arbeiten, welche noch nicht erschienen sind.

Dagegen bewegte sich die Literatur rüstiger auf der minder gefahrdrohenden Straße der Antiquitäten. Zur Bi-

1) Beth Aven. 1839 ist ganz schlecht; Emek Schoschanim. 1840 und haroeh. 1840 etwas minder schlecht; Sepher Rabiah. 1837 enthält manches Gute

2) Prolegomeni ad una gram. rag. della ling. ebr. Pad. 1836. 4to.

3) Marpe leschon Arami. Prag. 1836.

4) Leipzig. 1835.

5) Proleg. in lib. Ester. 1841.

6) Della autenticità del Pentateuco. Padova. 1843.

7) Meklenburg: ha-Etab veha-Kabbala, 1839 — 42.

belkunde lieferte Reggio einen Abdruck des kürzern Commentars Ibn Esra's zum Exodus,[1] bis dahin ganz unbekannt; S. G. Stern aus Ungarn zog das Parchonsche hebräische Lexicon an's Licht,[2] das manches eigenthümliche darbietet. Stärker aber wendete sich die Aufmerksamkeit den theologisch-philosophischen Schriften des Mittelalters zu. Gideon Brecher, Wundarzt in Mähren, commentirte den Kusari von neuem.[3] Eine hebräische Bearbeitung des **More** von Maimonides ward versucht, fand jedoch keinen Anklang;[4] dagegen ward Schem Tob's Commentar zum More gedruckt, wie schon früher eine andere Handschrift dieses Spaniers.[5] Andere ältere philosophische Schriften traten außerdem an's Licht; so eine Sammlung von Verhandlungen aus dem 14. Jahrhundert über das Studium der Philosophie,[6] ein trefflicher Beitrag zur Geschichte; mehrere Abhandlungen von Samuel ben Tibbon.[7] Jakob Goldenthal erwarb sich Verdienste durch einige Ausgaben älterer philosophischen Schriften.[8] Selbst eine medicinische Abhandlung des Maimonides ward der jüngern Welt übergeben.[9] Die Vorliebe für Aufdeckung mancher Einzelheiten veranlaßte Luzzatto zur Herausgabe einer Sammlung von Grabschriften und anderer Reste des Mittelalters,[10] mit lehrreichen Anmerkungen, und sogar der christliche Gelehrte Franz Delitzsch, welchem die neu-hebräische Literatur manchen Aufschluß verdankt, beförderte mehrere Handschriften zum Druck, und machte sie zu Quellen fruchtbarer Forschungen.[11] Sehr anerkennenswerthe Verdienste erwarb sich durch literar-historische Studien L. Dukes, ein

1) Wien. 1840.

2) Erschien erst 1844 mit schöner Einleitung von Rapoport.

3) Prag 1838.

4) V. Mendel Levin, welcher noch mit Mendelssohn befreundet war. Th. I. erschien 1834. Vgl. Bic. hait. 1834--35. Anf.

5) Ha-Nephesch Lheb. 1835. More ha-More. Preßburg. 1837.

6) Minchat Kenaoth. Preßburg. 1838.

7) Jikava hamajim. das. 1837.

8) Mosne Zedek von Chisdai 1837. und Averr. com. in Arist dearte rhet. 1842. Meschareth Mosche. 1845.

9) Pirke Mosche. Lemb. 1840.

10) Bethulath bat Jehuda 1840 und Abne Siccaron. 1841.

11) Migdal Os. 1837. Ez Chajim. 1840. (mit Steinschneiders trefflichen Beiträgen

Ungar (seit vielen Jahren in Deutschland), auch Verfasser vieler kleinen Schriften, meist fleißige Sammlungen und Übertragungen aus der neu hebräischen Literatur. [1]

Ohne Zweifel hat die Scheu vor der Theologie den Geist unsrer östlichen Nachbaren oft zur Poesie hingedrängt, die noch immer fleißiger war, als man erwarten sollte. Als die bessern Erzeugnisse möchten wir bezeichnen, M. Letteris dramatische Versuche, [2] obwohl er auch sonst manches Gelungene hat; die lyrischen Poesien Kinderfreund's in Brody, [3] und Joseph Almanzi's in Padua. [4] Bedeutend ist des (1845) verstorbenen Salomo Cohen Epos: David, [5] und nicht ohne Schönheiten M. E. Stern's Eliah. [6] — Aus den russischen Ländern, wo man nur Klagelieder vernehmen sollte, kommen die meisten kleinern Gedichte, das Einzige was die Censur schont. Zu den bessern Schriftstellern gehören: Jacob Eichenbaum, [7] B. Gottlober, [8] S. Salkind aus Wilna, [9] A. B. Lebensohn, daselbst, [10] T. Schiffner in Warschau, [11] nach welchen noch die schwächern Leistungen eines Kewall, [12] A. L. Hurowitz u. S. J. Fin in Wilna, [13] eines Klatzko, [14] eines Fischmann in Lemberg, [15] als Belege für die Emsigkeit auf diesem Gebiete angeführt sein mögen. Es wurden auch ältere Poesien neu aufgelegt, manches in Zeitschriften,

1) Ehrensäulen und Denksteine, Wien 1836. Zur Kenntniß der neu hebr. Poesie. Ff. a. M. 1842. Blumenlese. Lpz. 1844 u. a. W.

2) Gesa Jischai (Athalie) 1836. Schlom Esther (nach dem Franz.) 1843

3) Schirim Schonim. 1834.

4) Higajon la Chinor. 1836.

5) Nir David. Wien. 1836.

6) Thiphereth ha-Tischbi. Wien. 1839.

7) Kol Simra, Lpz. 1836. Von ihm ist ha-Krob (das Schachspiel) vorzüglich schön. London. 1840.

8) Pirche ha-Abib. Josephow. 1837.

9) Schirim le Schlomo. 1842.

10) Schire Sphath Kodesch. 1842.

11) Chazroth ha-Schir. 1840.

12) Pirche Kedem. Wien. 1843.

13) Pirche Zaphon. 1841.

14) Dudaim. Lpz. 1842.

15) Sisra, ein Drama. 1841.

selbstständig die des Ephraim Luzzatto,[1] dessen wir schon gedacht haben.

Einige hübsche Epigramme, manche darunter glückliche Nachbildungen, lieferte J. A. Benjakob aus Wilna. [2]

Es wäre eine gänzliche Verkennung der Poesie, wollte man in allen diesen Versuchen, die gelungensten nicht ausgenommen, etwas mehr sehen, als ein künstelndes Spiel, eine Uebung in dem gewandten Gebrauche einer erstorbenen Sprache, durch welche höchstens der Freund des Hebräischen eine Ergötzung des Witzes erlangen kann. Von wahrer Poesie, von wirklichem Ergusse der poetischen lebenswarmen Anschauungen kann hier die Rede nicht sein, folglich noch weniger von einer innern Fortbildung der Sprache.[3] Wir haben hier nur kleine Beiträge zur Thätigkeit der Geister, deren Kräfte, anderweitig nicht genug beschäftigt, sich auf solche Gegenstände hinwendeten und zum Theil dabei aufrieben. Sie waren aber andererseits dadurch nützlich, daß sie die hebräische Sprache öfters als Mittel anwendeten, Lehrsätze der Weisheit und manchen schönen dichterischen Gedanken in solche Gegenden zu verbreiten, wo zum Theil die neuern Schriften in ihrer Muttersprache nicht zugelassen werden.

Größern Dank verdienen diejenigen Schriftsteller, welche sich der hebräischen Prosa bedienten, um nützliche Kenntnisse zugänglich zu machen. Hierher gehört in Rußland vornehmlich M. A. Ginzburg aus Polangen, welcher unter andern eine Weltgeschichte[4] und eine russische Geschichte[5], auch eine Uebersetzung der Philonischen Gesandschaft[6] an Caligula, geliefert hat. Was ihnen abgeht an Reinheit der Sprache, welche oftmals neue Redensarten dem alten Idiome aufdrängt, das ersetzen seine Arbeiten

---

1) Ele bne ha-Neurim. 1839.

2) Michthamim etc. Lpz. 1842. (Epigr. und mehrere sehr gut geschriebene Bemerkungen, wie auch ansprechende Uebersetzungen.)

3) Alles dies hat schon Geiger, Zschr. f. jüd. Theologie. B. III. S. 376. ff. vortrefflich dargethan. — Was S. E. Seligmann zu seinem hebr. Gedichte: der Frühling. Berlin, 1845 darüber bemerkt, ändert das Sachverhältniß nicht.

4) Toldoth bne Adam (nach Pölitz). 1835.

5) Ittothe Russia. 1840.

6) Malaachuth Philon ha-Jehudi. 1836.

durch Gemeinnützigkeit. Sein Vorgang hat auch wohl ermuntert, noch eine andere Schrift des Philo hebräisch zu bearbeiten.[1] Tüchtiger und mehr wissenschaftlich sind die Leistungen des schon genannten H. S. Slonimski, welcher eine hebräische Geometrie,[2] eine populäre Astronomie[3] mit manchen auch dem Gelehrten nicht unbedeutenden Bemerkungen, und eine besondere Himmelskunde,[4] worin zugleich auf die jüdischen Quellen Rücksicht genommen ist, geschrieben, welches letztere Werk noch durch ein gelehrtes Sendschreiben Rapoport's an Werth gewinnt. Der Eifer für Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse fand in Rußland, wo die Censur diese am leichtesten zuläßt, besondere Nahrung, und so erhielten die dortigen Israeliten auch ihre populäre Gesundheitslehre von Eliasberg,[5] ihre Naturkunde von Juwel und andere meist recht gut geschriebene Lesebücher. Den profanen Wissenschaften redete das Wort einer der vorzüglichsten Schriftsteller, Isaak Ber Lewinsohn, ein hochverdienter Mann, der in drückender Armuth und fast beständig in einem leidenden Zustande, sich ganz und gar der Veredelung seiner Glaubensbrüder hinopfert,[6] auch die fremden und eigenen Vorurtheile[7] zu zerstreuen bemüht ist.

Ein Unterschied ist augenfällig zwischen dem was den russischen, und dem was den österreichischen Juden Bedürfniß erschien. Die letztern strebten, wie ein kurzer Blick auf ihre Leistungen zeigt, nach wissenschaftlicher Erkenntniß, die erstern nur nach Jugend- und Volksschriften. Die Oesterreicher hatten diese Stufe durch frühere Entwickelung

---

1) Chaje Mosche (De Vita Mosis) von Joseph Flesch. Lpz 1839.

2) Mosde Chochmah. Wilna. 1833.

3) Cochba de Schabit. daselbst 1836.

4) Toldoth ha-Schamajim. Warschau. 1838. Das Sendschreiben theilt auch der Orient 1840 mit.

5) Marpe le-Am 1834. (nach Paulatzki).

6) Sehr schätzenswerth ist sein schon 1824 geschriebenes, erst 1828 erschienenes Werk Theuda bejisrael, und sein mehr geschichtliches (schon 1829 verfaßtes) Beth Jehuda. 1840, enthält manches Gute für jene Gegenden.

7) Gegen die Blutbeschuldigung schrieb er Ephes Damim, Wilna 1837, welches Dr. Löwe 1842 in's Englische übersetzt hat Derselbe schrieb auch ein jüdisch-deutsches Büchlein (die Hefkarwelt) um das Volk von manchen Irrthümern zu befreien; es ist nur handschriftlich vorhanden.

bereits überwunden, auch war ihnen dies durch die etwas günstigern gesetzlichen Verhältnisse, und die glückliche Thätigkeit einer Wiener Druckerei (Anton Edl. von Schmid) besonders erleichtert worden.

Die rabbinische Literatur im engern Sinne stockte größtentheils. Der Chassidismus in Galizien [1] ließ viele Volksschriften drucken, welche diesseit nicht bekannt geworden sind; eben so wurde die Presse zu Livorno mit mancherlei rabbinischen und kabbalistischen Werken beschäftigt, die mehr in der Berberei gesucht sind, und in einige dumpfe Rabbinenstuben Eingang fanden, aber auf die Bildung des Ganzen keinen Einfluß hatten. Der Thalmud jedoch wurde in verschiedenen Ausgaben wiederholentlich sowohl in Wien als in Prag gedruckt, [2] eben so Bibeln und Bibeltheile mit Uebersetzungen und Commentaren, welche jedoch immer noch auf der Stufe der Mendelssohn'schen Zeit blieben. Gebetbücher aller Art erschienen mit deutscher Uebersetzung, auch einige neue in deutscher Sprache meist sehr takt- und geschmacklos.

Wir schließen diesen Bericht mit der Bemerkung, daß die Galizischen Gelehrten, welche hebräisch schreiben, mit dem Ende des Jahres 1844 eine neue Monatsschrift: Jerusalem [3] begonnen hatten, von welcher man nun Fortschritte erwarten durfte, wenn sie Bestand gehabt hätte, wozu jedoch bald keine Aussicht mehr vorhanden war.

---

1) Zu bemerken ist, daß die Theilnahme für neuerer Schriften und Thätigkeiten in Galizien sich auf Lemberg, Zolkiew, Brody und Tarnopol nebst deren Kreisen, beschränkt. In den übrigen weiß man kaum etwas von Damaskus und Montefiore, von den Rabbinischen Gutachten und Versammlungen in Deutschland und von allem, was die Tagespresse beschäftigt. So sehr hält der Chassidismus den Geist gefesselt. Sogar die freier Gesinnten müssen sich ihm unterwerfen, um nicht verketzert zu werden.

2) Eine hebräische Einleitung zum Thalmud ist von Chajes, 1845 erschienen. Sie wird wahrscheinlich noch fortgesetzt.

3) Heft 1. ersch. Jan. 1845.

XII.

Fortschreitender Rabbinismus. Abraham Geiger.

Während auf diese Weise die Lichtstrahlen der Europäischen Bildung in die dunklern Gegenden eindrangen, und dort einige Höhenpunkte der Wissenschaft, so stark beleuchteten, daß sie die Blicke der westlichern Gelehrten auf sich zogen, nahm in Deutschland durch die sich immer mehr verbreitenden klassischen Studien der Bildungsgang eine neue Richtung. Die vielfältigen Beispiele von leichtsinnigem Uebertritte zum Christenthume, gefördert durch weltliche Vortheile, welche den wissenschaftlich gebildetern der Staat, und den rohen und alles Unterrichts Entbehrenden die englische Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums gewährten, noch mehr aber durch die Lauheit und Gleichgiltigkeit der Gemeinden und deren Mitglieder gegen das Judenthum selbst, hatten die Lehrer des Judenthums von der Unzulänglichkeit alles dessen, was bisher im Innern zur Befestigung der Religionsbegriffe geschehen war, überführt. Die Schwierigkeit, der Religion überhaupt mehr Theilnahme zu verschaffen, nahm zu mit dem Streben nach bürgerlicher Freiheit und Thätigkeit, sowie nach Ablegung jeder Besonderheit und aller Merkmale voriger Abgeschiedenheit. Die lästigen Gebräuche verschwanden immer mehr aus den Häusern und den Familien, die hebräische Sprache der Gebete war fast vergessen, die Ceremonien der Synagoge, längst zu bedeutungsloser Gewohnheit herabgesunken, stießen ab anstatt zu erbauen. Die Predigt, welche jetzt dem Gottesdienste ein mangelndes Momert ersetzen sollte, war noch auf der ersten Entwickelungsstufe, nur in Hamburg, Leipzig und Wien stand sie bereits in Blüthe, in Süddeutschland fing sie erst an sich zu erheben, in Preußen war sie überall verboten, und aller Orten wo über diese Neuerung bei den Behörden Klage erhoben ward, oft selbst ohne solche Veranlassung, als dem königlichen Willen entgegen, polizeilich verhindert.

Dennoch hatten sich inzwischen eine große Anzahl junger Männer, geleitet von den Hoffnungen, zu welchen

die Zeit berechtigte, dereinst in ihren Gemeinden kräftig wirken zu können, sich den theologischen Studien gewidmet. Von ihnen mußte nunmehr eine neue Entwickelung ausgehen. Die meisten jener Jünglinge waren aus der aufgehobenen Baierischen Thalmudschule hervorgegangen, die andern südwestlichen Staaten steuerten bei, wenige fanden sich in Preußen, und diese meist aus dem Posenschen und aus den Rheinprovinzen. Die süd-westlichen waren aufgemuntert durch den ernsten Willen der Regierungen, den Israeliten bessere Synagogenverfassungen zu ertheilen, so wie durch die den Wirkungskreis der Rabbinen feststellenden Instruktionen,[1] dergleichen mehrere Staaten erlassen hatten (außer den Südlichen, auch Meiningen 1840, Meklenburg 1840, früher schon Dänemark, Sachsen rc.) die nördlichern durch die Zuversicht, daß auch die preußische Regierung endlich sich von der Nothwendigkeit überzeugen werde, dem heillosen Zustand des Cultus abzuhelfen.[2]

Die einzuschlagende Richtung war allerdings um so weniger vorher zu bestimmen, als man im Allgemeinen noch nicht recht beurtheilen konnte, wo sich die moralische Kraft der Gemeinden am Entschiedensten zeigen würde. Bis dahin war das alte starre Herkommen zwar vorherrschend, im Gegensatze zu dem Indifferentismus, welcher keinen innern Gehalt hatte und wenig Thätigkeit versprach. Zu einem eigentlichen Kampfe um Principien war es noch nicht gekommen, man war sich dieser nicht recht bewußt. Was bisher einzelne Verhandlungen hervorgerufen hatte, war nur die Form des Gottesdienstes, die an wenigen Orten verschönert ward, während man meistens keine Abänderung zuließ. Die Theologen selbst fingen aber bereits während ihrer Studienzeit an, sich über die Grundsätze ihres künftigen Wirkens klarere Begriffe zu bilden, und gingen bald nach mehreren Richtungen auseinander. Alle

1) Noch neuerdings am Trefflichsten in Sondershausen, wo Heidenheim als Rabbiner zugleich an der öffentlichen Stadt-Schule das Amt eines Collaborators bekleidet.

2) Die ersten Schritte hierzu geschehen eben jetzt, in der Mitte des J. 1846, dadurch daß die Regierung die Vertreter der verschiedenen religiösen Richtungen zu Rathe zieht, um ein derartiges Gesetz vorzubereiten.

diejenigen, welche in sich die Kraft fühlten, über die Beschränktheit einer amtlichen Thätigkeit hinaus zu wirken, rüsteten sich frühzeitig mit Kenntnissen und Erfahrungen aus, um die Mittel und Wege zu finden, wie der verlassenen oder verwahrloseten Religion wieder aufzuhelfen sei; es entwickelten sich hierbei die verschiedensten Elemente, und in wenigen Jahren darauf standen sie in voller Gährung und es begann ein lebhafter Kampf im Innern.

Der Rabbinismus hörte plötzlich auf als ein starres Denkmal dazustehen und trat in's Leben ein. Die Gemeinden selbst, wie wenig auch der Bewegung zugethan, sahen diese Regung bald mit lebhafter Theilnahme, weil sie von ihr zunächst berührt wurden. Sie mußten nach Maßgabe des Abgangs älterer Rabbinen oder des wachsenden Bedürfnisses oder auch gesetzlich festgestellter Erfordernisse aus der Mitte der jüngern Theologen sich ihre Geistlichen wählen, und somit in den Principienkampf mehr und mehr sich einlassen, und denselben verstehen lernen. Dies machte die Bewegung stärker und die Kämpfe fruchtbarer. Die gesetzlichen Verhältnisse in Süddeutschland gaben dem neuen Rabbinismus einen festen Boden, wo er zu gedeihen anfing.

In Würtemberg wurden sofort nach dem Gesetze von 1828 die kirchlichen Angelegenheiten geordnet. Bald erhielten sämmtliche Gemeinden wohlgeprüfte Rabbinen, welche mit Rücksicht auf die Forderungen der Zeit, ihre Gemeinden fleißig belehrten, die gottesdienstlichen Einrichtungen und den Religionsunterricht in gemeinsamem Einverständniß regelten, und somit das Religionswesen auf angemessene Weise vertraten. Das Verfahren derselben zeigt durchweg Sorge für Erhaltung des Kernes der Religion in seinen eigenthümlichen Formen und Abstreifung aller Ansätze und Auswüchse, soweit solches ohne Gewissenszwang möglich erscheint, der Zeit Raum lassend, die Verständigung über manche Fragen allmählig herbeizuführen. Regelmäßigkeit, festes Vorwärtsschreiten auf dem Wege der europäischen Gesittung, würdige Haltung und möglichste Ausgleichung der Mißstände, bezeichnet das Wesen ihrer Wirksamkeit.

Das Ziel der Ober-Kirchenbehörde ist haupt-

sächlich die Heranbildung der Israeliten, als solche, ohne Verkümmerung ihres religiösen Bewußtseins, zu ächten Staatsbürgern, sie wirkt hauptsächlich mehr für's praktische Leben, dem Abfall jeden Grund entziehend, dem Fanatismus allen Einfluß raubend, — als auf theoretisches Fortschreiten hin. Dies zeigt sich überall in ihrer Cultusordnung,[1] wie in ihrem Lehrbuche und andern Hülfsmitteln. Die letztern sind alle mehr auf Popularität berechnet, als auf Feststellung bestimmter Principien.

In Baiern, wo noch die Elemente der ehemaligen Rabbinenschule der Entwickelung des jüngern Rabbinismus im Wege standen, gab es sofort einige Kämpfe und Streitigkeiten. Die Anhänger des ältern Herkommens fühlten bald, daß die jüngern Theologen, wenn gleich noch nicht sogleich völlig ausgesprochen, doch in einem andern Sinne wirkten. Der Einfluß derselben machte sich auch in den vielen neu entstandenen und entstehenden Schulen bemerkbar. Der alte Rabbinismus suchte Schutz bei der Regierung, welche anfangs selbst den Fortschritt begünstigt hatte, dann ihm wieder abgeneigt ward, und endlich sich in Widersprüche verwickelte, wie wir bereits gezeigt haben. Der innere Streit hatte aber zur Folge, daß sich die jüngern Theologen zum Theil kräftiger aussprachen, und durch das frei gewordene Wort, auch außerhalb Anklang fanden, so daß sie in die bald allgemeinere Bewegung mit eintraten, und die kräftigern unter den Würtembergern ebenfalls ihre Ansichten äußerten.[2]

In Baden und beiden Hessen geschah wenig oder gar nichts. Sowohl die Rabbinen im Großherzogthum Baden, wie die in Hessen-Darmstadt, und späterhin auch in Kurhessen, blieben auf dem alten Boden stehen,

---

1) Gottesdienst-Ordnung für die Synagogen des Kgr. Würtemberg. 1838. In demselben Jahre erschienen die Choralgesänge, zum Theil nach vorgängigen Mustern gesetzt. Spruchbuch. 1835. Lehrbuch der Isr. Rel. 1837. Ausdruck und Inhalt sehr accomodirt; wegen der Messiaslehre darin, s. Annalen. 1839. S. 273—4.

2) Neuerdings sucht sogar der freiere Rabbinismus in Baiern durch ein eigenes Wochenblatt, seinen öffentlichen Ausdruck. Dasselbe erscheint seit Anfang 1846 unter Dr. Aub's Redaction.

und mischten sich nur so weit in den Kampf, als er sie örtlich zu berühren drohete.

Die ganze geistige Regung suchte augenscheinlich nach einer kräftigen Vertretung, um eine Einheit zu gewinnen. Sie fand sich in einem jungen Theologen von ausgezeichneten Geistesgaben, wie von tüchtiger Vorbereitung und bestimmtem Charakter.

Abraham Geiger aus Frankfurt am Main (geboren 1810), damals Rabbiner der kleinen Gemeinde zu Wiesbaden,[1] unternahm es, dem Gesammtbewußtsein als Organ zu dienen, und als Vorkämpfer des fortschreitenden Rabbinismus aufzutreten. Er besaß in sich selbst, ohne irgend von seinen Gemeinden verstanden oder unterstützt zu werden, hinlängliche Kraft, um seine Ansichten öffentlich zu entwickeln, und bald schlossen sich ihm viele der oben bezeichneten Theologen an. Einen etwas empfänglichern Boden fand er zum Theil vorbereitet in seiner Vaterstadt Frankfurt und in den näher gelegenen Gemeinden der größern Städte, wohin eine gediegene Intelligenz sich bereits Bahn gemacht hatte. In Betreff der Ansichten über Religion war namentlich Johlson durch seine Bibelübersetzung, wie sein Lehrbuch und sein Gesangbuch, welche einer größeren Verbreitung sich erfreueten, thätig gewesen, um manches Vorurtheil bei Juden und Christen zu tilgen, und viel Unwesentliches zu entfernen; M. Creizenach aber hatte durch seine Vorträge und durch literarische Versuche den Indifferentismus glücklich bekämpft und das Streben nach innerer, würdiger Einheit belebt. Eine Generation war aus der frankfurter Schule unter Heß, Johlson u. Creizenach hervorgegangen, welche sich nach klarer Entfaltung des Zieles einer nöthig gewordenen geistlichen Leitung sehnte, bevor sie sich entschließen konnte, dieselbe festzustellen. Der derzeitige Rabbinatsverweser, bereits hoch bejahrt, hatte allen Einfluß verloren. Wie verschieden auch die Stimmführer über den nöthigen Fortschritt dachten, darin waren sie einig, daß dem alten Rabbinismus fernere Einwirkung nicht zu gestatten sei, und in diesem Sinne sprach sich ein

1) Schon auf der Universität vortheilhaft bekannt durch die gekrönte Preisschrift: Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen? 1833.

großer Theil der jüngern Gemeinde aus. Der Kampf, den die conservativen Elemente veranlaßten, erhöhete noch die Theilnahme, und man sah daher Geiger's Ankündigung einer wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie, und insbesondere die Offenheit, mit welcher er seine Absichten darlegte, als ein wichtiges Manifest an, das eine allgemeinere Regung hervorrufen würde. So fand denn auch Geigers Unternehmen in dieser Stadt seine kräftigste Stütze, obwohl die Intelligenten noch kein bestimmtes Ziel desselben vor sich sahen; sie begrüßten nur die Gelegenheit zur Befreiung des denkenden Geistes. Geiger nahm die bereits in der Wissenschaft bekannten Männer in Anspruch, mehrere Rabbinen erklärten sich geneigt, an seiner Zeitschrift mitzuwirken, doch schieden im Laufe der freien Entwickelung der Ansichten diejenigen wieder aus, denen der Kampf allzu gewagt erschien, und traten andern hinzu, welche mit desto größerer Vorliebe seine Bestrebungen gut hießen. Hieraus bildete sich in wenigen Jahren eine geistige Kraft, welche sich eben so sehr gegen die unbefriedigten, eine gänzliche Umkehrung für unerläßlich haltenden, Reformer, wie gegen die rückschreitenden Richtungen mancher Regierungen behauptete, und beiden Theilen Anerkennung abnöthigte. Wie Riesser einige Jahre zuvor alle Strahlen der Emancipationsideen in sich zusammenfaßte, und von einem Brennpunkte aus sie wieder ausströmen ließ, stets den einen Grundsatz festhaltend, daß unbedingte Glaubensfreiheit das Heil der Staaten begründe und jede noch so kleine Beschränkung derselben der Willkür angehöre und daher bekämpft werden müsse, so ergriff Geiger den für die Synagoge wichtigen Gedanken, daß die Theologie der Juden einzig und allein aus ihrem innersten Kern sich entfalten müsse, und machte ihn zur Grundlage der freiesten, rücksichtslosesten Kritik. Er fordert nichts weiter als strenge Wahrhaftigkeit und tüchtige Sachkenntniß. Letztere beruhet auf der genauen Kunde von der bisherigen geschichtlichen Entwickelung der Offenbarung, wie sie aus sich selbst fortschreitend sich gebildet, und wie andererseits Einflüsse fremdartiger Elemente umgestaltend auf diese Fortbildung eingewirkt haben. Durch diese Forschung sollte sich herausstellen, was nach der langen geschichtlichen Durchar-

beitung, ohne Furcht vor Widerständen, welche etwa verkehrte Gewohnheit oder eine Sucht nach Veränderung den Theologen bereiten dürften, die Gegenwart gebieterisch fordere oder zulasse, um der Religion ihre Reinheit und Würde zu geben, welche beide getrübt erscheinen.[1]

Während er somit den Theologen die Bahn ihrer Studien vorzuzeichnen begann, und durch einzelne Beispiele eigener Forschungen und Äußerungen der Mitarbeiter die ersten Ergebniße aufzeigte, richtete er die Waffen gegen diejenigen christlichen Theologen, welche mit seichtem Gelehrten-Kram wiederum anzogen, um die jüdische Religion zu verunglimpfen, und ihr die Schuld der gegen ihre Bekenner oftmals geltend gemachten Anklagen aufbürdeten, um dadurch die legislativen Mißstände zu rechtfertigen. Mit richtigem Takte weist er die Anmaßung der Gelehrsamkeit, alles für einen besondern Zweck willkürlich zu deuten, zurück, und vermeidet die falsche Vertheidigungsweise früherer Polemik, welche selbst die Auswüchse des älteren oder neuern Judenthums in Schutz nahm. Vorzüglich war damals Anton Theodor Hartmann aus Rostock, ein Gelehrter von übrigens menschenfreundlicher Gesinnung, aber ohne alle Weltkenntniß, mit Bücherstudien hervorgetreten, um die oft genug widerlegten Anklagen nach seiner Art zusammen zu stellen und zu summiren.[2] Gegen ihn schrieb Dr. Salomon in Hamburg,[3] um ihn der Unwissenheit zu zeihen und ihn lächerlich zu machen, und rief eine abermalige Gegenschrift hervor, die er wiederum beantwortete. Dieser Streit war mehr ein Fechterspiel für äußerliche Zuschauer, welches auf ernste Beobachter nicht sehr einwirkte, doch aber den Gegner schwächte und sein Selbstvertrauen verminderte. Dagegen drang Geiger in das innere Wesen des Angreifers ein, und enthüllte den Geist, der Hartmann wie andere gleichgesinnte Theologen plagte, welche in vermeinter Wahrheits-

---

1) Zeitschrift für jüdische Theologie. I. 1. Das Judenthum unserer Zeit und die Bestrebungen in ihm.

2) A. Müller's Archiv für die neueste Gesetzgebung. V. 2. und VI. 1 und 2. 1834. Grundsätze des orthodoxen Judenthums. 1836. (als Antwort gegen Salomon) Beziehungen auf Grundsätze des orthodoxen Judenthums. 1836.

3) Briefe an H. Pr. Hartmann. Altona. 1835. A. Th. Hartmanns Grundsätze rc. in ihrem wahren Lichte dargestellt. 1836.

liebe das Opfer der Lüge und der Selbsttäuschung wurden. Dies verfehlte nicht, gehörigen Eindruck zu machen,[1] mindestens manche Theologen zu überzeugen, daß viel wesentlichere Fragen jetzt das Judenthum beschäftigen, als die Deutung einzelner Stellen aus Schriften, die keine Autorität haben, oder die Vertheidigung mancher Irrthümer in den Traditionen; und daß man mit der reinen Lehre des Judenthums allerdings vollkommen gleichgestellter Staatsbürger sein könne, jene Irrungen zu vertreten aber nicht berufen sei. Es machte zugleich auf die denkenden Juden einen sittlich erhebenden Eindruck, wahrzunehmen, daß endlich Rabbinen selbst das Wort ergreifen, und es nicht bloß dem feinen Scherz und der Belletristik überlassen, ernste Angriffe abzuweisen, und daß sie sich der wissenschaftlichen Waffen bedienen, um ihr Heiligthum kräftig in Schutz zu nehmen. Noch wesentlicher aber rüttelte Geiger an dem Gesammtbewußtsein durch Aufdeckung der Wunden und der nöthigen Heilmittel. Diese Erschütterungen wirkten stärker, als die einzelnen wissenschaftlichen Versuche, welche seine Zeitschrift zieren. Lebendig und warm wird dort über die jammervolle Stellung gesprochen, welche in der Gegenwart der Lenker der Synagoge einnehmen müsse, wofern er nur einigen Erfolg hoffen wolle, und wiederum welch' ein trauriger Erfolg daraus hervorgehen müsse, wofern er diese Stellung — eine jedenfalls heuchlerische und zweideutige — einnehme; und daraus ergiebt sich die Forderung, die der Theologe an sich, und die, welche die Gemeinde an ihn zu machen habe. Dieser Gedanke war von solchem Standpunkte noch nicht so lichtvoll hervorgetreten. Er faßt sich in folgenden Sätzen:[2]

„Es gab eine Zeit in Israel — und sie währte Jahrhunderte — in welcher Einträchtigkeit und Gleichgesinntheit alle Glieder der Gemeinde durchdrang; da regte sich kein Zweifel auch gegen das Unbegreifliche, da klagte man nicht auch über das strengste Machtgebot. — — Man ererbte den Glauben, — da bedurfte es für den Einzelnen keines besonders kräftigen Willens, um an den Glauben sich zu

---

1) Geiger's Zeitschrift. I. 1. 3. und II. 1. ff. — Frankel hat im Jahre 1844 in seiner Zeitschrift denselben Weg betreten.

2) Zeitschrift I. 3. 1. Heuchelei ꝛc.

halten; die Glaubensgemeinde insgesammt hatte auch den Gesammtwillen. Der geistliche Führer zeichnete sich nur durch genauere Erkenntniß der Gesetze aus. — — Diese Zeit ist vergangen. — — Die Willenskraft der Gesammtheit ist gebrochen, der Wille des Einzelnen muß sich stählen. Ehemals bedurfte der Geistliche keiner andern Eigenschaft des Willens, als der Selbstentäußerung, um sofort in seiner Zeit zu stehen. Jetzt aber sind die Überzeugungen häufig im Widerspruche mit dem Bestehenden, und eine Ungewißheit und Unbehaglichkeit versetzt jeden Einzelnen in einen krankhaften Zustand, welcher die Willenskraft niederdrückt. Wie sollte da der Geistliche sich seiner Individualität entäußern, wenn er auch könnte und dürfte, da ihm keine durchdringende Überzeugung entgegen tritt, der er sich anzuschließen vermag?"

Folgende Stelle müssen wir ganz hiehersetzen, sie enthält den Kern des Gedankens, der hier in seiner vollen Wichtigkeit dargelegt wird:

„Es ist nicht zu leugnen, daß jetzt einer der schwersten Standpukte der des jüdischen Geistlichen ist. Er sieht zwei ganz unheilvolle Extreme vor sich, die Einen verknöchert, die Andern von jedem Glaubensbande losgerissen; das sind diejenigen, welche betäubt worden sind von dem Donner der Zeit. In der Mitte stehen Leute, die eine Wunde und eine Sehnsucht im Herzen fühlen, denen der allgemeine Riß auch in das Herz gedrungen ist, die vom Alten losgetrennt sind und ein Neugestaltetes vermissen. Sie wissen nicht, wohin sie ihre fromme Regung tragen sollen; Herz und Kopf ist im beständigen Widerspruche und sie harren lange der Lösung. Was hat man nun vom Geistlichen zu verlangen? Daß er sich bewußt worden dieses Kampfes, daß er in sich den Balsam gefunden, der die Wunde heile, daß er den Riß nicht in sich geflickt habe und nicht zu verdecken suche, sondern daß er ihn völlig geheilt, das Untaugliche weggeworfen und ein Ganzes in sich hergestellt habe. — Was hat man von der Wirksamkeit des Geistlichen zu erwarten? Daß er auch den Anderen anschaulich mache, wie die Zeit eine Umwälzung hervorgebracht, und daß er den Erstarrten zeige, daß sie erstarrt seien und sich gewaltsam emporreißen müssen aus diesem Tode des Geistes und des Herzens, daß er die

Versunkenen und Glaubenslosen erschüttere und in ihnen errege das Sehnen und das Streben nach einem lebendigen Glauben, daß er ihnen zeige, wie ihre vermeintliche Geistesstärke, weil sie sich losgerissen haben, bloße Schwäche sei, indem sie den ernsten inneren Kampf doch scheuen und nach keiner sie durchdringenden Ueberzeugung streben; daß er aber auch dann beharrlich darauf dringe, daß sowohl diese beiden, wenn sie erwacht sind, als auch die in ungewissen Gefühlen sich Sehnenden kräftig sich zum Bewußtsein bringen, wie nicht mit flacher Vermittelung und mit theilweisem Annehmen und theilweisem Verwerfen Alles abgemacht sei, sondern daß die Gestaltung des Glaubens aus einem Gusse sein müsse; daß sie nicht zaghaft sich scheuen, sich von Gewohnheiten loßzusagen und sich nicht begnügen mit Uebertragung ihres warmen Gefühles auf leere Förmlichkeiten, sondern daß sie die Wunde nur dann heilen, wenn sie die wunde Stelle völlig vertreiben, und es so möglich machen, daß gesundes Fleisch entstehe. — Was hat man vom Charakter des Geistlichen zu fordern? Daß er Kraft besitze, den Kampf zu führen in sich und nach Außen; daß er Redlichkeit besitze, die Nothwendigkeit des Kampfes einzugestehen. Ist er schwach genug, sich selbst mit dem Schwanken zu begnügen, so mag er sich unter die Masse verlieren und selbst der heilenden Hand warten; ist er unredlich genug, den Kampf zu verheimlichen, um etwa nirgend anzustoßen, so ist er schlecht."

Durch Aufnahme dieser Forderungen und der daran sich weiter knüpfenden Betrachtungen, über die Selbsttäuschung, worin viele Conservativen sich befinden, ungeachtet sie selbst bereits fortschreiten; über die Halbheit theologischer Literaten, die sich auf dem das Leben nicht berührenden Gebiete der Alterthumskunde beschäftigen, um nicht in den Streit sich zu verwickeln; und endlich über die Unredlichkeit derer, die selbst sich frei wähnend, von ihrem Geistlichen eine Verleugnung seiner Ueberzeugungen verlangen, — enthüllte Geiger den ganzen innern Zustand des praktischen Kreises der Synagoge, und dieses Dringen auf Klarheit und Entschiedenheit der Gesinnung, — wie vorsichtig und sogar beklommen es auch ausgedrückt ist, und wie wenig hier auch die objektive Entscheidung angedeutet

wird — war ein bedeutender Schritt zur Veränderung der Sachlage, und zur bestimmtern Erkenntniß dessen, was die Zeitschrift für Theologie leisten solle. Dieselbe entwickelte denn auch sofort, in allen ihren Aufsätzen über Lehren des Judenthums, wie über praktische Fragen, manche neue Ansicht, sowie in den Recensionen über die erheblichsten literarischen Erscheinungen, und in Beurtheilung dessen, was sich im Laufe der Zeit, in einzelnen Staaten kund gab, eine ausgesprochene Gesinnung. Dabei ward das Rein-Wissenschaftliche nicht vernachlässigt, in welchem Rapoport, Zunz und Geiger hervorragen, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer auch antiquarischen Untersuchungen das Gepräge seines Strebens aufdrückte, und ihnen eine Bedeutung für die Gegenwart gab, die denn auch sofort, in andern Schriften gewürdigt ward.

Geiger sah in einem sehr kurzen Zeitraume nach seinem Auftreten sein Werk im Gedeihen. Wie klein auch der Kreis in Hinsicht auf Zahl war, in welchem die Theologische Zeitschrift Anklang fand, die darin ausgesprochene Tendenz fand ihn bei den meisten Stimmführern, die schwächern oder besorglichern Theilnehmer zogen sich still zurück, ein Kern blieb treu. Es war zeitgemäß dem Schwanken ein Ende zu machen, und überall eine bestimmte Farbe zu fordern. Diese ward um so eher wesentlich, als es hier nicht auf bloße wissenschaftliche Dialektik und Darstellung abstrakter Dogmen ankam, sondern die Gestaltung des Judenthums mitten im europäischen Leben in Frage stand.

Die freiere Wissenschaft der philosophischen Theologie war freilich damit noch nicht abgefunden, und auch sie suchte ihre Organe gleichzeitig, um sich selbst von dem Standpunkte der Philosophie aus zu erkennen. Diese Aufgabe stellte sich vorerst der scharfsinnige und mit den einschlägigen Hülfsmitteln vertraute Steinheim, welcher den Begriff der Offenbarung, der unter dem Streiten über die nothwendige Form des Judenthums in den Hintergrund gedrängt schien, klar zu fassen sich bemühete.[1] Eine in Hinsicht der Gelehrsamkeit in der jüdischen Literatur unvergleichliche Er-

1) Die Offenbarung nach dem Lehrbegriffe der Synagoge. Ein Schiboleth von Dr. S. L. Steinheim, mit dem Motto: Recede ut procedas! Theil I. 1835.

scheinung, im Endresultate jedoch nicht befriedigend und darum auch nicht in den Kampf der Zeit eingetreten; aber immer ein wesentliches Moment der bis dahin vorgerückten Entwickelung, und auf einem Höhenpunkte stehend, welcher Achtung einflößt.

XIII.

Conservativer Rabbinismus. Raphael Samson Hirsch.

Die Geiger'sche Zeitschrift rief aber unmittelbar ihren Gegensatz hervor, und ein anderer zeitgemäß gebildeter Rabbiner unternahm es, für eine fast entgegengesetzte Richtung mit Wärme und Begeisterung das Wort zu führen. Der Kampf galt nun nicht mehr die Ueberwindung zäher Unbiegsamkeit, sondern es stellten sich ausgesprochene Kräfte und Richtungen gegen einander, und somit gewann das ganze Streben ein neues Stadium, wie es Geiger sofort selbst bezeichnet,[2] es stritten Bewußtsein und Ueberzeugung gegen Bewußtsein und Ueberzeugung. Die der Geiger'schen widerstrebende Geistesrichtung ist die unbedingte Anerkennung einer gesetzlichen Autorität in der Gesammtliteratur des Rabbinismus, welcher als die wesentlichsten Quellen die heilige Schrift in unauflöslicher Verbindung mit Thalmud und die daraus gezogenen Gesetzsammlungen obenanstellt. Bisher nur als Sache des Herkommens geltend und keiner Untersuchung abseiten der innerhalb des Kreises stehende Gesetzlehrer unterworfen, sollte diese Ueberzeugung, von außen oft genug verlacht und jetzt auch mit ernster theologischer Gelehrsamkeit angegriffen, sich selbst fester begründen, und mit Sachkenntniß vertheidigen. Den Ausdruck dafür übernahm Geigers früherer Studiengenosse, Raphael Samson Hirsch aus Hamburg (geb. 1808), derzeit Rabbiner in Oldenburg. Er begann seine Mission mit lebenswarmer Kraft eines starken Bewußtseins, und verstand seine Aufgabe auf beredte Weise durchzuführen, so daß sie bei

---

1) Zeitschrift für Theologie. II. 2. Aufl.

Vielen eine gewisse Begeisterung hervorbrachte. Zuerst gab er eine bestimmte, entschiedene Ansicht vom Judenthum nach conservativer Auffassung, und dann eine Entwickelung der jüdischen Gesetze, so weit solche ihm noch jetzt verpflichtend erscheinen.[1]

Die Anschauung, welche Hirsch fordert, ist völlige Unmittelbarkeit des Glaubens, nicht zunächst des innern Begriffs der jüdischen Religion, als vielmehr der Ueberzeugung von der Unantastbarkeit der Schriftquellen, und alsdann erst die Entwickelung des Lehrbegriffs aus diesen, sowie Anerkennung der Verbindlichkeit des Gesetzes und der einzelnen Formen desselben in ihren weitesten und ausgebreitesten Folgerungen. Aber er unterscheidet seine Grundlage von dem starren Formalismus darin, daß er dessen Bau nur insofern gelten läßt, als derselbe vom lebendigen Geiste durchweht wird, und dieser aus jeder Form mit Bewußtsein hervortritt. Sein Judenthum ist das durch den Rabbinismus bis in die feinsten und ängstlichsten Gebräuche durchgebildete, aber dermaßen idealisirt, daß darin der Israelit in der schärfsten Ausprägung zugleich allen seinen Bestimmungen als Mensch, und seinem besondern Berufe als Unterthan des jüdischen Gesetzes, Genüge leiste, und dessen in jedem Augenblicke inne werde. Der Beruf des Geistlichen besteht nach ihm in der beständigen Aufrechthaltung dieser Einheit beider Elemente, in der Anwendung aller geistigen Mittel, diese gegenseitige Durchdringung beider im Leben zu erzielen, und der Beruf jedes einzelnen Israeliten besteht in der fortwährenden Uebung des Gesetzes in möglichster Vollständigkeit, und in dem Streben, dessen geistigen Gehalt zu besitzen und mit Wärme zu beschützen, und besonders ihn gegen die Reize und Lockungen des äußern Lebens zu verwahren.

So dem ganzen Wesen des Judenthums bis zu den kleinlichsten rabbinisch-scholastischen Spielereien herab eine höhere Weihe zuschreibend, sieht Hirsch in allen Bestrebungen, welche der andern Richtung angehören, nichts als anmaßliches Unterfangen, sich aus den Banden des Gesetzes

1) **Igroth Zaphon** (Nordische Briefe.) Neunzehn Briefe über Judenthum ꝛc. herausgegeben von Ben Usiel. 1836. — **Horeb**, Versuch über Israels Pflichten ꝛc. 5 Hefte. 1837.

zu befreien, und somit durch Selbstsucht die Einheit Israels aufzulösen und der Willkür oder vielmehr dem äußern irdischen Genusse preis zu geben. Das Dringen auf Emancipation ist auch ihm nur in so fern ehrenwerth, als damit die unterdrückten Menschenrechte wieder zur Herrschaft gelangen sollen, aber verwerflich, sobald es mit dem geringsten Opfer in Betreff der religiösen Gebräuche unterstützt wird, jedoch bei ihm vornehmlich deßwegen weil darin eine Selbstentäußerung läge, die der Israelit nicht wagen dürfe, ohne seinen religiösen und geschichtlichen Beruf aufzugeben.

Hirsch verkennt nicht die mannigfachen Anlässe unserer Zeit zu einem ernsten Wunsch nach Ausgleichung der unleugbaren Widersprüche zwischen Judenthum in der gewordenen Gestalt und dem europäischen Leben, in welches die Juden erst vor kurzem eingetreten sind; aber er findet diese Widersprüche nur in dem allgemeinen Gegensatze des Irdischen und Göttlichen, und sie erscheinen ihm mit der Anerkennung der Göttlichkeit des Judenthumes völlig aufgehoben. Diesen allerdings ernsten Gedanken führt er mit etwas gesuchter, aber wir dürfen nach der beobachteten Wirkung hinzufügen, mit anregender Beredsamkeit durch. Die Zweifel weiß er durch Festigkeit zu beschwichtigen, die stärkern Regungen der Zeit durch das Ansehen des Gesetzes abzuweisen. Alles was bloß Bequemlichkeit und Behaglichkeit an diesem widerwärtig finden, verwirft er als entsittlichend und als aus Unsittlichkeit entsprungen; aber ebenso verwirft er allen falschen Pietismus, alle frömmelnde Entsagung, die den Menschen der bürgerlichen Thätigkeit entzieht, alle kabbalistischen Luftgebilde. —

Dieses System, so mit Liebe und voller Überzeugung, wenn auch mitunter in Verzückung, vorgetragen, erwarb sich viele Freunde, ungeachtet man ihm ansah,[1] daß mancher Zwang in Ausdruck und Darstellung erforderlich war, um ihm Geltung zu verschaffen, da selbst die strengen Anhänger des bisherigen Rabbinismus gewisse Herkömmlichkeiten

---

1) Dazu gehört nicht bloß die exegetische Deutelei, die dort versucht wird, sondern auch das barocke und abenteuerliche Gewand des Styls; die Schreibart hebräischer Wörter nach polnisch-jüdischer Aussprache erscheint in der That lächerlich. Wir haben hierüber Annalen 1839. S. 74 und 75. Andeutungen gegeben.

als Auswüchse betrachteten, welche wegzuschneiden nur heilsam sein könne, und die Gränzen der Reformen durch die Abrundung des Systems nicht vollständig bestimmt werden können, ja da dieses selbst Elemente wieder aufnahm, die dem alten Rabbinismus widerstreben.[1] Es hatte das Verdienst einer Entschiedenheit und stand nun einzelnen mattern Versuchen, eine Ausgleichung zu bewirken, eben so sehr wie der eigentlichen innern Reform entgegen.

Dies kräftige Auftreten für eine Sache, die offenbar täglich an Vertheidigern verlor, die Zuversicht, mit welcher Hirsch sich aussprach, ja selbst unter Erwägung aller der verdrießlichen Mißverständnisse, die eine solche Gesinnung leicht hervorruft, indem sie dem Verdachte der Verdunkelung, des Fanatismus, der Phantasterei ausgesetzt ist, dennoch sich nicht scheuete, offen und dreist und ohne Beistand ganz allein in die Schranken zu treten, machte im ersten Augenblicke einen günstigen Eindruck, selbst auf die Gegner. Die Wissenschaft schien, wenn auch von andern Standpunkten aus mit der Wissenschaft ringen zu wollen, und es mußte den Freunden des Fortschritts willkommen erscheinen, daß auch die andere Richtung ihre Vertretung fand; dies lehrte Vorsicht und Behutsamkeit in der eigenen Entwickelung. Auch bemächtigten sich alle Bearbeiter des theologischen und des historischen Gebietes sofort der Schriften des Rabbiners Hirsch, um ihre Ansichten darüber auszusprechen, während namentlich die einleitenden Briefe von den Wißbegierigen im Volke mit ungemeinem Beifall gelesen wurden. Die Kenner jedoch, welche tiefer hineinschaueten, erspäheten bald die Mängel eines Baues, der trotz seiner scheinbar festen Unterlage, doch nicht mehr als Bollwerk gegen die redlichen und muthigen Bestrebungen der Zeit dienen konnte.

Die Art wie Geiger insbesondere die Darlegungen dieses Gegners beurtheilte, ließ sich erwarten. Er zollte der Gesinnung, in welcher sie wurzelten, die gebührende Achtung,[2] entwickelte aber die Unhaltbarkeit des Standpunktes den Hirsch einnahm, und zwar weil der Grundbegriff einer

1) Siehe das. Seite 76. 77. Auch Geigers Zeitschrift II. 3 Auf. Vertr. Schr. von G. Salomon. III. 74 ff.

2) Zeitschr. 113. 53 ff. 518 ff. III. 74 ff.

unbedingten Autorität an und für sich eine Begränzung der Quellen dieser Autorität voraussetze, während sich das neue System hierauf gar nicht einlasse, und blos auf den faktischen Bestand der vorhandenen Quellen sich berufe; weil in diesem Systeme eine geschichtliche Entwickelung, wie sie doch unleugbar vorliege, geradezu in Abrede gestellt werde; weil nach demselben die heilige Schrift nicht blos ihrem geistigen, sondern auch ihrem sprachlich symbolischen Inhalte nach, den Gehalt der Religion darstellen soll, was der phantastischen Sinnspielerei Thür und Thor öffne und der Wissenschaft Hohn spreche; weil das System auch wirklich in Symbolisirungen sich gefalle, die nicht im Judenthume begründet seien, und weil zuletzt den unbedeutendsten Abweichungen von herkömmlichen Gebräuchen ein Gewicht beigelegt werde, welches augenscheinlich alle wahre Religion zerstören, und dem thalmudischen Formglauben, welcher fast untersagt, nach Gründen der Gesetze zu fragen, oder bei deren Ausübung mindestens ausdrücklich die Nothwendigkeit der Andacht in Abrede stellt, das Wort reden müsse, wie denn auch aus solcher Betrachtungsweise die gar zu häufig wahrzunehmende Werkheiligkeit entstanden sei.[1]

XIV.

Arbeiten der Rabbinen und Theologen, und weitere literarische Fortschritte.

Während diese unmittelbar die theologische Frage berührenden und das eigentliche Ziel des jetzigen Ringens verfolgenden Arbeiten ans Licht traten und einen Kampf vorbereiteten, wie er unter den Israeliten seit der Mitte des 13ten und als Fortsetzung davon seit dem 14ten Jahrhundert nicht vorgekommen war, breitete sich die theologi-

1) Im J. 1845 hat sich Hirsch auch den gegen die erste Rabbiner-Versammlung aufgetretenen Rabbinen angeschlossen. Vgl Torath ha Knaoth, 1845. 2. Brief welcher zugleich einen Beweis von dem Verfall des hebr. Ausdrucks giebt, obgleich das meiste aus biblischen Sätzen besteht. Seine übrigen Streitschriften zeigten übrigens zu wenig Haltung und Takt.

sche Wirksamkeit immer mehr aus. Es hatten inzwischen viele jüngere Rabbinen, mit Vorkenntnissen gut ausgerüstet, die verschiedenen vacant gewordenen Rabbinensitze eingenommen, und fern von der schlaffen Regungslosigkeit ihrer Vorgänger, es sich zur Aufgabe gemacht, mit aller Kraft bessere Religionskenntniß, lebendigere Theilnahme für religiöse Feierlichkeiten und den beständigen Gottesdienst, Würde und Andacht in denselben wieder herzustellen und in ihren Gemeinden zu erhalten. Dies bedurfte vielfältiger, sowohl theoretischer als practischer Arbeiten, erstere zur Rechtfertigung der scheinbaren Neuerungen gegen die Ausartung der Gewohnheit, letztere zur Erweckung des Sinnes für religiöse Fragen und zur Tilgung des schlaffen und geistlosen Indifferentismus.

Als Organ diente vorläufig noch, insbesondere für die südwestlichen Israeliten Deutschlands die Geigersche Zeitschrift, deren Strahlen übrigens auch einzeln in die nördlichern Staaten eindrangen. Die Fahne, unter welcher alle Mitarbeiter standen, hatte nur den Fortschritt,[1] zur Aufschrift, und die Art ihrer Wirksamkeit sollte vorläufig keine andere sein, als besonnene, geregelte, ehrliche und offene Untersuchung oder Begründung.

Ein anderes Organ hatte sich unter Ludwig Philippson mehr für rein praktische Tendenzen gebildet. Es hatte dies vorzüglich die sich eben neu gestaltenden Schul- und Predigt-Bedürfnisse im Auge, und war für den Kreis seiner Wirksamkeit, von sehr achtbarer Bedeutung, manche wissenschaftliche Frage mit Geist und Wärme berührend, und für die Schulmänner sehr anregend.[2] Gleichzeitig diente es als Kraftentwickelung für das nachmalige tiefer eingreifende Organ Philippsons, wovon weiter unten die Rede ist.

Das übrige Zeitschriftenwesen jener Zeit griff nicht in

---

1) Wenn die Zeitschrift überall von Mitgliedern eines Vereins spricht, so ist dies nur ganz allgemein von sich anschließenden Kräften zu verstehen. Ein Verein hat nie bestanden, und keinerlei Verpflichtungen wurden von den Beitragenden übernommen. Dies bemerken wir zur Vermeidung falscher geschichtlicher Schlüsse. — Vgl. übrigens die sehr beherzigenswerthe Stelle der Ztschr. B. IV. S. 466.

2) Isr. Predigt- und Schulmagazin, 1834—1836.

die geistige Bewegung ein, und ging bald unter oder schleppte nur ein kränkelndes, künstlich erhaltenes Dasein hin.[1] Die Zeit forderte starke Kräfte, lebendige Ueberzeugungen, freien unumwundenen Ausdruck derselben, und ehrenfesten Kampf für Wahrheit. Sie fand ihre Befriedigung in der Geiger-schen Zeitschrift und in verschiedenen selbstständigen Arbeiten, welche aus dem starken Drange der Lebensfragen, wenn auch zum Theil vor erlangter Reife hervorgingen. Man war bereits so weit vorgerückt, um aus der Allgemeinheit der Gesammtansicht hinabzusteigen zu den Einzelnheiten, und die Anwendung der Grundsätze auf verschiedene Religionsübungen zu versuchen und die Wirklichkeit ins Auge zu fassen.

Einer der eifrigsten Förderer der Geigerschen Richtung, wenn gleich von dieser oft genug abweichend, wie überhaupt in seinen Ansichten mehr dem Antriebe der einzelnen Entwickelungsstufen der Zeit folgend, als einem festgestellten Systeme, war der edele, für alles Gute glühende Michael Creizenach,[2] ein Mann von wahrhaft großartiger, fast ohne Schule erworbener Gelehrsamkeit, zugleich von seltener Gedächtnißkraft und durchdringendem Scharfsinn, verbunden mit rastlosem Streben und einer ungemeinen Fruchtbarkeit. Er fühlte sich berufen, jede neue Anschauung im Judenthum sogleich ans Licht zu bringen, und jeder neuen Erscheinung, die ihm Erkenntnisse zuführte, auch sofort in seiner ganzen Umgebung Eingang zu verschaffen. Die ersten Bewegungen gegen den Rabbinismus hatten ihn zu der Hoffnung beseelt, viele fremde Kräfte an sich zu ziehen, um den Kampf zu beginnen;[3] aber es war noch nicht an der Zeit. Später suchte er durch Thesen[4] den Widerspruch zu wecken. Diese fanden nur eine sehr schwache Erwiderung. Endlich ward er veranlaßt, eine umfassendere Beurtheilung der rabbinischen Ge-

---

1) Eine Uebersicht der Zeitschriften findet man Or. 1844. L. B. No. 8. (jedoch gehört das Baselsche „Morgenland" nicht dahin.)

2) Wir haben sein Leben beschrieben und seine Leistungen characterisirt im Wiener Jahrbuch für Israeliten 6604, 184$\frac{3}{4}$. — Er starb 1842 im 54sten J. seines Alters.

3) Geist der pharisäischen Lehre, 1824.

4) Sie erschienen besonders, 1831.

setze zu unternehmen, und versuchte an dieselbe wichtige Betrachtungen zu knüpfen, um wie er hoffte, aus dem Innern des Rabbinismus heraus eine Umgestaltung zu bewirken. Die Anlage war groß, aber in der Ausführung erlitt der erste Gedanke eine gänzliche Umgestaltung, weil gleichzeitig viel Neues und Einflußreiches erschien. Bereits 1833 gab Creizenach den ersten Theil dieser Arbeit heraus; derselbe fand rabbinischer Seits nur einen Gegner, welcher auf zu niederer Stufe stand, um ihn zu erreichen.[1] Wie die Vertretung des Rabbinismus hier keine besondere Würde entwickelte, so hatte auch Creizenach's Versuch die Erwartungen der Reformirenden keineswegs befriedigt, vielmehr nur Blößen aufgedeckt, die deutlich kund gaben, wie vieles zu thun sei, um die Synagoge auf einen festern Boden zu stellen. Mittlerweile waren die oben beschriebenen Organe ins Leben getreten, und Creizenach selbst war dabei thätig gewesen. Dieser gab nun die Fortsetzung seiner Arbeit heraus, welche einen bedeutenden Schritt weiter geht, ohne jedoch sich der Geigerschen Richtung ganz anzuschließen.[2] Es ist dies ein Versuch der Vermittelung, wodurch denen, die das thalmudische Gesetz üben, Gründe an die Hand gegeben werden, eine beträchtliche Zahl von Satzungen so zu interpretiren, daß deren Ausübung minder mit dem socialen Leben im Widerspruche stehe. Dieser Versuch fand bei allen Partheien ernste Mißbilligung, um so mehr, als das Werk selbst nicht verhehlt, daß alle diese Vorschläge nur den Weg zu größern Reformen bahnen sollen, welche die eine Parthei verabscheuete, während die andere darüber hinaus war, und der Vermittelung nicht bedurfte. Inzwischen bildet dies Werkchen ein Denkmal der Zeit und enthält außerdem reiche Andeutungen. Zu den Streitschriften, welche bald darauf erfolgten, gab es vielfältigen Stoff. Um sogleich alles anzugeben, was

---

1) Thariag oder Inbegriff der Mosaischen Vorschriften nach thalmudischer Interpretation oder Schulchan Aruch etc. Th. 1. Dagegen: Menorah tehorah oder das reine Judenthum von J. Löwenstein Bez. Rabb. zu Gailingen, 1835.

2) Schurath ha-Din oder Anweisung zur Reglirung des israel. rel. Lebens, durch die Scheidung der thalm. Interpret. von thalm. Erschwerungen. Sch. Ar. Th. II. 1837. Vgl. Geigers Rec. B. IV. 114.

Creizenach ferner geleistet hat, bemerken wir noch, daß er später, und theilweise durch die Federkriege getrieben, mit einer stärker reformirenden Schrift hervortrat.[1] Diese Arbeit stellt sich fast ganz auf den Standpunkt derer, welche den rabbinischen Principien entgegengesetzte Grundsätze annehmen, und versucht den Bestrebungen der Neuzeit ihre Anerkennung zu verschaffen, und den Vorwurf der Neologie (in Baiern geltend gemacht) abzulehnen. Endlich kam Creizenach dahin, den thalmudischen Standpunkt vollständig zu verlassen, und ihn als durchaus verwerflich und zu keinem gedeihlichen Erfolge führend, zu bezeichnen, und lieferte nun eine Entwickelungsgeschichte des Mosaismus, voll der gehaltreichsten Gedanken, und in sinniger Kürze; die beste seiner literarischen Arbeiten und zugleich sein Schwanengesang.[2] — Unmittelbare Wirkung auf's Leben hatten Creizenachs Werke nicht, und dies abgesehen von der mangelhaften Verbreitung, schon aus dem Grunde, weil eine wechselnde Ansicht, oder mindestens eine wechselnde Form, um das reformatorische Princip zum Durchbruch zu bringen, wie sie sich in diesen verschiedenen Schriften kund giebt, der Sicherheit ermangelt. Aber als Wirkungen ihrer Zeit und als Erzeugnisse eines fruchtbaren und kenntnißreichen Gelehrten und eines Mannes von der edelsten Gesinnung, so wie einer dieser Zeit nicht sonderlich eigenen Bescheidenheit, bleiben sie denkwürdige Urkunden.

Als Ergänzung zu diesen Arbeiten sind zu betrachten seine Beiträge zur Beurtheilung des Thalmuds in der Geigerschen Zeitschrift,[3] wo er auch die Grundlehren des Glaubens, jedoch minder wissenschaftlich, entwickelte. —

Von den übrigen Mitarbeitern sind weniger in das

---

1) **Chisuk ha Thorah**, oder dringlich gewordene Befestigung der mosaischen Lehre, durch die Reformen des jüdischen Ritualwesens. 1839. Sch. A. 3ter Theil (Das von Geiger S. 122. als dritten Th. des Sch. A. bezeichnete Ruach Daath, welches den dogmatischen Gehalt des Judenthums geben sollte, ist nicht erschienen, statt dessen das genannte.)

2) **Dorsche ha-Doroth** oder Entwickelungsgeschichte des mosaischen Ritualgesetzes von den ältesten Zeiten an bis nach der Erscheinung des Thalmuds. 1840. Sch. Ar. 4ter Thl.

3) Ztschr. II. und III.

theologische Fach unmittelbar einschlagende, aber darum doch die Ansicht der Reform unterstützende Arbeiten an's Licht getreten. Bei vielen dieser Erscheinungen waren die tiefen Forschungen eines Zunz, sowie unser zweiter Versuch einer Geschichte der Israeliten, mehr pragmatisch gehalten, nicht ohne sichtbaren Einfluß gewesen.[1] Zunz bereicherte auch die Zeitschrift mit trefflichen Forschungen.

Für reformatorische Zwecke erhob sich jetzt eine überaus reichhaltige Literatur und eine freiere praktische Thätigkeit, in welchen beiden Hinsichten Rabbiner und Schulmänner und Literaten einander die Hände reichten, wiewohl hie und da mancher aus Zaghaftigkeit, mancher aus redlicher Ueberzeugung, mancher aus Rücksichten seinen Antheil wieder zurückziehen mochte, oder nur in gemäßigterm Sinne bestehen ließ. Es waren im Beginne der Geigerschen Arbeiten mehrere Rabbiner von begründetem Rufe schon mit Reformen aufgetreten, jedoch hatten sie ihre Wirksamkeit nur auf dem Gebiete erkannter Mißbräuche bewährt, namentlich in Betreff des Cultus, der Gebräuche bei Feierlichkeiten und des Schul-Unterrichts in Religion. Diejenigen, welche durch Staats-Instruktionen eines bestimmten Ansehens sich erfreueten, waren um so weniger behindert, und so errangen sie ein geistliches Übergewicht, welches ihnen einen Einfluß auf's Fortschreiten sicherte. Für ganze Länder waren so praktisch thätig A. A. Wolff in Copenhagen;[2] Z. Frankel in Sachsen, welcher auch die Wissenschaft bereicherte,[3] und nachmals gegen die stärker vordringende Reform als Vertreter des fortschreitenden Rabbinismus auftrat. In Frankels Sinne wirkt auch, wie uns scheint, in einem kleinern Kreise, Fassel in Proßnitz, welcher gegen S. R. Hirsch mit gekämpft hatte.[4] Etwas kühner, obwohl nicht überall mit

---

1) Ueber den Eindruck beider s. Geiger IV. 462. und Jolowicz die fortschreitende Entwickelung der Cultur d. J. Berlin, 1841. S. 21.

2) Die Literatur hat von ihm Predigten, eine kleine biblische Geschichte (Dänisch), eine Synagogen-Agende, und mehrere Schriften externen Inhaltes.

3) Sehr wichtig sind seine Untersuchungen über die LXX. wovon bisher Vorstudien z. d. LXX. 1842. erschienen sind.

4) Choreb be Zajon. 1839.

Geiger einverstanden, sprach sich Abraham Kohn, damals in Hohenems (seit 1844 in Lemberg) sowohl in Zeitschriften, wie im praktischen Wirken aus; sein Augenmerk war und ist vorzugsweise die Verbesserung des Unterrichtswesens. Immer weiter von der rabbinischen Richtung entfernten sich viele andere, theils als Rabbinen um die allgemeine Bildung in ihren Gemeinden zu fördern, theils als Schriftsteller die Begriffe aufzuhellen und das Gebiet der Theologie und ihrer Hülfswissenschaften auch denen zugänglich zu machen, welchen die Quellen verschlossen sind. Es übten sich die Kräfte nach verschiedenen Anlagen, bald in poetischen Versuchen, bald in populärer Darstellung, bald in lebendigem Vortrage, bald in streng wissenschaftlicher Form. So haben verdienstliche Schriften sich Eingang verschafft, und dienen als Maßstab für das Stadium der Entwickelung, die jetzt in raschem Umschwung vorschritt. L. Stein, damals noch in Burgkundstadt, schon durch eine Sammlung[1] poetischer Ergüsse bekannt, suchte auch die liturgischen Poesien durch schöne Uebertragung genießbar zu machen;[2] Herxheimer in Bernburg, verfaßte Lehrbücher,[3] gab Predigten heraus, und später ein weit verbreitetes Bibelwerk;[4] Elias Grünbaum in Landau wirkte ebenfalls für das Schulwesen, gelegentlich auch für Wahrheit und Recht seine Stimme freimüthig erhebend;[5] in streng philosophischer Weise versuchte Formstecher in Offenbach eine Auffassung der jüdischen Religion in ihrem rein geistigem Gehalte.[6]

Eine große Anzahl anderer Rabbinen gaben ihre Gesinnungen durch die Zeitschrift und durch Predigten und Flugschriften kund. Wir nennen noch als die, welche Geiger unterstützten, Bernhard Wechsler in Birkenfeld (dann in Oldenburg), S. Bloch in Buchau (gest. 1841), Joseph Aub in Baireuth, Gutmann in Redwitz,

1) Stufengesänge. 1834.

2) Chisuk habajith, 1840. Pesach-Hagadah. 1841.

3) Glaubens- und Pflichtenlehre, jetzt schon sechste Auflage und andere Werke für die Schule.

4) Die Israelitische Bibel mit Uebers. und Erkl. 1839—45.

5) Zustände und Kämpfe. 1843.

6) Die Religion des Geistes. 1841. Eine Predigt-Sammlung erschien bereits 1837.

durch seine Apokryphen[1] vortheilhaft bekannt; den Kirchenrath J. Maier in Stuttgart, Wassermann in Mühringen, Frankfurter in Braunsbach (dann am Tempel in Hamburg), Löwi in Fürth, M. Heß im Weimar'schen, letzterer späterhin weit über die damals gesteckten Gränzen hinausschreitend; an welche sich die Tempelprediger aus Hamburg und die Schulmänner aus Frankfurt mit ähnlichen Bestrebungen anschlossen.

Viele Kräfte aber widmeten sich mehr der Verbreitung gründlicher Sachkenntniß fern von dem eigentlich theologischen Gebiete. Die mehr orientalischen Studien, so weit sie die jüdische Literatur aufklären, förderte durch einzelne Untersuchungen Joseph Derenburg aus Mainz (jetzt Schulmann in Paris) und in höherm Grade der schon erwähnte Schlesier S. Munk in Paris,[2] so wie Julius Fürst in Leipzig durch sein Lehrgebäude und durch die biblische Concordanz[3] welche letztere die linguistischen Studien bedeutend erweitern.

Die Bibel selbst, lange vernachlässigt, fand wiederum einige Theilnahme. Einzelne bearbeiteten von neu gewonnenen Standpunkten aus besondere Bücher, so Herzfeld in Braunschweig das Buch Koheleth;[4] Arnheim in Glogau, auch durch eine Uebertragung liturgischer Stücke bekannt, das Buch Hiob;[5] Michael Sachs (nachmals seit 1836 in Prag, seit 1844 in Berlin) mit starker Polemik gegen seine Vorgänger, die Psalmen;[6] Rebenstein, das hohe Lied.[7] Man hatte augenscheinlich das Stadium der Mendelsohnschen Bibelcommentare und der Hermeneutik, die man mit dem characteristischen Namen Biurim bezeichnet, und in welchem selbst die vorzüglichsten Leistungen eines W. Heidenheim[8] (dessen Verdienste um Cor-

---

1) Erschienen. 1840.

2) S. Schriften über jüdische Literatur sind theils im Cahenschen Bibelwerk, theils in kleinen Broschüren herausgegeben. Neuerdings erschien von ihm Palestine. ein werthvolles Werk.

3) Concord. bibl. V. T. 1837.

4) Brsch. 1838.

5) Glogau. 1836.

6) Berlin. 1835.

7) Berlin. 1834.

8) Er war Inh. d. Rödelheimischen Druckerei. Starb 1834 in h. Alter.

rectheit der Bibelausgaben unschätzbar sind) sich noch bewegten, völlig überwunden. Johlson's Bibelwerk schritt bis zu Ende der ersten Propheten vor. Es zeichnet sich aus durch Sorgfalt im Ausdruck und kritische Benutzung der Vorarbeiten. — Das Bedürfniß nach verbreiteterer Bibelkunde machte sich schon bemerkbar und ward selbst in Oesterreich angeregt. [1]

Biblische Alterthümer und kritische Versuche über den Kanon erfreueten sich nur selten einiger Aufmerksamkeit. In ersterer Beziehung hat Joseph Lewin Saalschütz (früher in Berlin, dann in Wien, seit 1837 in Königsberg) einige Verdienste um die Kenntniß der hebräischen Musik und Metrik; [2] in letzterer der zu früh verstorbene Würtemberger Candidat M. H. Landauer, [3] welcher seltene Leistungen in Aussicht stellte. —

Das Verständniß der nachbiblischen Werke zog ebenfalls jetzt die Aufmerksamkeit auf sich, um so mehr als das Thalmudstudium und somit auch das Eingehen in die rabbinische Literatur sich verringerte, dagegen die Sehnsucht nach historischer Würdigung derselben zunahm. Betreffend die Mischna haben wir selbst durch eine punktirte Ausgabe nebst Uebersetzung und Erläuterung des Sachlichen [4] entgegen zu kommen gestrebt. Die Versuche, den ganzen Thalmud in neuere Sprachen zu übersetzen, scheitern am Inhalt, an der Ausdehnung, wie meist auch an der Unfähigkeit der Unternehmer. [5] Kleinere Blumenlesen sollten inzwischen dem Studium einigen Anklang verschaffen; sie haben manches Vorurtheil bekämpft und hie und da die Methode berichtigt. Man hat solche von

---

1) **Leteris, Chikre Lev** ein Sendschreiben. Preßb. 1837.

2) Schon 1825. Von der Form d. hebr. Poesie, und 1829 Gesch. und Würdigung der Musik b. d. Hebr. Endlich 1838 in der A. Z. d J. Beiblatt 22 ff. Dazu noch Forschungen im Geb. d. hebr. Arch. 1838. Mosaisches Recht. 1 Theil. 1846. ein umfassenderes Werk.

3) Jehovah und Elohim. 1836. Wesen und Form des Ptt. 1838. Weit höher stehen seine nachgelassenen Forschungen in andern Gebieten. Orient, LB. 1845 u. 46.

4) **Schischa Sidre Mischna.** 6 Bde. 4to. 1832 — 4.

5) Pinner's großartige Ankündigung hat sich durch den ersten Band 1843 genügend gerichtet. Die französischen Gelehrten verloren noch, ehe sie daran gingen, die Geduld.

Fürstenthal,[1] von J. Fürst,[2] und mehr für den wissenschaftlichen Zweck neuerdings von Geiger.[3] Die thalmudische Methode versuchte Hirschfeld zu erläutern[4] und Geiger hat dieselbe vielfach einer besondern Prüfung unterworfen, welche starken Widerspruch erfuhr.

Ganz besonders thätig war man in neuerer Zeit, für Aufhellung der sehr dunkeln, sprachlich und oft genug auch stofflich sehr entarteten, dennoch für die Geschichte der Geistesentwickelung unschätzbare Literatur der spätern Jahrhunderte, die zugleich die geschichtlichen Verhältnisse, unter deren Einflusse die verschiedenen Schriftsteller ihre Werke verfaßten, aufklären. Während Zunz[5] einen bedeutenden Theil derselben in eine Art von Organismus brachte, so daß durch ihn zunächst der Werth derselben erkannt wurde, fanden sich Viele, welche einzelne Massen oder kleinere Bruchstücke untersuchten, und dadurch der Wissenschaft in die Hand arbeiteten, während andere durch neue Ausgaben älterer Schriftsteller die Theilnahme für dieselben wieder anregten.

Den schon oben genannten Orientalisten schließen sich würdig an F. Lebrecht und Zedner in Berlin; Isidor Kämpf[6] aus dem Posenschen, Prediger in Prag; A. Levy in Breslau; Steinschneider und Ad. Jellinek, beide aus dem Oesterreichischen; ersterer ganz besonders ausgezeichnet als Kritiker, beide auch verdient um die vergleichende Linguistik,[7] zu welchen noch durch die Zeitschriften mit schätzbaren Arbeiten hinzu kamen, der auch durch selbstständige Schriften bekannte Jurist Dr. Wolfgang Wessely[8] in Prag; Jolowicz in Westpreußen; Schwarzauer in Dresden; die beiden gutbegabten Brüder David und Selig Cassel, von welchen noch vieles zu erwarten;

---

1) Anthologie. 1834.

2) Perlenschnüre. 1835.

3) Lehr- und Lesebuch z. Spr. d. Mischna. 1844.

4) Geist der thalm Exegese. 1840. 1 Bd. Tract. Macot. 1842.

5) Neuerdings auch einzelne Parthien behandelnd, in dem überaus fleißigen Werke: Zur Geschichte und Literatur. Bd 1. 1845.

6) Trefflich übersetzte er die Makamen des Charisi. 1845.

7) Jellinek in den Zeitschriften. Von St. hat man: Die fremdsprachl. Elem. im Neuhebr. 1845. u. a. Sch.

8) Berechtigung zur Trauung. 1839. u. a. Schr.

und viele andere. Um neue Ausgaben und Übersetzungen von Schriften aus der mittelalterlichen Literatur erwarben sich Verdienste, außer Fürst [1] und Goldenthal, auch Geiger mit trefflichen historischen Zugaben, [2] ferner G. Lippmann aus Baiern (in Aurich), welcher vier Schriften des Ibn Esra herausgegeben und erläutert hat; [3] die beiden Schlesinger, welche Albo's Ikkarim übersetzten; R. Fürstenthal in Breslau übersetzte von neuem Bechai's Pflichtenlehre und Aboab's Leuchte. [4] Weit höher stehen und für die Wissenschaft ersprießlicher sind zu achten die Uebertragungen, durch welche M. Sachs in Berlin den Kern religiöser Dichtungen enthüllt hat, [5] und S. Scheyer's Uebersetzung des Moreh. [6]

Die sachlichen Gegenstände historischer Forschung blieben auch nicht ohne Annehmer. Gebräuche und Sitten wurden nach Ursprung und erster Bedeutung geprüft; [7] der Zusammenhang israelitischer Lehren mit denen andrer Völker und Religionen hie und da untersucht. [8] Doch ist auf diesem Gebiete noch vieles zu leisten übrig; was wir bisher vorfinden, erhebt sich nicht über das Verdienst mehr und minder glücklicher Wahrnehmung und wissenschaftlicher Ahnung, meist auch nur im Einzelnen, ohne innern, belebenden Zusammenhang; umfassende Werke sind wenige erschienen, wohl aber sowohl in kleinen Flugschriften als vorzüglich in den Zeitblättern eine ansehnliche Fülle nützlichen Stoffes.

---

1) Ari Nohem s. v. Jüngst übersetzte er Saadja's Emmunoth. 1846.
2) Melo Chofnajim. 1839.
3) Schem. 1834. Zachuth. 1837. Sapha brura. 1837. Sphath Jether. 1843.
4) Chob. haleb. 1835. Menor. ha Maor. 1843. u. a. Schr.
5) Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. 1843.
6) Theil III. Frankfurt. 1838. Von ihm erschienen seitdem noch andere Monographien.
7) M. Brück: Rabb. Cerem. Gebräuche. 1837. Pharis. Volkssitten. 1840.
8) H. Gräz: Gnosticismus im Judenthume. 1846.

XV.

Die Rabbinerzusammenkunft in Wiesbaden.

Während so die geistige Regsamkeit auf dem Gebiete der jüdischen Literatur größere und geringere Fähigkeiten zum Anbau der Wissenschaft anhielt, die denn auch in der That, namentlich was Beleuchtung des ältern Schriftthums und geschichtlicher Persönlichkeiten betrifft, eine hohe Stufe erreichte, so daß spätere Forscher in vielen Einzelnheiten die Wege zu umfassenderen Studien geebnet finden, — ließ die jüngere theologische Schule ihr Hauptziel nicht außer Augen, die Ermittelung einer Einheit der Idee des Judenthumes, oder des eigentlichen Lebensprincips des gesammten jüdischen Religionswesens, welchem die wissenschaftlichen Bestrebungen untergeordnet erschienen. Schon dieser Begriff selbst, daß die Wissenschaft als solche dazu dienen müsse, der Religion ihre Anerkennung zu verschaffen und zu sichern, ist der jüngern und insbesondere der Geiger'schen Schule charakteristisch. Der ältere Rabbinismus und mit ihm dessen jüngere Vertreter betrachten alle wissenschaftlichen Erörterungen nur als Hülfsmittel zur lebendigeren Erkenntniß dessen, was die ältern feststehenden Religionsquellen behaupten, gebieten und verbieten; Hirsch erklärt, daß das Wesen des Judenthums in der völligen Verleugnung seiner selbst zu Gunsten des göttlichen Gesetzes und des demselben zu leistenden unbedingten Gehorsams bestehe. Innerhalb dieser Sphäre bleibt der Wissenschaft nur eigentlich übrig, die Gesetze zu ermitteln und ihre Anwendbarkeit zu bestimmen. Eine andere mehr wissenschaftliche als theologische Schule, als deren Vertreter hauptsächlich Zunz, Rapoport und Luzzatto angesehen werden können, hat die kritische Gelehrsamkeit fast gänzlich von der Theologie geschieden, läßt die Ansichten von Judenthum, als längst abgeschlossen, auf sich beruhen, und sieht nur auf sachliche Ergebnisse historischer und literarischer Forschung. Geiger aber suchte die Wissenschaft mit der Religion zur eigentlichen Theologie zu vereinen; daher sein beständiger Wunsch, die zerstreueten Kräfte gesammelt und zu gemeinsamer Wirksamkeit verbunden zu sehen; daher auch der immer wieder-

kehrende Gedanke der Gründung [1] einer jüdisch-theologischen Fakultät, den Geiger anregte und trotz seiner Unausführbarkeit seitdem oftmals erneute; daher endlich die vorläufige Berufung vieler Amtsgenossen zu gemeinschaftlicher Berathung über die Art, wie dem religiösen Leben der theologischen Wirksamkeit und der nach innen und außen verkannten und entstellten Lehre des Judenthums zu helfen sei.

Dieses letztere Mittel war das einzige, zu welchem geschritten werden konnte. Auf eine ziemliche Anzahl gleichgesinnter Amtsgenossen war bereits zu rechnen. Je weniger dieselben alle von einem bestimmten Ideale geleitet wurden, je mehr die praktischen Rabbinen wohl nur von einem dunkeln Gefühle dessen, was ihre Aufgabe in der Gegenwart sei, beseelt waren, um so willkommener mußte es ihnen erscheinen, unter einer so tüchtigen Vertretung, als welche Geiger sich bewährt hatte, den Begriff ihrer Wirksamkeit klarer zu entwickeln und durch gemeinsame Besprechung schneller als auf dem schleichenden Gange der Literatur zu gleichmäßiger Ansicht und Entschließung zu gelangen.

Der Gedanke an ein synodalisches Wesen ward dabei durchaus ferngehalten, [2] und jede Art von Anmaßung vermieden. Es erging nur von Geiger aus an viele ihm befreundete Rabbinen eine öffentliche Aufforderung zu einer solchen anspruchslosen Zusammenkunft, welcher dann auch die jungen Amtsbrüder seiner Richtung, meist aus Würtemberg und Baiern, entsprachen.

Dieser Vorgang würde der Geschichte völlig gleichgiltig erscheinen, wenn er nicht, wie zu erwarten war, die Veranlassung dargereicht hätte, die Grundsätze des neuen Rabbinismus herauszustellen, und Geiger drückte dieselben damals mit der ganzen Frische jugendlicher Lebhaftigkeit so bestimmt aus, daß hier sich der Charakter seiner reformirenden Gedanken aufs Klarste entfaltet. Es war ihm nicht darum zu thun, Einzelnes, was sich als mißbräuchlich ergäbe, abzustellen, sondern den Begriff des Judenthums selbst herauszukehren, und ihm die Herrschaft über alles Religiöse zuzuweisen, so daß fortan das Judenthum

1) Zeitschrift. II. 1. Anfang. 2) Daselbst III. 321.

ein hohes Ideal werde, dessen Verkörperung in Handlungen ebenfalls dieses Ideal erkennen lasse.

Eine solche Darlegung hatte vor ihm noch kein Rabbiner gewagt, wenn auch mancher schon ähnlich gedacht haben mag, und wir haben dieselbe näher zu betrachten, weil sie den Höhenpunkt der rabbinischen Reform, dessen Ersteigung damals sofort alle Freier-denkenden erfreuete, und den der neue Rabbinismus später zum Theil verließ, um eine schmerzliche Niederlage zu erleiden.

„Des Judenthums Wesen [1] sei," also erklärte sich Geiger damals unumwunden, „freie Entfaltung der innern sittlichen Kraft, die Anerkennung des Menschen in seiner Würde, die nicht in seiner vollendeten Güte bestehe, sondern gerade in der Kraft, mit welcher er die gute Anlage dem ihm nothwendig, als einem unvollkommenen Geschöpfe, das nicht Gott sei, anklebenden begehrlichen Wesen überlegen mache, und sie als Siegerin ausbilde. Sein Streben und Wirken müsse daher aus freier, sittlicher Ueberzeugung entspringen und in dem Kampfe, der sein Beruf sei, liege eben so sehr das Bewußtsein der eigenen Würde, wie die Nothwendigkeit, seine Unvollkommenheit demüthig anzuerkennen."

Wie sehr dieser Ausgangspunkt der Betrachtung, obwohl in den älteren rabbinischen Quellen der Gedanke selbst oft genug auf gleiche Weise als der letzte Zweck des Judenthums behandelt wird, von dem im ältern Rabbinismus herrschenden verschieden sei, macht Geiger durch folgenden Zusatz bekannt:

„Diesem jüdischen Kerne hat die Trauer der Zeiten eine ungeheure Masse von Schalen angehängt, so daß er unkenntlich geworden und nicht befruchten kann. Gerade dadurch, daß das Judenthum auf eine Gesinnung, welche so kräftig ist, daß sie in allen Lagen des Lebens sich in entsprechenden Werken äußere, das Hauptgewicht legt; dadurch ferner, daß es noch zur Erweckung und Belebung dieser Gesinnung einiger zeitgemäß anregenden Formen für zweckmäßig hält, hat ein Formglaube und Formdienst sich eingeschlichen, der in den Handlungen nicht die Erzeugnisse einer löblichen freisittlichen Gesinnung sieht,

[1] Daselbst III. 314.

sondern nothwendige Gesetzesbeobachtungen. Man legt derselben bald einen selbstständigen Gehalt und Einfluß auf die Weltordnung, gewissermassen eine zauberische Macht, bei, — ein abergläubischer Formdienst, wie ihn die verkehrte Kabbalah lehrt; — übernimmt bald aber dieselben geradezu als die unabänderlichen Aussprüche des in seiner Allherrschaft über uns verfügenden und nach seiner absoluten Macht unser geistiges Wohl von Frohndienst abhängig machenden, nicht des heiligen, unsere innere Heiligung bezweckenden, Gottes, mit zitternder Furcht, ein Heidenthum und Götzendienst, welche nur zu gewöhnlich in unserer Mitte angetroffen werden."

„Solche Gebundenheit, fährt Geiger fort, kann aber im Allgemeinen keine wahrhaft freie, menschliche Sittlichkeit neben sich dulden. Die freie sittliche Entfaltung der Gemüthsanlagen, die wahre Verehrung des heiligen Gottes in dem Streben nach Selbstheiligung muß nothwendig zu ihrer Voraussetzung das Bewußtsein haben, daß nur in der geistig-sittlichen Selbstthätigkeit das Heil des Menschen liege, daß in seinem Wirken und Streben einzig und allein Werth enthalten sei, wenn es in selbst erkanntem Zwecke der inneren Vollendung und der Vervollkommnung der Nebengeschöpfe unternommen werde. Sobald das Muß, die niemalige Uebertretbarkeit von Formen, welche im Allgemeinen oder in einzelnen Fällen keine Kraft der Anregung besitzen, hinzutritt, wird das freie, sittliche Bewußtsein des Menschen verdunkelt — — und dann ist die vollständige Entfaltung des inneren sittlichen Kerns im Allgemeinen rein unmöglich."

Wir hielten die wörtliche Anführung dieser, mit sichtlichem Bewußtsein gethanen Aeußerungen des neuen Systems, (welches übrigens, wie der einschränkende Schluß zeigt, nicht unmittelbar polemisch gegen das ältere auftrat) für nothwendig, um jeden Vorwurf einer geschichtlichen Verkennung des damaligen Standpunktes abzuweisen, aber auch, um nicht durch Abänderung irgend eines Ausdrucks dasselbe in ein schillerndes Licht zu stellen.

Im weitern Verlaufe dieses Manifestes wird dargethan, wie durch Predigt und Belehrung allein die Formenstarrheit nicht hinweggeräumt werden könne, vielmehr alle Kraft

aufgeboten werden müsse, um die herrschende Besinnungs- und Gesinnungslosigkeit dreist und ohne Scheu und Rücksicht zu bekämpfen. Weder die Kanzel sei der dazu geeignete Ort, indem dazu in allzuviel kleinliche Einzelheiten eingegangen werden müßte, noch reiche die schriftstellerische Thätigkeit aus, so lange das Volk hartnäckig an Äußerlichkeiten klebe. Ja der Rabbiner selbst gerathe in arge Verlegenheit, wenn er casuistische Fragen mit religiösem Ernste nach dem Gesetze erledigen solle, während seine Ueberzeugung sich gegen diesen Ernst sträube. Daher sei eine Berathung nothwendig. Es gehöre Umsicht dazu, nichts müsse übereilt, jedes Einzelne müsse sorgfältig geprüft werden; aber „das Medusenhaupt der Formenstarrheit müsse abgehauen werden."

Auch die praktische Seite des Unternehmens, in der Art, wie sie hier beleuchtet ward, ist von historischer Wichtigkeit, weil sie als Grundlage der von den Rabbiner-Versammlungen in den Gemeinden gehegten Erwartungen betrachtet werden dürfte. Offen müsse der Geistliche auftreten, heißt es weiter, gleichviel, ob dadurch das Vertrauen der Entwöhnten im ersten Augenblicke leide. Ein anderes Verfahren, nämlich eine strenge Befolgung und sogar Lehre aller Observanzen und etwaige Bestärkung des Volkes in denselben, um zuvor Vertrauen zu erlangen, und dann mit reformirenden Plänen desto sicherer auftreten zu können, — würde nur nach den gegebenen Erfahrungen die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Eine Beschränkung der Reform auf die heranwachsende Jugend sei aber um so weniger zu billigen, als die vorhandene Generation ihren Antheil daran mit Recht fordere, und als überhaupt eine Scheidung der Generation unthunlich sei.

Für besonders wesentlich aber hielt Geiger damals das Zusammentreten der Gleichgesinnten und ein Verzichten auf den Versuch, auch die andersgesinnten Amtsgenossen an einer so wichtigen Berathung zu betheiligen; diese seien theils zu bejahrt und an überwundene Verhältnisse gewöhnt, theils überhaupt jeder Neuerung abhold, theils unschlüssig und muthlos, theils heuchlerisch und gegen ihre eigene Ueberzeugung scheinbar conservativ, somit ungeeig-

net,[1] in der vorläufigen, nur zur Verständigung einzuleitenden Besprechung heilsam und erfolgreich mitzuwirken; — die baierischen Kreisversammlungen haben dies hinlänglich beurkundet.

Solch ein Manifest, von so klar bestimmten Begriffen ausgehend, und mit so scharfer Zeichnung das Gebiet der Wirksamkeit absteckend, machte auf die reformirende Parthei im südwestlichen Deutschland einen sehr lebhaften Eindruck und steigerte die Erwartungen. Mochten auch nicht alle Rabbinen, welche sich einfanden, die Geiger'schen Ansichten vollständig theilen, so war es doch klar, daß diejenigen, welche der Aufforderung folgten, dieselbe praktische Richtung als heilsam anerkannten, und man durfte also auf ein Erblühen geistiger Thätigkeiten rechnen, die gemeinsam dahin abzielten, den herrschenden Zerwürfnissen abzuhelfen, die Lehre in ihrer Reinheit darzustellen und die Mißbräuche und Ausartungen der Zeiten zu vertilgen. Dieser moralische Eindruck, welcher die Theilnahme erhöhete, ward noch verstärkt durch die Mitglieder jener Versammlung, welche in der Rheingegend überall freundlich begrüßt wurden.

Von den Ergebnissen der in Wiesbaden gepflogenen Berathung ist nichts veröffentlicht worden; dennoch flößte die bloße Erscheinung einer Anzahl junger Rabbinen von zeitgemäßen Studien, und, was nie zuvor erlebt war, auch angemessener Weltbildung, verbunden mit dem Rufe tüchtiger Gesinnung und dem Streben, muthig der Zukunft vorzuarbeiten, allen denen, welche sich nach Verbesserung sehnten, ein starkes Vertrauen ein, und dies bahnte den Rabbinen wiederum die Wege zu wichtigen Reformen, indem sie dazu die Elemente in den Gemeinden immer mehr vorbereitet fanden.

So war nun die Zusammenkunft in Wiesbaden einerseits durch die Kundgebung bestimmter Prinzipien, andrerseits durch den Beginn einer Verbindung reformirender Kräfte, deren weiteres Wachsthum leicht vorherzusehen war, ein Ereigniß in der Geschichte, nicht sowohl durch seine unmittelbare Wirkung, als durch seine Bedeutsamkeit und

1) Im Jahre 1845 waren die Verhältnisse und Ansichten bereits so verändert, daß Geiger selbst die möglichste Mischung der Elemente wünschte. Siehe Allgemeine Zeitung des Judenthums, Mai und Juni.

seinen schlichten moralischen Einfluß. Die späteren Rabbiner-Versammlungen sind augenscheinlich aus dieser ersten hervorgegangen, wenn gleich sie anders zusammengesetzt waren und verschiedene Richtungen verfolgten.

XVI.

Ludwig Philippson. Allgemeine Zeitung des Judenthums.

Gleichzeitig mit dem Aufblühen der vielfältigen Reformbestrebungen und den wissenschaftlichen Fortschritten, und zum Theil durch dieselben, entwickelte sich das Verlangen nach Öffentlichkeit, und insbesondere nach geeigneten Organen für nöthige Erörterungen. Nicht bloß die Wissenschaft, die im Ganzen nur wenige Jünger zählte, und welcher nur eben gediegene Ergebnisse für Kenner willkommen waren, sondern auch das Leben suchte seinen Ausdruck. Leistungen in Synagoge und Schule wollten anerkannt sein, Wünsche und Entwürfe verlangten nach dem Lichte und nach Beleuchtung, Angriffe forderten Abwehr, Zustände sollten gewürdigt, Verhältnisse der Gesetzgebung genauer vom Standpunkte der Betheiligten untersucht und beurtheilt werden; dies alles bedurfte eines Gesammtorganes, zu dessen Bildung verschiedene Pläne an mehreren Orten, ja sogar einzelne Versuche gemacht wurden, ohne den rechten Weg finden zu können. Ludwig Philippson aus Dessau (geb. 1811) führte die Idee aus.

Als Religionslehrer und Prediger in Magdeburg angestellt, hatte er bereits sich durch einige werthvolle Schriften [1] einen geachteten Ruf als Philologe erworben, und durch sein Predigt- und Schul-Magazin drei Jahre lang eine tüchtige Redaktionskunst bewährt. Seinem raschen Blicke entging es nicht, daß die vorhandenen älteren Zeitschriften sich bereits überlebt hatten, auch der weiten Kunde ermangelten, um das Leben nach allen Richtungen darzu-

---

1) Ezekielos, der jüdische Traumspieldichter, und Philo der ältere. 1830. Wie verloren die Juden das Bürgerthum im Ost- und Weströmischen Reiche? 1832. Spinoza's Biographie und Charakteristik. 1832

stellen und auf dasselbe weithin einzuwirken, daß weder die langsam erscheinende Geigersche Zeitschrift der schnellen Zeitentwickelung in die Hand arbeitete, noch der jüdische Theil der damals aufgekommenen (nach einem Jahre ohnehin wieder eingegangenen) Universalkirchenzeitung für das Bedürfniß auszureichen versprach. Er entwarf im Frühjahre 1837 den Plan zu einer Allgemeinen Zeitung des Judenthums, mit so richtigem Takte und so sicherer Anschauung dessen, was augenblicklich Wirkung versprach, daß derselbe sofort einen Anklang fand, wie kein literarisches Unternehmen eines Juden bisher. Kaum waren die ersten Monate vorüber, als diese Zeitung in alle Länder Deutschlands eindrang und mit Begier gelesen wurde, bald auch nach allen Richtungen des Auslandes, wo Juden wohnten, und Staatsmänner und Publicisten für jüdische Zustände einige Theilnahme hatten, sich den Weg bahnte, und eben so von allen Seiten her Zuflüsse erhielt. Die Zeitung ist seitdem ein sehr verbreitetes Organ geblieben, und durch mannigfache anderweitige für allgemeine und Sonder-Interessen errichtete ähnliche Organe nicht verdrängt worden. Sie bildet vielmehr fortwährend einen Sammelplatz zur Erörterung sämmtlicher jüdischen Angelegenheiten, wie zugleich einen Unterhaltungssaal für diejenigen, welche neue Nachrichten und kleinere Geisteserzeugnisse und Blüthen aus dem jüdischen Leben kennen lernen wollen.

Die Erscheinung dieser Zeitung hat bei allen anfänglichen Mißgriffen auf die innere Umbildung der Juden aller civilisirten Länder, wohin sie gelangen konnte, einen unberechenbaren Einfluß geübt, und auch nach außen hin auf die Ansichten der Juden erfolgreich eingewirkt. Sie bildet eine Epoche in der jüdischen Geschichte dadurch, daß sie zum ersten Male es versuchte, eine Gesammtanschauung von dem Leben und den Verhältnissen der Juden an's Licht zu bringen. Dies ist bei der verschiedenen Bildungsstufe der unendlichen Zahl von Schreibenden, und der noch verschiedenern Fähigkeit, die Momente der Mittheilungen gehörig zu würdigen, mannigfachen Schwierigkeiten unterworfen, die der Herausgeber bei dem Wunsche, unpartheiisch zu bleiben, — was am Ende unausführbar erscheint, — nicht

alle überwinden konnte. Aber was ihn auszeichnet, ist eine lebendige Frische, eine schnell pulsirende Regsamkeit und die Kunst, seine Leser zu einem gewissen Aufschwunge anzufeuern, so oft eine Gelegenheit gemeinsame Kräfte zu fordern scheint. Und auf dieser Seite sind ihm die anerkennenswerthesten Verdienste zuzuschreiben, gegen welche einzelne Mängel[1] des Unternehmens zurücktreten, besonders, da diese theilweise durch andere Institute ersetzt wurden. Wir selbst haben zu diesem Ende die Israelitischen Annalen gegründet, welche drei Jahre (1839—1841) bestanden, und Julius Fürst seinen Orient, welcher noch jetzt das geschichtliche Interesse mit der höhern Wissenschaft des Judenthums zugleich (seit 1840) zu vertreten strebt.— Es würde wenige Jahre vorher unglaublich erschienen sein, eine so allgemeine Theilnahme hervorrufen zu können, und die Lauheit so gewaltsam zu bekämpfen, wie es durch diese Zeitung und nachmals durch die anderen, aus ihrem Vorgange entstandenen Zeitblätter[2] geschehen ist. Sie hat nicht nur das Bedürfniß der Zeit zu befriedigen gestrebt, sondern neue Bedürfnisse erzeugt, welche, wenn sie auch nicht immer in der erwünschten oder beabsichtigten Art sich gestalten konnten, doch dem Leben einen regsamen Wechsel mitgetheilt haben. —

---

1) Darüber manches Beachtenswerthe in Geiger's Zeitschrift, IV. 429., obwohl dort die Berücksichtigung der unter den Juden sich zeigenden weltlichen Kräfte und Auszeichnungen mit Unrecht getadelt wird. Zum Gesammtbilde gehört allerdings auch die Kraftentfaltung in Kunst und Wissenschaft, wie in Verkehr und socialem Leben. Andererseits hat die Journalistik im Allgemeinen sich noch nicht von Ungehörigkeiten frei zu halten verstanden, und ein wohlgeordnetes Bild des Ganzen gewinnt aus ihr nur der scharfe Blick des Kenners.

2) In Deutschland wurden seit 1815 25 Zeitschriften theils fortgesetzt, theils neu begründet. Wenige erhielten sich. Auch das Ausland hat sich endlich eine isr. Tagespresse gebildet. Bestand haben die Archives Israélites de France in Paris von S. Cahen seit 1840. Voice of Jacob in London von Franklin hielt sich nur 1842—1846. the Jewish Chronicle seit 1845. Andere (Revue orientale etc.) sind bald wieder verschwunden. Auch in Philadelphia erscheint seit einiger Zeit The Occident von Leeser, meist nur Fremdes dort verbreitend, und in Jamaika The first fruits ähnlicher Tendenz. Neuerdings sind noch mehrere Volksblätter gegründet worden, welche ihre Leserkreise finden.

Die stärkste Bewegung veranlaßte sie bereits im ersten Jahre ihres Erscheinens durch die Facultätsfrage. Unterm 24. October 1837 erließ Philippson durch seine Zeitung ein Manifest, welches die von Geiger aufgestellten Gedanken der Errichtung einer jüdischen Facultät auf eindringliche Weise dem Volke nahe legte. In wenigen energischen Zügen schilderte Philippson die Zerfallenheit der Synagoge, die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Anstrengung zur Herstellung ihrer Einheit, ihrer Würde und ihrer geregelten Thätigkeit und gab das Mittel an, wie nach Herbeischaffung des nöthigen Capitals, ohne Verzug zur Errichtung einer Facultät für jüdische Theologie an dem Sitze einer Universität, unter dem Schutze oder der Theilnahme einer deutschen Regierung, zugleich auch zur Errichtung eines Seminars geschritten werden solle.

Ein wahrer Sonnenblick war dieses Manifest Philippsons in allen Gemeinden Israels. Hunderte von Freunden der guten Sache wurden von einem lebhaften Eifer beseelt, das Werk zu unterstützen. Bis in die kleinsten Gemeinden, bis in die Hütten der Armen drang der Wunsch, dazu beizutragen; es bildeten sich an vielen Orten Commissionen, um die Unterschriften zu leiten; die Gelehrten fühlten sich zum Theil berufen, durch Schriften weiter auf die Wichtigkeit der Sache hinzuweisen, und insbesondere ließ sich Geiger wiederum ausführlich vernehmen.[1] Auch Christen, Gelehrte und Privaten förderten die Idee durch öffentliche Empfehlung und Unterschriften. Nach einem Jahre sah man durch Beitragszusagen, obgleich die Reichen noch größtentheils fehlten, etwa den 6ten Theil des erforderlichen Capitals bereit. Von Seiten der äußeren Mittel war gegründete Hoffnung vorhanden, das Werk ins Leben treten zu sehen.

Demselben stellten sich aber andere Hindernisse entgegen. Schon die Getheiltheit Deutschlands zerstörte die Erwartung der Einheit, indem mehrere Regierungen die Subscription nicht zuließen, und folglich ihre Gemeinden von der Mitwirkung, so wie dereinst von der Theilnahme ausschlossen. Es verschwand bald die Aussicht, daß die er-

1) Über die Errichtung einer jüdisch-theologischen Fakultät. 1838.

hoffte Facultät ihre Wirksamkeit je über die österreichischen, namentlich die böhmischen und mährischen Juden, und über die baierischen würde erstrecken können. Aber auch im Innern erhoben sich Bedenklichkeiten von sehr ernster Natur, welche sowohl eine Anzahl erfahrener Männer, bei aller Anerkennung des Bedürfnisses, dahin stimmten, der augenblicklichen Ausführung nicht beizupflichten, und ihren Einfluß in so fern geltend zu machen, daß mehrere entscheidend wirksame Kräfte ihre Zusagen beanstandeten, bis eine gewisse Gewähr vorhanden sei, daß nicht eine übereilte Anstalt hervorträte, welche die Zerwürfnisse vermehrte, statt sie zu heilen. Diese Bedenklichkeiten hatten ihren vollen Grund in der eben entstandenen bedeutenden Spaltung der theologischen Richtungen, wovon wir gleich nachher reden, zu deren Vereinbarung für jetzt keine Aussicht vorhanden war, und in der im Allgemeinen immer noch sehr sparsamen Vertretung der theologischen Wissenschaft in ihrer vollen Bedeutung, so daß für die erste Generation hinaus augenscheinlich die neu zu errichtende Anstalt nur sehr einseitig wirken konnte, — wenn überhaupt eine würdige Besetzung der Lehrstühle und eine Vermeidung hierarchischer Anmaßung mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden durfte. Die letztere Besorgniß war zur Zeit noch sehr begründet [1] und hat mehrere Zusagen, welche entscheidend werden konnten, bis dahin, daß eine bestimmtere Richtung sich herausstellen würde, zurückgehalten. Ein schöner und erhebender Gedanke, dessen bloße Veröffentlichung schon einen bedeutenden Fortschritt beurkundete, blieb daher vorläufig nur ein Entwurf; aber er steht da als ein Zeugniß seiner Zeit, und die große Theilnahme, die er erweckte, gab zu erkennen, daß es nur einer lebendigen Anregung bedarf, um die Gleichgiltigkeit zu bekämpfen.

Auch ist das Saatkörnlein nicht ganz unfruchtbar verloren gegangen; vielmehr verdankt man derselben Anregung mindestens die bald nachher erfolgte Errichtung des Seminars [2] in Berlin, unter der Leitung des Dr. Zunz, welches in kleinerem Maßstabe für Preußen dem Bedürfnisse

1) Die Gegenbemerkungen, Geiger's Zeitschrift IV. 309. ff. konnten dieselbe nicht entkräften.

2) Eröffnet den 18ten Oktober 1840.

zum Theile abhelfen soll. — Was die Rabbinate anbelangt, so hat die jüngste Erfahrung gelehrt, daß die freien Studien auf allen Universitäten vorläufig vollkommen genügten, um die vacant gewordenen wichtigern Stellen mit sehr tüchtigen Männern in jeder Richtung zu besetzen, und besonders sich eignen, die freiere Entwickelung der theologischen Wissenschaft zu fördern.

Was derselben mehr frommen würde, als eine eigene Facultät, wäre die Anstellung einiger jüdischer Professoren für den Kreis ihrer theologischen Wissenschaften an einigen Universitäten, wie dies öfters vorgeschlagen worden, ohne bisher Anklang zu finden.

Philippson hat sich durch lebendige Durchbildung jenes Entwurfes ein hohes Verdienst erworben. Er hat daneben und nachher noch andere gemeinsame Bestrebungen durch seine Zeitung gefördert, indem er Vereine selbst bildete und sich zu bilden Anlaß gab. Am Kräftigsten und Entschiedensten wirkte sie durch Belebung des Gesammtgeistes der preußischen Juden im Jahre 1842, als die Gesetzgebung die Militärpflichtigkeit aufheben und somit die ganze Grundlage des Staatsbürgerthums der Juden zu zerstören beabsichtigte. 84 Gemeinden wählten damals Philippson zum Organ ihrer Vertretung bei der Regierung, und diese großartige Anstrengung mochte, neben den vielen sonstigen, in gleichem Sinne laut gewordenen Stimmen, der Regierung einen richtigen Aufschluß über den Geist der Juden ertheilt haben. Philippson verdient hierfür, wie für mannigfache und vielseitige Anregung zu Unterstützung des Guten und Abwehr des Bösen, volle Anerkennung. Die Entstehung der Zeitung des Judenthums ist ein Moment der jüdischen Geschichte geworden, welches einen um so stärkern Wendepunkt darbietet, als sie zugleich ein Forum für die theologischen und communalen Streitigkeiten bildete, welche jetzt schneller und ausführlicher zur Öffentlichkeit gelangten, und die früheren Winkelzüge gänzlich verdrängte. Außerdem hat die verbreitete Wirksamkeit dieser Zeitung ihm Gelegenheit gegeben, seine Kräfte in andern literarischen Unternehmungen, meist der praktischen Bildung gewidmet, zu entfalten, deren wir noch gedenken.

Das Zeitschriftenwesen brach sich bald eine breite Bahn

und wirkte weit über die jüdischen Kreise hinaus. Es entfaltete sich in Deutschland nach mehreren Richtungen. Die Geigersche Zeitschrift blieb auf dem Gebiete der Wissenschaft und erscheint nur von Zeit zu Zeit; die übrigen halten sich an den Gang des Jahres gebunden und folgen somit den Eindrücken und Bedürfnissen des Augenblicks. Der Israelit des 19ten Jahrhunderts will entschieden gegen alles Veraltete ankämpfen; der Orient steht mehr auf Seite dessen, was herkömmlich berechtigt erscheint; die allgemeine Zeitung des Judenthums, die Mutter aller jener Zeitschriften, nimmt fast alle Elemente in sich auf. Dennoch müssen wir dem Orient das Verdienst besonders beimessen, den vielen vereinzelten wissenschaftlichen Erörterungen und namentlich der historischen und linguistischen Seite der jüdischen Studien eine weit verbreitete Theilnahme und höhere Anerkennung verschafft zu haben, ein Verdienst, welches durch einen Rückblick auf die Verwahrlosung aller jüdischen Wissenschaft noch bis in die Zeit der Julirevolution, an Werth gewinnt.

Die Zeitschriften haben selbst bis in die Länder ihre Wirkung ausgedehnt, welche sonst aller öffentlichen Vertretung feind, keinerlei Erörterung in ihrem Kreise duldeten; denn die Wahrnehmung, daß öffentliche Organe vorhanden sind, weckte viele tüchtige Geister, manche wichtige Beschwerde zur allgemeinen Kunde zu bringen, welche zuletzt nicht verfehlte, die Aufmerksamkeit der Regierungen zu erregen und Abhilfe zu schaffen. Das Jahr 1840 hat davon einen unvergeßlichen Beweis geliefert. Philippson's Regsamkeit in der Gräuelgeschichte von Damaskus hat nicht wenig zur Belebung der Thätigkeit beigetragen, und der Erfolg war augenscheinlich eine Ermunterung für ihn, im Jahre 1842 wiederum in einer mehr vaterländischen (während wir dies berichten, glücklich beendigten,) Angelegenheit, vielseitige Kräfte anzusprechen und in sich zu vereinigen. Aber auch Fürst leistete in jener Zeit Vieles durch Herbeiziehung aller zur Aufklärung der Begriffe dienenden Documente und Belege.

In kleinern Staaten sind die Wirkungen der Zeitschriften, wenn auch nicht zugestanden, doch klar und unbestreitbar. Aber auch Rußland und Oesterreich haben die öffent-

liche Stimme vernommen und, bei aller Selbstständigkeit des Herrscherwillens dort und der Stettigkeit hier, sie schon zum Theil beachtet.[1] Was die Zeitschriften und Flugblätter in Betreff der Rechtsverhältnisse geleistet haben, ist bei Darstellung der letztern berichtet worden. Die Gesetzgebungen vieler Staaten haben, obwohl auch der allgemeine Fortschritt auf Besserung der Lage der Juden hinwies, nicht verfehlt, die Fortschritte der Juden selbst gebührend zu berücksichtigen.

Wären nicht die Verbote und Zensurstriche dem Gesammt-Zeitschriftenwesen so sehr feindlich und hinderlich, so wäre schon manches Vorurtheil im Volke der östlichen Bewohner Europa's längst getilgt. Aber Verbote und Zensurstriche zwingen den Gedanken nur andere Wege zu nehmen, und der Gedanke findet diese über Grenzmauern und Wachen hinweg und erobert Völker und Staaten, ehe die Wächter es merken.

XVII.

Reactions-Fehde und Literatur.

In derselben Zeit hatte die Reaction des Rabbinismus begonnen und durch S. R. Hirsch zum ersten Male ein würdiges Organ gefunden. Dieser blieb aber dabei nicht stehen, seine Ansicht, welche übrigens der Form nach nicht überall dem älteren Rabbinismus entsprach, darzulegen, um dadurch eine Entscheidung zu erleichtern, und seiner Parthei das bisher vermißte Bewußtsein einzuflößen, sondern er strebte weiter vor und warf den Gegnern den Handschuh hin. Seinen Angriff richtete er auf Creizenach zunächst, dann aber auf Geiger und alle diejenigen Mitarbeiter der Zeitschrift, welche dessen Ansicht theilten oder der seinigen gegenüber standen. Die ausgesprochene Absicht seiner bis zum schreiendsten Fanatismus gesteigerten Schilderungen von der Verderblichkeit der Reform ging dahin, deren Vertreter sammt und sonders als dem Judenthume entfremdet, der kühnen Zerstörungsucht, hervorgegangen aus Übermuth und nicht gehörig vorbereitetem Rationalismus oder selbst aus

1) Der Versuch eines v. Rosas im Jahre 1842, die jüd. Aerzte in Oesterreich (Medizinische Jahrbücher, Juli 1842,) zu beeinträchtigen, ist durch die Zeitschriften völlig abgefertigt worden.

Unredlichkeit und Unwissenheit, zu bezichtigen.[1] Die dreiste, bald in Begeisterung sehr ansprechend sich bewegende, bald Verzückung athmende und unverständliche, bald mit Zuversicht andringende Sprache, welche die Gegner herausforderte, fand einigen Anklang. Die Zeit war günstig; eine religiöse oder vielmehr kirchliche Gegenwirkung in der Christenheit gegen den Rationalismus, welchem man in Deutschland die Mißgriffe einiger jungen Schriftsteller zur Last legte, war eben im Beginnen; sie konnte nicht verfehlen, auf die Synagoge mit einzuwirken. Selbst die Cölner Wirren und die feste Haltung des Katholicismus gegenüber den Anforderungen des preußischen Ministeriums ließen einen Eindruck bei den conservativen Juden zurück, welche insbesondere in Baiern plötzlich mit finstern Ernst gegen die Bestrebungen der jüngern Rabbiner auftraten. Ein gesinnungstüchtiger Rabbiner, obgleich nicht als Organ der Gesammtheit den Schild erhebend, sondern mehr durch eigene Berufung kämpfend, war ihnen daher willkommen.

Die Zeit begann leidenschaftlich zu werden, die ruhige Haltung hörte auf und überall zeigte sich ein Unmuth, wie er aus der Unbehaglichkeit der Überfüllung oder der Leere entspringt. Jeder vermißte das Ziel seines Strebens, und mancher war sich doch halb bewußt, daß ihn ein redliches Wollen zum Handeln getrieben hatte. Die Wirkungen der Einseitigkeit machten sich fühlbar. Der Unwille über Mißlungenes verdunkelte das Bewußtsein und leitete die Wahl der Mittel. Ueberall Kampf und Äußerung innerer Kräfte; wenig Klarheit des Blickes.

So war es auch in der Synagoge. Hirsch, freudig als würdiger Kämpfer begrüßt, nahm plötzlich die unruhige Geberdung seiner Parthei[2] an, und verfiel in Haltlosigkeit. Die Gegner sahen dies mit Schmerz, denn sie konnten sich auf diese Weise ihm nicht gegenüber stellen. Indeß entwaffneten sie ihn so weit es sich thun ließ, um nicht den Schein

---

1) Erste Mittheilungen aus Naphthalis Briefwechsel, herausgegeben von Ben Usiel 1838. Vergleiche die Erklärung des Verfassers: Allgemeine Zeitung des Judenthums. 1839. Seite 252—253., worin er behauptet, gar nicht den Ansichten, sondern nur dem unredlichen Vorgeben entgegen getreten zu sein.

2) Allgemeine Zeitung des Judenthums. 1839. Seite 142.

zu haben, als wichen sie ihm aus. Creizenach erwiderte bescheiden und ruhig, einiges zugebend, anderes abweisend, überall seine reine An- und Absicht beurkundend. Schärfer und mit unbestreitbaren Gründen der von Hirsch selbst anerkannten Autoritäten bekräftigte A. Kohn alles, was er für Reform einzelner Gebräuche veröffentlicht hatte. Umfassender traten gegen Hirsch hervor Aub[1] in Bayreuth und Fassel in Proßnitz,[2] indem sie die Uebereilungen desselben in seinen Behauptungen und Berufungen, mehr aber noch die Zuläßigkeit bedeutender Reformen, selbst vom orthodoxesten Standpunkt aus, zu beweisen suchten. Diese und andere Erwiderungen hatten nun jedenfalls den Erfolg, daß sie den Rabbinismus selbst als zerfallen darstellten und die Parthei desselben, welche nur wenige unbiegsame Stimmführer zählte, während die denkenden sich genauer in Prüfung der Sache einließen, abermals theilten. Der fortschreitende Rabbinismus gewann durch die Fehde, (welche an und für sich fast nur auf Schulstreitigkeiten hinauslief und mehr die Rechtfertigung oder Widerlegung des Wortverstandes älterer Autoritäten enthielt, als den Kampf um Grundsätze,) einen breiteren Boden, und die Gemeinden, welche früher vom Rabbinismus gar nichts weiter als Satzungen vernommen hatten, wurden durch die Zeitungen und öffentlichen Blätter mit den Ansichten der Neuzeit bekannt und für Reformen immer empfänglicher.

Geiger war damals nicht unmittelbar in dem Streite thätig. Ihm eröffnete sich ein anderes Feld für einen wichtigern Kampf. Aber er gab bald ebenfalls seine Erklärungen gegen Hirsch, so fern sie die Wissenschaft betrafen; dessen ungeziemende Angriffe ließ er auf sich beruhen.[3]

Ganz so, aber minder civilisirt, gestaltete sich die reactionäre Bewegung im Osten, wo einige jüngere Männer in Galizien unter der Aegide eines sonst sehr tüchtigen Thalmudisten in Pesth (Salomo Rosenthal) den Versuch machten, gegen Rapoport, Luzzatto und Reggio den Rabbinismus

---

1) Betrachtungen und Widerlegungen. 2 Hefte. 1839.

2) Choreb be Zajon, Briefe eines jüdischen Gelehrten und Rabbinen rc. von M. E. Charbonah. 1839.

3) Zeitschrift IV. 355—381.

aufzuregen,[1] während verschiedene andere auch in deutscher Sprache deren Wirken in Schatten zu stellen sich bemüheten. Das Ganze war abermals nur scholastische Streitsucht und hatte um so weniger irgend eine Wirkung, als die fortschreitende Parthei im Osten ganz und gar auf rabbinischem Boden stand, und denselben lediglich für die Wissenschaft benutzte, ohne irgend Reformen zu wagen, wenn auch manches zuläßig erschien.[2] — Auch dort war die Wirkung der Fehden eine Aufklärung über die Unzulänglichkeit des gegenwärtigen Standpunktes des Rabbinenwesens und seiner leitenden Grundsätze, und der Rabbinismus sah sich genöthigt, selbst zu denken und seine Berechtigung zu entwickeln, wozu freilich nur wenige philosophisch gebildete Vertreter vorhanden waren. Einen Fortschritt in dieser Hinsicht bekunden die Schriften des Kreisrabbiners Hirsch Chajes in Zolkiew.[3]

Inzwischen hatte der Rabbinismus in so weit auch in Deutschland einige Kraft gewonnen, und nachdem er einmal in die Öffentlichkeit getreten war, auch andere Vertreter gefunden, die, ohne unmittelbar an der Fehde Theil zu nehmen, durch Lehrbücher auf die Jugend einzuwirken und den sogenannten orthodoxen Standpunkt festzuhalten suchten, und dies besonders gerade in denjenigen Gegenden, wo die Gleichgiltigkeit gegen das Herkommen allen Charakter fast verwischt hatte. Am stärksten und thätigsten wirkte aus innerer Fülle der Sachkenntniß und der Überzeugung Salomon Pleßner in Berlin, ein Privatgelehrter, welchem allerdings lediglich die thalmudische Scholastik zu Gebote stand, aber auch die Energie inne wohnt, dieselbe zu beleben und fruchtbar anzubauen. Seine Reden,[4] wie ungeordnet auch in Ausdruck und Einrichtung, und sein Lehrbuch der Religion,[5] an denselben Mängeln leidend, sind reich an Inhalt und Quellenstudien, und fanden daher bei jüngeren Theologen außerordentlichen Eingang; erstere be-

---

1) Ha-Roeh. Lemberg. 1839—1840.

2) Reggio. Maamar ha Thiglachath. 1830.

3) Atereth Zwi. 1841. und andere Schriften.

4) Mehrere Sammlungen. Siehe unsere Annalen. 1839—1840.

5) Dath Mosche Vihudith, Jüdisch-mosaischer Religionsunterricht u. s. w. 1838.

sonders im Gegensatz zu den vielen Predigten, welche damals zu erscheinen begannen und seit dem in steigendem Maße hervortraten, meist nur wässerigen Sittenlehren oder allgemeine Darlegung der Nothwendigkeit, innere Festigkeit mit äußerem Fortschreiten zu verbinden, enthaltend. Pleßner wurde oft zu einzelnen geistlichen Functionen berufen, neue Synagogen zu weihen, Trauungen zu vollziehen, Confirmationen zu halten, und war somit auch als Geistlicher thätig, ohne eigentlich irgendwo installirt zu sein. Er hat außerdem in vielen Synagogen gepredigt und immer die gelehrtern Rabbinisten für sich eingenommen. Die Wissenschaft sprach jedoch in allen Organen ihren Tadel über die Form, der er nicht Meister werden kann, aus, ohne ihm den phantasiereichen Gebrauch der in ältern jüdischen Quellen vorhandenen homiletischen Stoffe streitig zu machen, worin er eine gewisse Virtuosität erlangt hat, die seinen Schriften Theilnahme sichert. — Ein anderer Vertreter der Reaction von geringerer Allgemeinheit, aber nicht ohne Einfluß auf seine nähere und entferntere Umgebung, — denn sein Vater war noch Rabbiner in Bonn, und bald sein Bruder, — ist der Rabbiner B. H. Auerbach in Darmstadt. Er gab Predigten heraus, später aber auch ein Lehrbuch der Religion[1] (angeblich von 43 Rabbinen approbirt), das zwar keinen Eingang fand, aber ein betrübendes Denkmal des Rückschrittes ist, welches selbst in die bodenlosesten Sümpfe des von verständigen Rabbinen längst aufgegebenen Unsinnes versinkt. Die ernstlichen Schritte, dasselbe in Schulen einzuführen, haben den Widerstand hervorgerufen, welchem es gelang, die Regierung zu überzeugen, daß auf diesem Wege eine bessere religiöse Bildung keineswegs zu erhoffen sei. — Solche Vertheidiger haben dem Rabbinismus selbst unheilbare Wunden geschlagen.

---

1) **Thorath Emeth**, Lehrbuch der israelitischen Religion rc. 1839. Die traurige Beschaffenheit dieses Lehrbuches ist von uns in den Annalen 1839, Nr. 33. 37. 43. beleuchtet worden.

XVIII.

Volksliteratur: Bibel, Predigten, liturgische Musik, deutsche Poesie.

Während dieser Gelehrten-Streitigkeiten, die immer mehr die Theilnahme ansprachen, weil auf sie bei Rabbinerwahlen Rücksicht zu nehmen war, und letztere durch Erledigungen immer dringender wurden, schritten auch die gemeinnützigen Arbeiten zur Belehrung des Volkes um ein Bedeutendes vor. Zunächst hatte sich endlich, nachdem die heil. Schrift für Israeliten[1] fast nur mit einer in hebräischen Lettern beigefügten Übersetzung vorhanden war, das Bedürfniß einer ganz deutschen Übertragung herausgestellt. Dabei war zugleich vieles nach den jüngsten Forschungen zu berichtigen. Merkwürdig genug ging diese Arbeit nicht von Rabbinen aus, sondern von Predigern und Jugendlehrern. Die erste vollständige deutsche Bibel für Israeliten verfaßte Gotthold Salomon.[2] Benutzung guter Vorgänger, Leichtigkeit des Ausdrucks und Innehaltung der Massorah, das sind die vorherrschenden Elemente dieses Werkes, das jedoch der Kritik noch manche Blößen durch Ungleichheit und Mangel an Strenge und Angemessenheit darbietet.[3] Kurz darauf erschien eine andere Bibel-Übersetzung vom Standpunkte der kritischen Schule, jedoch ebenfalls mit stenger Innehaltung des massoretischen Textes, bearbeitet von Arnheim, J. Fürst und M. Sachs[4] und von Zunz redigirt; ein Werk, welches ungeachtet mancher unvermeidlichen Verschiedenheit und sonstigen Mängel, auf der Höhe der Zeit steht, und den Forschern viel Neues und Belehrendes darreicht. Um dieselbe Zeit unternahm Philippson ein in großartigem Style angelegtes Bibelwerk, welches nebst dem Urtext eine neue Übersetzung und einen ausführlichen dogmatischen, exegetischen, historischen, geographischen und naturhistorischen

---

1) Die ält. v. S. Cohen herausgegeb. war bändereich u. sehr ungenau.

2) Deutsche Volks- und Schulbibel für Israeliten. 1837. Darin sind Jes. u. Jer. von Mannheimer in Wien.

3) S. unsere Annalen. 1839. No. 12. ff.

4) Die 24 B. d. h. Schr. nebst einer Zeittafel von Zunz. 1838. 9.

Commentar, verbunden mit vielen Holzschnitten zur Veranschaulichung des Sachlichen, enthält. Die große Verbreitung, welche auch dies Werk gefunden hat, beurkundet einen ungewöhnlich schnellen Fortgang der Theilnahme, selbst in kleinern Gemeinden, für eine bessere und umfassendere Kenntniß der Bibel, welche mehrere Jahrzehnte hindurch fast gänzlich verdrängt war. Auch eine minder ausgedehnte, nur eben für den Handgebrauch eingerichtete deutsch commentirte Bibel, von Herxheimer, Rabbiner in Bernburg, fand sofort eine günstige Aufnahme und sogar Unterstützung abseiten der Regierung. In beiden ist das Gebiet der Wissenschaft nach Kräften benutzt, und den Juden, welche demselben ganz fern standen, zugänglich gemacht worden.

Bücher für Religionsunterricht erschienen immer mehr, eben so Elementarbücher aller Art für das Bedürfniß der jüdischen Schulen, in so fern das Confessionelle eine besondere Behandlung verlangt. Unter den erstern verschafften sich den meisten Beifall Johlson, Büdinger, Kley, Herxheimer, unter den letztern Jacobson in Kempen, Flehinger in Darmstadt (jetzt in Meisenheim). In Hinsicht der Volkslesebücher zeichneten sich aus J. Krämer in Altenmuhr und Sommerfeld in Elbing. — Uebersetzungen der Gebetbücher und neue Gebete erschienen in Menge, von Mannheimer in Wien, Arnheim in Glogau, Jacobson in Kempen, Miro in Breslau, Formstecher in Offenbach, Stein in Burgkundstadt, Mannheim in Cöln, Francolm in Breslau, Mauer in München, H. Engländer in Wien, L. H. Löwenstein in Frankfurt a. M. und vielen andern.

Wichtiger ist der große Fortschritt der Kanzelberedsamkeit. Aus der Kindheit entwickelte sie sich rasch, anfangs mehr nach christlichen Vorbildern, oft breit und flach, endlich immer mehr kraftvoll und nervig, lebendigen Geist athmend und von einem warmen Bewußtsein der Wahrheit des jüdischen Bekenntnisses ausgehend, oft selbst den Schmerz der Synagoge eindringlich ausdrückend, oft die Gemeinden zu kräftiger Ausdauer ermuthigend; überall reine Lehre und edeln Sinn und tüchtige Gesinnung verbreitend. Zu den ausgezeichneten Rednern, welche vorzügliche Predigtsammlungen veröffentlichten, einem J. N. Mannhei-

mer[1] in Wien, Ed. Kley,[2] und Gotthold Salomon, in Hamburg, so wie J. L. Auerbach, in Berlin, von welchem einige treffliche Predigten erschienen sind, — an welche sich Jos. Levin Saalschütz in Königsberg mit besondern Tendenzreden anschließt, und welche alle eigends als Prediger angestellt sind, gesellten sich bald Rabbinen, lange nur stumme Zuhörer oder gar Feinde der deutschen Rede; unter diesen sind vornehmlich von geschichtlicher Bedeutung: Holdheim (in Frankfurt an der Oder und später in Schwerin) dessen Predigten wichtige Fragen der innern Reform und der bürgerlichen Verhältnisse freimüthig behandeln; A. A. Wolff in Copenhagen (1838), in Betreff der biblischen Exegese und Befruchtung der heiligen Schrift besonders glücklich; Abraham Kohn in Hohenems (jetzt in Lemberg) ein trefflicher Volkslehrer, thätig in Bekämpfung der Vorurtheile und Mißbräuche (1834); eben so Herxheimer in Bernburg, mehr für einfache Sittenlehre, L. Philippson in Magdeburg (1842), characteristisch in Ausdruck und Redeschwung. Eine reiche Auswahl sehr tüchtiger Reden von gediegenem, zeitgemäßem Inhalte haben wir von den meisten Rabbinen der Neuzeit, namentlich von Geiger, Stein, Bernhard Wechsler, M. Heß, Sam. Hirsch, Frankfurter, Herzfeld, Grünbaum und vielen andern, so daß dieser Theil der Volksliteratur fast übermäßig angebaut erscheint.

Mit der Einführung der Predigt, welche jetzt fast durchweg zum Bedürfniß aller Gemeinden geworden und bereits durch vielfältige Kritik zu einem gewissen Grade von Wissenschaftlichkeit erhoben ist,[2] hat sich eine würdige Feier der sogenannten Confirmation oder Religionsweihe für Knaben und Mädchen Bahn gebrochen. Lange Zeit, als eine unzulässige und fremdartige Neuerung fern gehalten, ward diese, ehemals nur für Knaben, und höchst unbefriedigend, üblich gewesene Feier endlich in ihrem Werthe erkannt und als wesentlich in vielen Synagogen und Schulen eingeführt. Gesetzlich festgestellt ward sie zuerst in Dänemark (1817), dann (1822) im Hamburger

1) Seine erste Sammlung erschien 1835.

2) Besonders wichtig erscheint uns E. Kley: Predigt-Skizzen oder Beiträge zu einer künftigen Homiletik. Grünb 1844 XII. u. 466. S. 8.

Tempel; später wiederum gesetzlich angeordnet im Großherzogthum Hessen (1835), in Bernburg (1835), in Sachsen (1835). In Preußen noch 1836 und in Baiern 1838 theilweise verboten, ward sie dennoch im Einzelnen ausgeübt, bald aber ohne Widerspruch an vielen Orten öffentlich gefeiert; der Kampf gegen sie war ohnehin vermindert, nachdem selbst conservative Rabbinen sie zulässig fanden, wie namentlich Egers in Braunschweig (1831) und Aub in München. —

Um die wissenschaftliche und praktische Erörterung der Confirmation für Israeliten haben sich Verdienste erworben: Herrheimer in Bernburg [1] und M. Büdinger in Cassel. [2] — Darstellungen von Confirmations-Handlungen und angemessene Reden sind in Menge erschienen, vorzügliche aus dem Hamburger Tempel, aber auch von vielen sonstigen Religionslehrern und einigen Rabbinen.

Unendlich wohlthuend haben diese Volksbelehrungen eingewirkt. So wenige Jahre auch erst seit der allgemeinern Verbreitung derselben verstrichen sind, so ist doch das Bewußtsein kernigter Religionsbegriffe bis in die untersten Stufen des Volkes gedrungen, und der Unterricht der Schule wird erst recht befruchtet durch die erbaulichen Anregungen des Gemüthes. Der Cultus hat dadurch eine höhere Weihe erhalten, und mit dem Streben nach ächter Andacht fand sich ein neues Bedürfniß ein, nämlich das des verständlichen Gebetes und des reinen Gesanges. Befriedigung erhielt dasselbe vorläufig an vielen Orten, theils durch Einführung deutscher Gesänge, theils durch treffliche Synagogen-Musik, worin Hamburg, Wien [3] und München [4] ausgezeichnete Muster gaben, welche nach und nach weiter eingeführt werden.

Diese Reformen haben auch noch weitere Folgen gehabt, indem sie die gemüthliche Seite des Judenthums mehr zur Anschauung brachten. Viel Erbauliches und die Sehnsucht des Herzens Befriedigendes enthalten die ältern litur-

---

1) Gg. Ztschr. I. I. S. 68. 2) Eben Bochan. 1840.

3) Schir Zion oder Cyklus aller bei israel. Gottesdienst vorkommenden Gesänge und Gebete ꝛc. von S. Sulzer. 1840.

4) Vollständiger Jahrgang von Terzett- und Chor-Gesängen. 1839. ff. 3 Hefte.

gischen Stücke, welche zum Theil verdrängt wurden, und noch mehr fand sich in dem Legenden- und Sagenkreise der Vorzeit, welches man ungern verschwinden sah. Einige dichterische Talente halfen diesem durch deutsche Bearbeitungen ab, und es regte sich von Neuem der Trieb, mittelst poetischer Anschauung auf das Volk einzuwirken. Gute Leistungen erschienen auf diesem Gebiete von L. Stein,[1] M. Stern,[2] Abr. Tendlau,[3] L. A. Frankl,[4] M. Veit,[5] M. Letteris,[6] M. Sachs und L. Dukes;[7] und im Wiener Jahrbuche 1843—7.

Bald aber bemächtigte sich auch die selbstständige Poesie der jüdischen Welt und lieferte sehr ansprechende Kunsterzeugnisse, welche zum Theil eine seltene Klassicität ansprechen. Vielseitig wirkte L. Philippson[8] sowohl im Fache der Lyrik als der erzählenden Darstellung; ferner J. Kaufmann, vorzüglich im Darstellen lebender Bilder aus der Gegenwart; Th. Creizenach im Lyrischen, und Moritz Rappoport im erhabenen Epos.[9] Auch A. Horwitz[10] und der Schriftsetzer Joseph Mendelsohn dichteten gemüthlich und anregend.

Während so die Anschauungen des Judenthums bis in seine anziehendsten Einzelheiten ins Leben übergingen, und alle Saiten des Volksbewußtseins in und außer der Synagoge angeschlagen wurden, wozu die Zeitschriften vorzüglich beitrugen, arbeitete die Wissenschaft wie gezeigt worden, weiter, wiewohl sich nur wenige fanden, welche ihr ausdauernd Kraft und Zeit widmeten. Die praktische rasche Einwirkung auf die Menge und die schnelle Verbreitung jedes Gedankens durch die Zeitblätter that wohl augenscheinlich der Wissenschaft einigen Abbruch. Jede Wahrnehmung, jede kleine Entdeckung, früher zunächst zur tiefern Erforschung benutzt und oft zu sehr ernstlichen Studien anleitend, deren Früchte erst der Zeitigung bedurften, ward jetzt sogleich in die Welt gesendet und ver-

1) Stufengesänge. 1834. 2) Hymnen. Wien. 1840.
3) Buch der Sagen und Legenden. 1842. 2te Aufl. 1846.
4) Isr. Jahrb., Wien. 1844—5. 5) Mund'ts Dioscuren. 1837.
6) Sagen a. d. Orient. 1845. 7) Schon oben erwähnt.
8) In s. Zeitung und in der Sammlung Saron. 2 Bde. 1844. Seine Marannen sind in's Russische übersetzt worden.
9) Moses. 1842. 10) Lebenssymptome. 1842.

allgemeinert. Dies hatte indeß auf der andern Seite die Wirkung, einen Wetteifer in nützlichen Auffindungen und Beobachtungen zu erwecken, welcher wiederum manches schöne Material für die Wissenschaft zusammenbrachte. Die seltensten Bücher wurden neu gelesen und verglichen und aus ihnen Geschichte, Chronologie, Literaturkunde bereichert und berichtigt. Niemals ist in so kurzer Zeit so viel im Einzelnen geschehen und mit solcher Tüchtigkeit gesammelt und gesichtet worden.

Aber neben allen diesen zerstreueten Untersuchungen und ergebnißreichen Forschungen sah sich das Bewußtsein auch nicht befriedigt, so lange ihm eine vollständige Entfaltung des Wesens des Judenthums mangelte. Es war jetzt an der Zeit, im Geiste der neuern Philosophie Werke aufzuführen, welche den Inbegriff des Judenthumes zur Anschauung brächten. Treffliche, die wissenschaftliche Sehnsucht noch immer nicht ganz beruhigende, aber jedenfalls ihres Gegenstandes mit Umsicht und Kraft sich bemächtigende Versuche dieser Art, hatten wir zuerst von Steinheim (s. oben), dann von Formstecher;[1] endlich lieferte S. Hirsch[2] ein ausführliches, in vielen Beziehungen sehr gediegenes Werk, welches gänzlich auf dem Höhenpunkte der Zeitphilosophie steht. — Wenn gleich diese Werke keinesweges in das Volksbewußtsein gedrungen sind und selbst durchweg den Rabbinen noch fern stehen, folglich auf die innere Gestaltung der Lehre keinen Einfluß üben konnten, so sind sie doch Zeugnisse des geistigen Fortschritts, der im Einzelnen seinen Ausdruck gefunden hat, und gleichzeitig Vorarbeiten zu andern, mehr ins Leben eingreifenden Umgestaltungen der Ansichten. Schon haben auch in dieser Hinsicht die philosophischen Begriffe unsrer Zeit bei sehr vielen jüdischen Publicisten und hie und da auch bei Rabbinen Wurzel gefaßt, und die flachen Auffassungsweisen der Vorgänger in Schatten gestellt. Dies hat den Zeitschriften, da wo allgemeinere Ansichten und Entwickelungen geschildert werden, oft eine Le-

1) Die Religion des Geistes. 1841.

2) Die Religionsphilosophie der Juden oder das Prinzip der jüd. Religionsanschauung und sein Verhältniß zum Heidenthum, Christenthum und zur absoluten Philosophie. 1842. 884 S.

benswärme und sprachliche Kraft mitgetheilt, welche ihnen neue Theilnahme verschafften, und so dringt allmählich die Anschauungsweise tüchtiger Geister ins Volk hinein, noch ehe dieses die Veränderung der Begriffe erkannt hat. Nicht nur die bereits genannten Männer streueten auf diese Weise ihre Saaten aus, eine große Zahl derer, welche auch auf andern Gebieten, Kenntnisse und praktische Tüchtigkeit entwickelten, versuchten so im Einzelnen dem Judenthume frisches geistiges Leben einzuhauchen und die Trägen aufzurütteln; vorzüglich sind hier noch zu nennen A. Rebenstein (Bernstein), W. Freund,[1] beide auch sonst, ersterer als Ästhetiker, letzterer als Philologe in Achtung stehend. Die Reflexion ward häufig auf einzelne praktische Fragen hingelenkt und so die früher bis auf Geiger, welcher manche literarhistorische Momente in philosophischem Geiste trefflich dargestellt hat, nur allgemein gehaltenen Prinzipien immer mehr zu ihren Folgerungen durchgeführt. Kenntnisse wurden mit dialektischer Schärfe benutzt, um manche neue Anschauung zu beleuchten und die neuen Ansichten brachten wiederum fruchtbare Erörterungen hervor. Anregend wirkte hierbei vor allen in neuester Zeit Samuel Holdheim[2] durch scharfes Einschneiden in die verhärteten Reste früherer Zeiten, oft auch wohl in praktischen Vorschlägen zu weit gehend und deßhalb wieder mit Recht bekämpft.[3] Seine fortschreitenden Leistungen haben vorzüglich zum Gegenstande, das Herkommen überall, wo es das Leben hemmt, zu schwächen und der Tüchtigkeit der Gesinnung und der Erkenntniß ein entschiedenes Übergewicht zu verschaffen, während die Gegner für das Bestehende streiten und diesem allein das wahre Leben, die Möglichkeit einer kräftigen Fortbildung zuschreiben.

Alles dieses blieb bald nicht mehr ein Gelehrten-Streit, denn bereits hatten die Folgen der neuern Bildung

---

1) Beide in Freunds Zeitschrift: Zur Judenfrage in Deutschland, (nur July 1843 bis Juny 1844 erschienen.)

2) Geboren 1804.

3) Ueber die Autonomie der Rabbinen und das Prinzip der jüdischen Ehe. 1843. — Ueber die Beschneidung. 1844. Gegen ihn S. R. Hirsch: Zweite Mittheilungen 2c. 1844 und Z. Frankel in seiner Zeitschrift für relig. Interessen d. Jdth. 1844.

der Rabbinen sich in vielen Beziehungen geltend gemacht. Die größern Gemeinden hatten die Verschiedenheit der Ansichten nicht außer Augen gelassen, und die Hoffnungen auf eine zeitgemäße Leitung der religiösen Angelegenheiten begannen lebhafter zu werden und einer baldigen Erfüllung entgegen zu harren. Der Partheistreit erhob sich wieder mit größerer Kraft und die Entwickelung wurde regsamer vorwärts getrieben. Wir haben deren bedeutendere Pulsirungen zu berichten, die wir unter folgenden Bewegungen wahrnehmen, nämlich der Berufung Geigers zum Rabbinen in Breslau, der Verketzerung des Hamburger Gebetbuches, dem Frankfurter Reformverein und den Rabbinen-Versammlungen, so wie zugleich der bald stärker in den Vordergrund getretenen Berliner Reformgenossenschaft. Wir werden nur dasjenige hier berichten, was aus dem unendlichen Gewirre leidenschaftlicher[1] Äußerungen, Irrungen und Entstellungen, unter welchen diese und andere damit in Beziehung stehende Ereignisse der Tagespresse übergeben wurden, als die reine Thatsache sich herausstellt, die wir ohne Rücksicht auf einwirkende persönliche Antriebe und etwaige unlautere Beweggründe Einzelner, nur von Seiten ihrer historischen Erscheinung betrachten.

XIX.

Geiger's Berufung nach Breslau. Stimmen der Rabbinen über freie Forschung.

Die bisherigen, meist nur literarischen Kämpfe, mußten endlich auch ins Leben übergehen, sobald ein thätiger Rabbiner der neuern Richtung in einer bedeutenden Gemeinde noch kräftige Elemente vorfand, die seiner Wirksamkeit widerstrebten. Sie traten nicht hervor in Würtemberg, wo nur schwache Gemeinden sind und die Gesetze den Gang der Thätigkeiten regeln; noch weniger in Baden, wo die

1) Es ist eine wahre Krankheit der Tagesliteratur, daß sie die Polemik stets aus der Objektivität in die Subjektivität und besonders in Persönlichkeiten hinüberspielt. Ein Zeichen noch mangelnder Stärke! —

Rabbinen selbst es vorzogen, sich nach den Gemeinden zu verhalten und alles der Zeit anheim zu stellen; etwas lebhafter in Baiern, wo aber die Streitigkeiten lediglich äußerliche Änderungen und zum Theil Persönlichkeiten betrafen, so daß sie weder für Baiern noch für das Allgemeine irgend einen geschichtlichen Werth ansprechen, mit Ausnahme der traurigen Erfahrungen, die wir schon angedeutet haben. In Preußen, wo gerade zu dieser Zeit auch in der christlichen Kirche ein Prinzipienstreit die Aufmerksamkeit ernstlich beschäftigte, mußte auch die Rabbinatsangelegenheit, bei der ersten Berücksichtigung der neuen Bewegung, einen Kampf hervorrufen, der einen ausgedehnten Einfluß erwarten ließ, weil endlich die Regierung nicht bei dem System völliger Theilnahmlosigkeit beharren konnte.

Breslau war die Gemeinde, in welcher es zuerst zum Durchbruch kam. Sie war schon lange der Heerd mannigfacher Zwiste gewesen. In der ansehnlichen Zahl ihrer Mitglieder (seit fast zwanzig Jahren zu 5—6000 Seelen angewachsen) finden sich alle Gegensätze, von der bittersten Armuth bis zu sehr bedeutendem Vermögen, von der abstoßenden polnischen Lebensweise und Eigenthümlichkeit bis zur feinsten Weltbildung, von der gröbsten Unwissenheit bis zur Höhe rabbinischer Gelehrsamkeit, vom rohesten Fanatismus bis zur entschiedensten Gleichgiltigkeit. Daher ein Gemisch von Ansichten und Bestrebungen, in Beziehung auf Religion, oft wider einander streitend und sich feindselig berührend. Den Werken der Menschenliebe that dies keinen Eintrag, fast diente es eher, sie zu fördern. Unendlich viele Vereine und Stiftungen suchen, was im Großen nicht wohl zu bewirken wäre, in kleinern Kreisen der Dürftigkeit abzuhelfen, den Kranken Beistand, der Jugend Unterricht und sittliche Leitung zu verschaffen, und überall wird den Anforderungen der Menschheit, ohne Rücksicht auf Farbe, entgegengekommen. Aber die Mehrzahl stand noch unter dem Einflusse alter Gewohnheiten und war außerdem durch die Besorgnisse vor religiösem Abfall gegen alle Neuerungen eingenommen. Die heranwachsende Jugend schmachtete seit langer Zeit vergebens nach Religionsunterricht, der gebildetere Theil der Gemeinde sehnte sich vergebens nach Gottesdienst und Belehrung, alle Gutgesinnten überhaupt nach

würdiger Vertretung des so sehr zerrütteten Religionswesens. Die Verfassung der Gemeinde, welche ihr Vorsteherkollegium wählt, und meistens aus unabhängigen, durch Bildung und Gesinnung das allgemeine Vertrauen besitzenden Männern zusammensetzt, erleichterte endlich die Erfüllung des allgemeinen Wunsches, sobald man nur über dasjenige Prinzip sich einigen konnte, welches hierbei zu Grunde zu legen sei. Der damals fungirende Rabbiner, Tiktin, (lediglich durch seinen Widerspruch gegen Geigers Wahl geschichtlich bekannt) gehörte den früheren Zuständen an, aus welchen er seine Bildung geschöpft und die Art seiner Amtsthätigkeit empfangen hatte und fortführte. Die Versuche, durch seine Mitwirkung die Gemeinde für das Religionswesen zu gewinnen, mußten scheitern, ihm gingen dazu die Fähigkeiten und der Wille ab; [1] er berief sich darauf, daß nicht allein alle Reformen unnöthig und unwirksam, sondern in Preußen sogar unerlaubt seien, und der sonst so sehr selbstständige Rabbinismus suchte Schutz in einem ihm überall verhaßten fremden Zwang.

Allein der Fortschritt der Zeit ließ sich nicht mehr hemmen. Gewichtige Stimmen forderten die Anstellung eines Religions- und Volkslehrers, welcher fähig sei, die gegenwärtigen Ansprüche zu erfüllen, und es erfolgte also von Preußen aus zum ersten Male die Ausschreibung eines erledigten Rabbinates, zu dessen Besetzung nicht mehr thalmudische Gelehrsamkeit und strenge Religiosität allein genügten, sondern auch gründliche wissenschaftliche Bildung und Beredsamkeit zur Bedingung gemacht wurden. [2] Geiger hatte eben, müde der fast zwecklosen Arbeiten im Nassauischen, seine Stellung in Wiesbaden aufgegeben. Die Breslauer beriefen ihn zu dem erledigten Amte eines sogenannten zweiten Rabbiners, hoffend, somit den Bruch der Gemeinde zu heilen. Allein dies fachte die Zwietracht erst recht an. Die Parthei des ältern Rabbinen fühlte mit diesem sehr wohl den Prinzipien-Unterschied, welcher hier nebeneinander gestellt ward, und konnte daher nicht anders, als sich gegen Geigers Wahl

1) Siehe zwei Berichte des Ober-Vorsteher-Collegiums an die Gemeinde. 1842. 4o. Auch zwei Entgegnungen und Repliken.

2) Allgem. Zeitung des Judenth. Nr. 44. Vergl. obige Berichte rc.

auflehnen. Die Art aber, wie sie kämpfte, zeigte, daß sie bereits überwunden war.

Vergeblich griff sie die Rechtmäßigkeit der Wahl an, diese ward von der Regierung anerkannt; vergeblich rief sie den Schutz der königlichen, allen Neuerungen entgegen stehenden Verordnungen an; die Regierung war jetzt ebenfalls über kleinliche Einwendungen hinaus. Aber auch selbst in der endlich sachgemäßern Vorstellung, in welcher sie der Regierung zu verdeutlichen strebte, daß Geiger's System ganz und gar dem rabbinischen Judenthume gegenüber stehe und völlig entgegentrete, verfehlte sie ihres Zweckes, wie sie in der Wahl ihres Sachwalters sich vergriffen hatte.[1] Der Regierung stand über die Religionslehre keine Entscheidung zu, und nur der Nachweis eines schädlichen Einflusses auf die Sitten und das Bürgerthum hätte ihre Aufmerksamkeit ansprechen können. Allein aus dem, was ihr als systematischer Unterschied zwischen dem bisherigen Rabbinismus und dem neueren einleuchtend gemacht werden konnte, gelangte sie nur zu der Einsicht, daß das neuere System weit eher dazu dienen werde, die bürgerlichen Verhältnisse zu bessern, die Sittlichkeit zu begründen, die Bestrebungen zu veredeln und Mißbräuchliches abzuschaffen. Das Wenige, was als unverträglicher Widerstreit gelten durfte, unterwarf sie einer Prüfung, indem sie Geigers Entgegnung einforderte, welche jedes Bedenken beseitigte.[2] Die Regierung wies die Kläger zur Ruhe.

Diese Angelegenheit wäre aber bloß eine örtliche geblieben, wofern sich nicht eine wichtigere Frage daran geknüpft hätte; eine Frage, welche unter mancherlei zeitgemäßen Gestalten schon öfters die Synagoge in Bewegung gebracht hatte, nämlich die, ob ein Rabbiner, dessen Schriftthum eine vom Thalmud abweichende Glaubensweise beurkunde, in

---

1) Es ist historisch merkwürdig, daß die Parthei im Innern sich öfters ihren äußern Gegnern in die Arme wirft, um die andere Parthei zu bekämpfen. Die Breslauer Conservativen wählten einen Joel Jakobi (bald nachher katholisch: Franz Karl J.) bekannt durch seine excentrischen Dichtungen: Klagen eines Juden, 1837, und Harfe und Lyra, 1838, zu ihrem Sachwalter in dieser Sache, und manche Reformer beriefen sich späterhin auf die bittersten Feinde der Emancipation, um ihren Vorschriften Geltung zu verschaffen!

2) Die letzten zwei Jahre, von Geiger. 1840.

der That noch das allgemeine Vertrauen verdiene? Eine eigentliche Verketzerung der Gesinnung ist dem Judenthum fremd, dessen Disciplin, wenn man den Bann so nennen will, gewöhnlich nur die Handlungsweise traf. Allein bei der Schwierigkeit einer gehörigen Gränzscheidung zwischen Lehre und deren Einfluß aufs Leben, wurde immer aus einem Gebiete ins andere gestreift. Geiger erfuhr in dieser Beziehung manche Angriffe von größerer und gerin- geringerer Bedeutung.[1] Der wesentlichere aber bestand in Tiktin's entschlossener Weigerung, mit Geiger gemeinschaftlich in rabbinischen Handlungen zu wirken. Der Conflict der Prinzipien hatte sich hier geradezu verkörpert. Tiktin konnte, wie sehr auch seine Stellung zur Gemeinde eine Anerkennung Geiger's ihm zur Pflicht und zuletzt mindestens rathsam machte, von seinem Standpunkte aus nicht anders handeln, und mußte selbst eine Amtssuspension über sich ergehen lassen, um seinem Prinzip treu zu bleiben. Wie schlecht auch seine Sache vor der öffentlichen Meinung vertreten ward, darin fühlte er richtig, daß die von ihm mit Geiger gemeinsam geübten Formen offenbar zwei verschiedene geistige Inhalte dargeboten haben würden, die sich mit einander nicht vertrügen. Daher konnte er auch eine anfangs ihm zuläßig erschienene Theilung der Gemeinde, bei näherer Betrachtung nicht gutheißen; ein Rabbiner seines Standpunktes durfte nicht einen Fußbreit nachgeben, ohne sein Prinzip aufzuopfern.

Der Streit gewann einen weiteren Boden durch die auf beiden Seiten nach außen angeregte Theilnahme. Tiktin verstärkte sich, um seiner eigenen Gewissenhaftigkeit zu genügen, durch eingeholte Gutachten gleichgesinnter Rabbinen von Posen, Lissa, Beuthen, Lublinitz, Ratibor, Myslowitz, Nicolai, Rybnick, Guttentag, Rosenberg, Landsberg, welche alle ihm beipflichteten, und von denen 9 sogar direkt an das Ober-Vorsteher-Collegium in Breslau sich wendeten. So weit war Tiktin in seinem Rechte; dagegen mischte sich bei ihm und seiner Parthei eine Leidenschaftlichkeit ein,

1) Über die Rabbinerwahl in Breslau. Goldberg. 1839. ist sehr geringhaltig und von Geiger selbst abgefertigt. Etwas würdiger gehalten ist Rabbinerwahl v. Lowositz. 1839. doch nur als augenblickliche Streitschrift nennenswerth.

welche nicht als persönlich angesehen werden darf, sondern das unverkennbare Zeichen des Vorgefühls ist, daß der Kampf keinen glücklichen Ausgang haben würde. Dieselbe Leidenschaftlichkeit trat überall auf Seiten derselben Parthei hervor und trug oft dazu bei, sie gänzlich aufzureiben.

Geiger, einmal regelmäßig eingesetzt, bedurfte einer Verstärkung nicht. Er begann seine Amtsthätigkeit und führte sie, die Jugend, das Volk und die Studirenden, jeden Kreis angemessen belehrend, und das religiöse Leben weckend, durch, ohne sich in den Kampf selbst weiter zu mischen, als daß er nach friedlicher Ausgleichung strebte, während er auch seinerseits eine ihm vorgeschlagene Theilung der Functionen (wie solche in Wien, Prag und anderen Orten stattfand, damit die jüngeren Prediger ohne Widerspruch wirken können) mit Recht standhaft zurückwies, und seine Verhaltungsweise öffentlich rechtfertigte.[1] Diese Schutzschrift sollte zugleich darthun, daß sein System, weit entfernt, den Umsturz des Judenthums zu bezwecken, nur die historisch berechtigte Fortbildung des traditionellen Judenthums sei, welches die zeit- und ortgemäße Auffassung des religiösen Bewußtseins durchaus gestatte, ja gebiete. Geiger's Äußerungen hatten auch noch besonders die Bestimmung, das Volk an einen bisher minder beachteten Begriff zu gewöhnen, nämlich die Scheidung des Rabbiners vom theologischen Forscher. Von jenem habe man strenge Innehaltung der Gesetzlichkeit zu fordern, diesem aber komme volle Freiheit zu.[2]

Allein die Gemeinde-Vorsteher, welche ebenfalls die ganze Wichtigkeit des Kampfes, den Tiktin, wenn auch öfters in einzelnen Entschließungen wankend, öffentlich durchzukämpfen suchte, wohl erkannte, begriff auch die Nothwendigkeit, die Prinzipien selbst vor den Augen der Welt zu rechtfertigen. Hatten sich einmal viele Rabbinen erhoben, um ihren Schritt zu verurtheilen, so war es nicht mehr gleichgiltig, zu wissen, ob das Geiger'sche Prinzip, oder vielmehr dasjenige, welches sie bei dessen Wahl geleitet hatte, bereits größere und stärkere Geltung habe. Eine Er-

1) Ansprache. 1842.

2) Dieser Scheidung der Begriffe widmete Geiger nachmals einen besondern Aufsatz in der Zeitschrift. Th. IV. Seite 321. ff.

örterung über die Möglichkeit eines **Fortschrittes** im **Judenthum** und über die Zuläßigkeit **freier Forschung** bei Übung des Rabbinates war jetzt nicht mehr eine Frage für Breslau allein, sondern für Preußen überhaupt, wo bisher so viele legislative Hemmungen aus der Unkunde der Staatsmänner vom Wesen des Judenthums herrührten, und gerade jetzt eine umfassendere Änderung der Gesetze in Aussicht stand.

Das Ober-Vorsteher-Collegium wandte sich daher an eine sehr ansehnliche Zahl gebildeter und in ihrem Wirkungskreise anerkannter Rabbinen, um deren gutachtliche Äußerungen zu vernehmen.

„Es handele sich darum," also heißt es in einem solchen Anschreiben, „ob überhaupt ein Fortschritt im Judenthume möglich, oder ob strenger Stillstand geboten sei; ob die große Zahl von Glaubensgenossen, welche über Werth und Gültigkeit thalmudischer Satzungen andere Ansichten haben, als frühere Jahrhunderte, auf den Namen Juden Anspruch machen dürfen, oder als **Ungläubige** anzusehen seien; ob die jüdische Theologie eine wissenschaftliche Behandlung, eine freie Forschung vertrage, oder ob die herkömmlichen, mit aller Bildung streitenden Grundsätze nicht angetastet, ja nicht einmal untersucht werden dürfen; und ob ein Mann, welcher eine freie wissenschaftliche jüdisch-theologische Überzeugung gewonnen habe, dieselbe vertrete, und ihr Anerkennung zu verschaffen bestrebt sei, berechtigt sei, das Rabbineramt in einer jüdischen Gemeinde zu versehen, oder von demselben fern gehalten werden müsse."

„**Tiktin** habe diese Fragen mit aller Schärfe betont und mit der vollsten Entschiedenheit die Unstatthaftigkeit eines jeden Fortschrittes, einer jeden, auch der geringsten Abänderung, ausgesprochen und Andere auszusprechen veranlaßt. **Eiger** (in Posen) habe geradezu erklärt, daß ein jeder, welcher in der Auslegung biblischer Gebote irgend vom Thalmud abweiche, als ein von der israelitischen Gesellschaft ausgeschiedener Ungläubiger angesehen und erachtet werden müsse, als glaubwürdiger Zeuge nicht zuläßig sei u. s. w."

Daher ward nun die Aufforderung an alle denkenden Rabbiner gerichtet, sich unumwunden über diese Fragen zu

erklären. Der Erfolg entsprach der Erwartung. Ältere und jüngere Rabbinen,[1] jeder vom andern unabhängig, stimmten gegen die Verfinsterung und für die freie Forschung, und wir halten es für historisch wichtig, sowohl die Urtheile hier anzugeben als auch die Persönlichkeiten zu nennen, denen sie, ihrer verschiedenen Fassung nach, angehören. Es zeigt sich hierin eine sehr bemerkenswerthe Mannigfaltigkeit der Ansichten und dabei dennoch ein gemeinsames Ergebniß, welches das schönste Zeugniß für den Geist, der im Judenthume herrscht, darbietet.

Der hochbejahrte J. A. Friedländer, Oberrabbiner in Brilon (damals 85 Jahre alt), hat das Verdienst, als ein Mann, dessen längere Lebenszeit den Gewohnheiten voriger Jahrhunderte angehört, die Fortschritte des gegenwärtigen erkannt zu haben. (Er hat in seinem Sprengel die Heiligkeit der zweiten Festtage[2] abgestellt.) Er wirft die Schuld der vielen Kämpfe unserer Zeit auf die Starrheit und den Buchstabendienst der zeitherigen Rabbinen. Gegen ihre Ansicht von Tradition erklärt er erstlich, daß Mischnah und Thalmud nicht als göttliche Offenbarungen sich kund geben; zweitens, daß die darin enthaltenen Aussprüche nur subjektive Meinungen, nicht Gesetze mit verbindender Kraft enthalten; drittens daß Geiger, selbst wenn er gegen sie ankämpft, dadurch nicht unfähig sei, das Amt eines Rabbiners zu bekleiden. Man habe übrigens selbst zur Zeit der ältesten Rabbinen sich nicht gescheuet, zeitgemäß zu reformiren, und sogar mosaische Gesetze außer Gebrauch zu setzen.

Stärker noch äußert sich der damals schon 77 Jahr alte Ahron Chorin in Arad, ein, wie oben berichtet worden, von jeher der Reform zugeneigter Rabbiner. Er verlangte Wahrheit und innere Überzeugung, nicht Werkheiligkeit. Forschung sei nothwendig, die Form der Reli-

---

1) Rabbinische Gutachten. 2 Hefte. Breslau. 1842—1843.

2) Schoresch Joseph Brilon. 1834. Vergl. Herxheimer in Geiger's Zeitschrift II. 2. Seite 236—237. Ganz in diesem Geiste bewegt sich eine 1844 in Prag erschienene (schon 1841 verfaßte) Schrift: Materialien zur Geschichte des rabbinischen Kalenders und zum Übergange (soll heißen: des Überganges) aus dem Mosaismus in (den) Rabbinismus. 56 Seit. 8., auf populäre Darlegung der herrschenden Fehler und zugleich Abschaffung der Doppelfeiertage abzielend. Sie fußt auf Quellenstudium, ist jedoch nicht erschöpfend.

gion nicht unabänderlich. Alle mosaischen Gesetze seien von verbindender Kraft nur im Lande Israel, aber auch dort habe das Synedrium große Vollmacht gehabt, Änderungen vorzunehmen. Reformen seien von jeher zugelassen worden, da wo die Verhältnisse sie erforderten. Unter Moses schon habe man die Beschneidung ausgesetzt, unter Salomo den Versöhnungstag; Eliah der Nichtpriester habe an unheiligen Orten geopfert, Hillel eine Aushülfe zur Betreibung der Schulden im Erlaßjahre eingeführt, Gerson unter den Rabbinen des Mittelalters (bl. 1070) die Leviratsehe für unzulässig erklärt, und unzählig viele einzelne Reformen seien geltend gemacht worden, ohne daß jemand eine Religionsverletzung darin erkannt hätte.

Mit Ausführlichkeit verbreitet sich über die Tagesfragen Samuel Holdheim, Oberrabbiner in Meklenburg-Schwerin. Er unterscheidet zwischen wirklicher Tradition und herkömmlichem Menschenwerk. Nur die erstere ist Sache des Glaubens, alles Übrige die der Zeit und der Verhältnisse, jene unterliegt der Forschung zur Ermittelung des wahren Glaubens, dieses kann immer umgestaltet werden. Eine Unfähigkeit zum Zeugniß-ablegen [1] darf nur dem zugeschrieben werden, welcher sich gegen alle Religion erklärt. So wie die ehemaligen Rabbinen sich für ermächtigt hielten, weiter zu forschen, so ist dies auch ein Recht der späteren. Demnach muß erstlich jeder Rabbiner sich die wissenschaftliche Prüfung alles dessen, was in die jüdische Theologie einschlägt, zur Pflicht machen, ohne darum in amtlicher Beziehung die Praxis nach seiner Ansicht umzuändern; zweitens ist die Zulässigkeit nöthiger Änderungen im Herkommen begründet, also auch ferner nicht zu bestreiten; drittens gelten Gesetze überhaupt nur nach Maßgabe ihres Zweckes, und fallen, sobald dieser durch sie nicht mehr erreicht wird, von selbst. Jedenfalls habe Geiger die Tradition nicht geleugnet,

1) Dies ist gegen Eiger gerichtet. Thalmudisch ist in Betreff des Zeugnisses jeder zu verwerfen, der die geringste Ceremonie unterläßt, ja sogar der nicht vorher rabbinische Zeugnisse beibringt, daß er alles pünktlich beobachtet. Allein die Rabbinen selbst wissen sehr wohl, daß dergleichen Härten theoretischer Consequenz aus frühern Jahrhunderten keine praktische Folge haben dürfen, und schwerlich hat wohl ein R. von Ansehen sich auf solche Aussprüche berufen, um sie in Gerichtssachen geltend zu machen.

sondern folge vielmehr deren geschichtlicher Entwickelung; er habe auch, selbst im Sinne der preußischen Gesetze, keine Neuerungen unternommen.

In ähnlichem Sinne äußert sich Bernhard Wechsler Rabbiner in Oldenburg. Stillstand sei überhaupt nirgend, und die Geschichte der Juden bezeuge dies zur Genüge. Ja Tiktin selbst habe manche Aenderungen für nothwendig erkannt. In gegenwärtiger Zeit das Recht zum Reformiren leugnen zu wollen, würde nur Unheil bringen und die Intelligenz völlig aus dem Judenthume ausscheiden. Theologie sei Wissenschaft und fordere freie Forschung.

Sehr umsichtig bespricht die Verhältnisse Abraham Kohn, Rabbiner in Hohenems (jetzt in Lemberg). Die Klagen über Verfall der Religion seien sehr übertrieben, dagegen zeugen die vielen neu erbaueten Synagogen und die allgemein sich verbreitenden Verbesserungen des Cultus. Indifferentismus und Materialismus seien die Frucht des starren Rabbinismus, welcher statt die Religion zu beleben, nur protestire und in Unthätigkeit beharre, während die bloße Einführung bessern Gesanges und der Confirmationen schon segensreiche Ergebnisse hervorgebracht habe. Was die Zeit gebieterisch fordere, sei nicht als Willkür zu betrachten, wie ja selbst im Thalmud keine volle Einheit herrsche, und vieles darin, als der Zeitansicht nicht zusagend, von den orthodoxen Rabbinen verworfen werde. Die Befürchtung einreißender Sektirerei sei völlig unbegründet. Fortschritte werden gegenwärtig Bedürfniß im Cultus, manche Modification des Bestehenden sei nicht nur zulässig, sondern unterliege dem Einfluß der Lebensverhältnisse, jeder Rückschritt sei nur schädlich. Der Thalmud müsse als Quelle der Theologie beibehalten werden, nicht aber als Gesetz.

Aus anderm Gesichtspunkte betrachtet Herxheimer, Landesrabbiner in Bernburg, den Breslauer Streit, indem er mit Geiger den Rabbiner vom Schriftsteller unterscheidet, und letzterem das Recht zuerkennt, frei zu prüfen, während ersterer pünktlich den Pflichten seines Amtes nachkommt. Es stehe dem Rabbinismus nicht zu, über den größten Theil der Gemeinde, welcher einem andern religiösen Bewußtsein folge, den Stab zu brechen.

David Einhorn, Rabbiner in Birkenfeld, theilt die

Frage in drei Stücke: 1) ob eine Abweichung vom Thalmud überhaupt einen Rabbiner zum Amte unfähig mache? 2) Ob zur Ausübung rabbinischer Functionen, und 3) ob Geiger's Verhalten sich mit der Stellung eines Geistlichen vertrage? Diese Fragen erledigen sich durch die Bemerkung, daß selbst im Thalmud nur dasjenige als ächt betrachtet werden darf, was als unbestrittene Tradition und erwiesenermaßen unbestreitbare Interpretation der heiligen Schrift angegeben ist. Nur die praktische Durchführung subjectiver und unmotivirter Ansicht ist eine nicht zu billigende Abweichung. Der Thalmud ist weder unfehlbar, noch durch irgend eine Urkunde oder einen Vertrag als Gesetz angenommen. Selbst eine Abweichung von der herkömmlichen Ausübung des Ceremonialgesetzes, würde einen Rabbinen nicht zu seinem Amte unfähig machen, sobald solche ein Erzeugniß wissenschaftlicher Forschung ist, wie dies vortrefflich entwickelt wird. Demnach wird bei Ausübung des Amtes wie der Functionen nur die überall nöthige Gewissenhaftigkeit erfordert, und Geigers Verhalten zeige nicht nur letztere, sondern sei überhaupt sogar rühmenswerth.

M. Heß, Landesrabbiner in St. Lengsfeld (Weimar), bekanntlich an der äußersten Spitze der Reform stehend, vertheidigt diese durch die Nothwendigkeit der Fortbildung der Tradition, die er als zeitgemäße Durchdringung des Gesetzes erklärt, wobei nicht blos von jeher den Religionsbehörden legislative Vollmacht innewohnte, sondern selbst dem Volke eine Stimme zustehen müsse. Der Rabbinismus zerfalle durch innere Widersprüche.

Gutmann in Redwitz (Baiern), in den Grundzügen mit Einhorn übereinstimmend, findet den Begriff Tradition im Rabbinismus viel zu weit ausgedehnt, wie man denn die frühern 613 Gesetze bis zu der ungeheuern Zahl von 13,602 (nach Reggio's Zählung) zersplittert habe. Er findet Geigers Thätigkeit, gegenüber der Trägheit der Rabbinen, nur anerkennenswerth und jeden Kampf gegen die wissenschaftliche Forschung verwerflich.

Wassermann in Mühringen (Würtemberg) verwirft den Maßstab des Rabbinismus, nach welchem kaum noch ein orthodoxer Jude vorhanden wäre. Das Judenthum

bestehe im Monotheismus, die Gesetze seien nur zu dessen Erhaltung. Die spätern Häufungen der Satzungen haben alle nur denselben Zweck gehabt. Freie Forschung darüber stehen jedem zu. Nur das öffentliche Leben des Rabbinen, nicht sein literarisches Wirken unterliege dem Urtheile der Gemeinde. Von jeher haben die alten Lehrer oft die wesentlichsten Lehren angegriffen, ohne darum verketzert zu werden. Gegen Geiger liege kein solcher Grund zu einer Erörterung vor.

Hirsch Fassel in Proßnitz (Mähren) gab[1] ein sehr ausführliches Gutachten vom Standpunkte der strengsten Orthodoxie aus, welche dem Thalmud gleiches Ansehen mit der Bibel zuschreibt und fast auf gleiche Weise wie Tiktin und Eiger jede Verletzung einer Satzung stark gerügt wissen will, kommt aber doch auf das Ergebniß, daß jede Verfolgung verdammlich sei, und insbesondere beantwortet er die Hauptfragen dahin, 1) daß den Religions-Behörden jederzeit gewisse Änderungen zustehen, ein Fortschritt also immer zuläßig sei; 2) daß Niemand befugt sei, Juden aus der Gemeinde auszustoßen; 3) daß die jüdische Theologie freie Forschung nicht nur gestatte, sondern erheische; 4) daß die Erklärung der Unfähigkeit zum Rabbinen auf den Grund einer aus freier Forschung gewonnenen Ueberzeugung von sehr bedenklicher Natur sei, und nur wenn jemand einen Grundsatz des Judenthums in Abrede stelle, oder die Satzungen im Leben überträte, sich allenfalls rechtfertigen ließe; immerhin aber jede Absetzung oder Suspension sich nur auf höchst wichtige Gründe stützen könne.

Der Rabbiner Lewy in Gießen, (früher als Mitarbeiter der Zeitschrift genannt,) obgleich sich mit den Ansichten Geigers jetzt nicht einverstanden erklärend, findet dennoch die freie Forschung, schon um den Thalmud selbst zu sichten, für nothwendig, auch zeitgemäße Aenderungen für unbedenklich.

Enger an die Ansichten Geiger's schließt sich, wie schon früher, Aub, Rabbiner in Baireuth. Der größte Theil des Thalmuds ist nach ihm nur Menschenwerk, wie dies auch manche astrologische und der Sittlichkeit nicht zuträg-

---

1) Orient. 1843. Nr. 5–9.

liche Stellen beweisen. Die Interpretation der heiligen Schrift darin ist nur schwankend, und viele Satzungen sind blos exegetische Meinungen. Zum Gesetze ist der Thalmud niemals erhoben wurden; er ist nur ein Agglomerat historischer Thatsachen. Viele Satzungen desselben sind ohnehin schon lange aufgehoben.

In demselben Sinne begutachtet auch Joseph Kahn, Oberrabbiner in Trier, die Thalmudfrage. Er findet alle Angriffe des Rabbinismus auf den Grund des Thalmuds gegen diejenigen, welche denselben nicht anerkennen, völlig grundlos. Das Amt der Rabbinen sei nur Handhabung vorgeschriebener Gesetze und Formen, wozu ein Glauben an deren Nothwendigkeit nicht unbedingt erforderlich sei. Der Thalmud selbst lasse abweichende Meinungen zu, und spreche an vielen Stellen gegen jede Verketzerung.

Der Kirchenrath Rabbiner Maier in Stuttgart unterwirft das Verfahren des Vorstandes gegen Tiktin einer kirchenrechtlichen Untersuchung und billigt dasselbe keineswegs. Aber auch alles, was gegen Geiger vorgebracht wird, findet er nicht geeignet, um seine Amtsverwaltung zu verdächtigen. Im Wesentlichen stimmt er mit den Vorgängern überein.

Adler, Rabbiner in Kissingen, erklärt sich ebenfalls für freie Forschung, wiewohl diese ihre Gränzen habe, indem zu manchen Formen nicht nur äußeres Thun, sondern auch Überzeugung bedingt werde. Abänderungen seien selbst nach dem Rabbinismus unter Umständen gestattet. Diese Umstände werden in 9 Rubriken gebracht.

Weit kräftiger spricht sich Leopold Stein, Rabbiner in Burgkundstadt (jetzt in Frankfurt am Main), im Sinne der Reform aus, indem es dringend nothwendig sei, den Anforderungen der Zeit zu entsprechen, und jede Werkheiligkeit abzustellen.

In ähnlichem Sinne erklärt E. Grünbaum, Rabbiner in Landau, sich für die Reform, die von jeher sich geltend gemacht habe, wie schon aus dem Wachsthum der Satzungen erhelle. Die Religionsbehörden haben stets Autorität zur mündlichen Durchführung des Gesetzes gehabt, und Mischnah und Thalmud seien selbst nur historische Fortbildungen, ohne Anspruch auf Göttlichkeit. Das Juden=

thum bestehe nur in den drei Glaubensartikeln, Einheit Gottes, Vorsehung und Offenbarung; alles übrige gehöre der Wissenschaft an.

Wir haben hier die wichtigsten Äußerungen dieser merkwürdigen Gutachtensammlung in der Kürze zusammengestellt. Sie begründen alle mit gehörigen Nachweisen und mit ruhiger Umsicht ihre Erklärungen, so daß dieses Zusammentreffen so vieler Rabbinen in einen Hauptgedanken, welcher zwar stets in Israel gelebt, nie aber sich so energisch gegen jede Verfinsterung ausgesprochen hat, eine historische Thatsache von höchster Bedeutsamkeit genannt werden muß. Sie war augenscheinlich der Ertrag der kurz vorher durchgekämpften literarischen Fehden, in welchen die meisten der genannten Männer thätig gewesen waren, und welchen sie eine immer klarere Vorstellung von dem eigentlichen Berufe des Rabbinen verdankten. Ihr Einfluß auf die Gesetzgebung in Cultusangelegenheiten ist ihr gesichert; aber auch im Innern hat sich durch diese Gutachten der Weg zu Verbesserungen gleichsam von selbst gebahnt. Was dem Einzelnen bisher schwer geworden, hat nun seinen Haltpunkt an der offenen Darlegung so vieler wichtigen, von einander unabhängigen und sich gegenseitig unterstützenden Stimmen gewonnen.

Der Zufall war der fernen Entwickelung der Breslauer Streitigkeiten günstig. Tiktin starb im März 1843.

Zwar erhob jetzt dessen Parthei das Haupt um so stärker, als kurz vorher eine Ministerial-Entscheidung die über ihn verhängte Suspension für nichtig erklärt hatte, und als überhaupt die religiöse Richtung des Ministeriums einen Sieg des conservativen Elementes hoffen ließ. Da der Vorstand in seinem ruhigen Gange beharrte, und es schon bemerkbar ward, daß Geiger nunmehr zum ersten Rabbiner ernannt werden dürfte, so zog sich die ganze widerstrebende, sehr zahlreiche Parthei aus dem Gemeinde-Verbande zurück, versagte die Beiträge und beschloß, eine besondere Gemeinde zu bilden. Dies erzeugte Verlegenheiten, zumal die Gesetze dem Ober-Vorsteher-Collegium keine Berechtigung zur gewaltsamen Eintreibung der Beiträge zugestehen, und die Regierung sich jeder Einmischung enthalten zu wollen erklärte. Doch ward endlich so viel beim

Ministerium durchgesetzt, daß dieses sich entschloß, die Wirren kommissarisch beilegen zu lassen. Der Streit ward in öffentlichen Blättern auf höchst unerquickliche Weise fortgeführt. Endlich ward am 26. October 1841 die Sache vom Ministerium dahin entschieden, daß Geiger als erster Rabbiner anzuerkennen, ein zweiter sofort zu erwählen sei, und die Gemeinde ohne Spaltung in ihrer Ganzheit fortbestehen müsse. Eine Protestation der Anhänger Tiktin's, welche dessen Sohn als ihren Rabbiner anerkannten, und nun noch immer für ihren Candidaten kämpfen, und selbst die ministerielle Entscheidung nicht anerkennen, war ohne Erfolg geblieben; aber auch die bisherigen Versuche, einen geeigneten Mann an Geiger's Seite zu setzen, hatten zu keinem Ergebniß geführt. Schon im Februar 1845 ward Fassel gewählt. Doch fand dieser sich endlich bewogen, nicht darauf einzugehen.

Für's Erste hat denn der Streit hierin die wohlthätige Wirkung gehabt, die Regierung zu einer Sinnesänderung zu bewegen, welche fernerhin den israelitischen Gemeinden das Vertrauen einflößt, nicht mehr auf sich selbst angewiesen zu sein und ein Opfer innerer Zerrüttungen zu werden. Dem Gemeinde-Vorstande ward bei dieser Gelegenheit zugleich das Recht zugestanden, in Gemeinschaft mit dem Rabbiner zweckdienliche Veränderungen im Cultus vorzunehmen, indem die Regierung jede Competenz in Beurtheilung sogenannter Neuerungen ablehnte.

Der zwanzigjährige Druck, welcher alle Bewegung erschwert hatte, ward dadurch hinweg genommen, und es datirt sich von dieser Zeit an ein neuer geschichtlicher Gang des Cultus der Juden in Preußen. In Breslau selbst sind seitdem bereits Versuche gemacht worden, die, obwohl noch im Rabbinismus wurzelnd, doch schon von dessen Bildsamkeit Zeugniß geben. Aber es hat die Aufhebung des äußern Zwanges endlich auch den anti-rabbinischen Theil der Gemeinde ermuntert, in's Leben einzutreten und seine Ansichten offen darzulegen.

Mittlerweile ist aber auch die Tiktin'sche Parthei, wie wir so eben vernehmen, nicht durch einen Eingriff von oben herab, gestört worden, und es scheint eine Theilung der Gemeinde in religiöser Beziehung bevorzustehen. Die Folgen davon werden für die Geschichte lehrreich werden.

XX.

Das Berliner Rabbinat. Kurzer Hinblick auf andere preußische Rabbinate und Cultur-Verhältnisse.

Ob die Streitigkeiten der Breslauer Gemeinde gradezu auf Berlin eingewirkt haben, möchte weder verneint, noch bejaht werden; einiger Einfluß ist nicht zu verkennen. Die Berliner Gemeinde war schon länger denn zwei Jahrzehnte hindurch kein eigentliches Gemeinwesen mehr, und bestand als solches nur in Betreff der Verwaltung der Beiträge und der bestehenden Anstalten für Unterricht, Armen- und Krankenpflege. Der Cultus, trotz einer Erbauung in der Schule, war gänzlich verfallen, die Verbote gegen Neuerung, abseiten der ältern Parthei, noch im Jahre 1839 selbst in Hinsicht einer unbedeutenden Form des Vorsängerkleides, unter dem Beistande der Behörden, in Anspruch genommen; kein anerkannter Religionslehrer, keine Übereinstimmung in den wesentlichsten Formen des Religionswesens; eine unbeschreibliche Willkür in der Wahl der Personen für Trauungsreden, Religionsweihe der Jugend. Der Vorstand der Gemeinde, fast nur der neuern Richtung angehörend, empfand das Bedürfniß eines Rabbiners, aber minder für die Gesammtheit und die Gesinnung, die in seiner Mitte herrschte, als vielmehr für die gegenüberstehende Parthei, welche dessen nicht entbehren zu können schien. Man schwankte lange Zeit, nicht wegen der Schwierigkeit, tüchtige Männer zu finden, sondern weil man diese eher fürchtete, mehr eine Vermittelung erstrebte, und lediglich nach innen das conservative Element zu befriedigen und doch nach außen einen glänzenden Vertreter zu haben wünschte. Sogar nach Polen[1] richtete der Vorstand einige Zeit die Blicke, und schreckte nicht die Äußerlichkeit zurück, man hätte von dorther irgend einen bedeutenden Namen berufen. Die bei-

1) Dies wird im Orient 1840, Seite 199., in Abrede gestellt, ist aber dennoch die reine Wahrheit. Wir selbst haben darüber eine halb-offizielle Anfrage erhalten. — Vergl. auch Wiener Israelitische Jahrbücher. 5605. Seite 121.

den Elemente, conservativer Rabbinismus und europäische Wissenschaft vertragen sich nur in sehr starken Charakteren, welche mit festem Willen beide zusammenhalten. Eine solche Kraft schien der fortschreitenden Parthei bedenklich, zumal bei der religiösen Richtung des preußischen Ministeriums. Die Berliner Gemeindeglieder kümmerten sich wenig um Mangel einer obern Leitung. Die Wissenschaft nahm zu, die äußere Bildung steht schon lange ganz auf der Höhe der Zeit, Männer und Frauen von edlem Willen und lebendiger Thatkraft wirken auf die achtungswertheste Weise für mildthätige Stiftungen, Anstalten und Armenunterstützung, und die moralische und gesellige Stellung der Berliner Juden ist der vollste Beweis von der Trefflichkeit der Gesetze von 1812, welche ihnen eine freie Entwickelung gewährten. Man hat selbst den Stand der Armen durch Anstalten für deren Beschäftigung (seit 1837) und bürgerliche Ausbildung, wie durch Waisenhäuser, von Privatvereinen errichtet, wesentlich verbessert. Berühmt sind in dieser Hinsicht die durch des Lehrers Baruch Auerbach unermüdliche Hingebung errichteten zwei Waisenanstalten und die Mendelssohn'sche Stiftung, beide noch nicht drei Lustren in Thätigkeit und doch schon zu großer Kraft gediehen.[1] Man hat der Kunst und Wissenschaft, welche abseiten des Staates keine Aufmunterung findet, und erst, wenn sehr ausgezeichnete Leistungen allgemeine Anerkennung gewonnen haben, beachtet oder belohnt worden, (wie Meyerbeer, Rieß, Liepmann 2c. beweisen) durch Privatvereine und Stiftungen aufzuhelfen gesucht. In letzterer Hinsicht geschah mehr als zu erwarten war. Die bildende Kunst wird gefördert durch eine Stiftung des im Jahre 1833 verstorbenen Dichters Michael Beer; die höhere Cultur überhaupt durch den im Jahre 1840 errichteten Cultur-Verein,[2] welcher sich es zur Aufgabe macht, literarische und künstlerische Leistungen der Juden, in so fern sie nicht durch allgemeine Theilnahme Belohnung und Aufmunterung erhoffen dürfen, zu unterstützen, und durch das in demselben Jahre dort errichtete Seminar,[3] zu welchem Beiträge von außerhalb erwartet

1) Siehe die öffentlichen Berichte.
2) Statuten 1840, die Tendenz desselben erweitert 1844.
3) Das Berliner Seminar. 1840.

wurden, dessen Bestand aber durch Stiftungen und Gemeindezuschüsse gesichert ist. Aber in Betreff der Gesammtheit fehlte der geistige Mittelpunkt, und er ward nur von einem kleinen Theile der Gemeinde wahrhaft vermißt; die ausgezeichnet tüchtigen und für die wenigen Gelehrten wichtigen Vorlesungen des Dr. Zunz über jüdische Literatur dienten nur dazu, die Unkunde fühlbar zu machen. Nicht einmal Partheien fanden sich zusammen, so sehr schien alle Einheit aufgelöst.[1] Dessen ungeachtet erkannte jeder Denkende die Nothwendigkeit einer Vertretung der Religionsgemeinde, und die Anwesenheit Geiger's, während die Breslauer Wahl ihre Bestätigung erwartete, trug, wie zur Errichtung des Cultur-Vereins, so überhaupt wohl dazu bei, die Erwählung eines würdigen Geistlichen auch für Berlin zu einer Tagesfrage zu erheben. Die Zeitschriften beschäftigten sich vielfach mit dieser für die Zukunft der Berliner Gemeinde höchst wichtigen Angelegenheit.

Sie gewann an Bedeutsamkeit durch die kundgewordene Absicht der Regierung, das jüdische Cultuswesen zu regeln, worauf aller Wahrscheinlichkeit nach das Berliner Rabbinat, wenn es gehörig vertreten ward, einigen Einfluß gewinnen mußte. Bei dieser Absicht ging die Gesetzgebung freilich einen weiten Umweg und verfehlte auch des Zieles fast gänzlich. Die Regierung, um sich über den kirchlichen Zustand der sämmtlichen Gemeinden Aufschluß zu verschaffen, erließ 1841 an alle Gemeinden des Landes eine Menge Fragen, theils über statistische, theils über andere Einrichtungen des Gemeinwesens, Rabbinates und Religionsunterrichtes. Die Anfragen wurden in mannigfach verschiedener Fassung den Gemeinden eröffnet, und sämmtliche Beantwortungen dienten lediglich dazu, den trostlosesten Zustand der Verhältnisse herauszustellen, und die Regierung zu überzeugen, daß eine gesetzliche Verfassung dringend Noth thue.[2] Mehrere der Antworten drücken dies noch besonders aus, Vorschläge zu einer künftigen Gesetzgebung hinzufügend.[3] Die Berliner Ältesten reichten damals beim Ministerium einen ausführ-

---

1) Sehr richtig schildert Stern die Verhältnisse in Freund's: Zur Judenfrage. 1844. Seite 420. ff.

2) Freund: Zur Judenfrage. 1843. Seite 203—212. 283—312.

3) Aehnlich unsern Vorschlägen in den Legislativen Fragen. 1842.

lichen Gesetzentwurf, das Synagogen- und Religions-Unterrichtswesen der Juden in Preußen betreffend, ein,[1] welcher mehr das Gemeinwesen als das Rabbinat im Auge gehabt hat, daher auch von dieser Seite her manche Beleuchtung erfuhr.[2] Auch Philippson veröffentlichte, (nachdem er selbst beim Ministerium einige Vorschläge eingegeben hatte) einen Entwurf über ein zu bildendes Consistorium[3] für die Juden im preußischen Staate. Diese und andere Vorarbeiten[4] lagen vor, ohne einen Erfolg zu haben, als eine Cabinetsordre unterm 25. Mai 1842 den Berliner Aeltesten befahl, zur Wahl eines Rabbiners zu schreiten, wodurch die eine lange Reihe von Jahren hindurch erledigt gewesene Stelle eines Oberlandesrabbiners wieder besetzt werden sollte.

Diese Angelegenheit erregte ernste Aufmerksamkeit und die öffentliche Stimme bekundete wachsende Theilnahme. Man wählte Z. Frankel, Oberrabbiner in Dresden, einen Mann, der Gelehrsamkeit und praktische Tüchtigkeit längst zur Genüge dargethan hatte, und erwartete nur noch dessen Zustimmung. Diese Wahl durfte, ungeachtet gegnerischer Versuche, sie als ungeeignet zu bezeichnen,[5] eine glückliche genannt werden. Frankel nahm sie nach mannigfachen Bedenklichkeiten, endlich an. Aber daneben erhoben sich in ihm neue Bedenken von größerem Gewichte, und das Hervortreten derselben, so wie die Art, wie solche sich kund gaben, muß als ein charakteristisches Merkmal der fortgeschrittenen Zeit betrachtet werden.

Als Mann von bestimmter Gesinnung, frei von dem Streben nach glänzender Stellung und reicher Pfründe, sah Frankel in dem ihm angetragenen Rabbinate zu Berlin lediglich die Bedeutsamkeit des Wirkungskreises sowohl für Berlin als für alle Gemeinden Preußens. Diesen ganz ausfüllen zu können, war sein Wunsch, aber er erkannte sehr wohl, daß der Wille des Beamten und die Vollmacht der

---

1) Freund's: Zur Judenfrage. 1844. Seite 137. ff.

2) Frankel's Zeitschrift. 1844. Septemberheft.

3) Allgemeine Zeitung des Judenthums. 1842. 21.

4) Die Cultus-Ordnung der Juden in Preußen, vorgeschlagen ꝛc. von J. M. Fränkel. 1842. 8.

5) Vergleiche hierüber Orient. 1843. Seite 11.

Gemeinde hierzu nicht genüge, wofern die Gesetzgebung des Staates jede Kraftentwickelung innerhalb der Synagoge behindere; und doch war dies der Fall, so lange den Juden nur die Stellung von Privatvereinen gestattet war, und stand noch mehr zu befürchten, wenn die beabsichtigte Corporationseinrichtung in's Leben treten sollte. Ein geistlicher Beamter in Preußen ohne Anerkennung abseiten des Staates war ihm ein bloßer Beamter einer Gesellschaft, nur deren Willen und wechselnde Verhältnisse, nicht aber die Würde seines Amtes vertretend. Eine solche Stellung erschien ihm, nach der, welche er verlassen sollte, wenig gedeihlichen Erfolg zu versprechen. Er hielt es daher für Pflicht, diese seine Besorgnisse dem preußischen Ministerium offen darzulegen, bevor die erwartete Bestätigung und die Naturalisation erfolge. Ohne Furcht vor Mißdeutung schrieb er unterm 6. Februar 1843 [1] an den Cultminister Eichhorn, um zunächst sich dahin zu erklären, daß er sich nicht berufen fühle, die Stelle eines Oberrabbiners in Berlin anzunehmen, falls es sich nicht bestätigte, daß die Gesetzgebung den Gedanken, die Juden als Corporationen abzusondern, wieder beseitigt hätte, indem er unter dem Einflusse einer solchen Verfassung mit Zufriedenheit zu wirken nicht hoffen könne. Ebenso erklärte er unumwunden, daß eine Anerkennung des Rabbinen von Seiten des Staates ihm dringend nothwendig erscheine, wenn er sich zu diesem Amte in Berlin entschließen sollte. Endlich verlangte er unbedingte Freiheit, gegen die Andringlichkeit des Missionswesens, das unter den Juden allen Frieden der Familien störe und der wahren Religiosität auf verderbliche Weise widerstrebe, mit aller Kraft seines Berufes wirken zu dürfen. — Dies Schreiben, welches in die Öffentlichkeit trat, erregte allgemeines Aufsehen, und man war darauf gespannt, ob nach solchen Aeußerungen die Bestätigung erfolgen würde. Der Minister erkannte die Ehrenhaftigkeit der ihm vorgelegten Ansichten, erwiderte dem Oberrabbiner Frankel, er werde in Berlin Gelegenheit finden, seine Talente und Kräfte zum Besten seiner Glaubensgenossen zu verwenden und dabei sich jedes Vorschubs von Seiten der Regierung zu erfreuen

---

1) Orient. 1843. Seite 180.

haben. Die Berliner Gemeinde erhielt zugleich die Weisung, ihn zur Nachsuchung seiner Naturalisation zu veranlassen und seinen Amtsantritt zu beschleunigen. Allein Frankel fand hierin nicht die Beruhigung, welche zur Uebernehmung des Oberrabbinats in Berlin unerläßlich erschien, und er lehnte nunmehr den ganzen Antrag ab.

Die Berliner Gemeinde war hiedurch von neuem in Verlegenheit,[1] sie hatte keinen Candidaten, welcher so wie Frankel den verschiedenen Schattirungen zugesagt hätte. Sie half sich dadurch, daß sie das Vorhaben, einen Oberrabbiner anzustellen, ungeachtet der von der Regierung ausgegangenen Anordnung aufgab, und begnügte sich mit Ansetzung eines Predigers, in der Eigenschaft eines dritten Rabbinats-Assessors, wozu sie den als Literaten und Redner in Achtung stehenden, streng conservativen, M. Sachs aus Prag berief. Dies geschah in der Mitte des Jahres 1844, welches denn auch für Berlin einen Abschluß der Rabbinatswirren bildete. Bleibt die Gemeinde nun auch unter der Leitung dreier Beisitzer ohne Oberhaupt, so hat sie doch endlich durch alle die Kämpfe so viel gewonnen, daß sie von einem zum Predigen berufenen Manne deutsche Predigten vernehmen darf, und manche Verbesserung nunmehr ohne Widerspruch eintreten konnte, welches jedoch dem Cultus noch bisher nicht die gewünschte Weihe verschafft hat. Dagegen entwickelte sich aus dieser Anstellung eines streng conservativen Predigers eine raschere Verstärkung derjenigen Parthei, welche in Berlin schon lange nach entschiedenen Reformen sich sehnte, und die nun ein bestimmteres Organ fand, wie wir nachher darthun werden.

Ueber das Großherzogthum Posen ist wenig zu berichten. In der bedeutenden Gemeinde der Stadt Posen fanden sich zwar alle Entwickelungselemente, wie in den größern Gemeinden vor, als der, wegen seiner thalmudischen Kenntnisse sowohl als seines überaus trefflichen Charakters berühmte Rabbiner Akiba Eiger (auch Eger geschrieben) im Jahre 1837 verstarb. Der Sohn desselben

---

1) Die Berliner Rabbinatsfrage, besprochen von einer Stimme außerhalb der Gemeinde. Berlin, 1844.

machte, einem an vielen Orten Polens herkömmlichen Gebrauche gemäß, auf den Eintritt in des Vaters Stelle Anspruch. Da er ganz in dem Geist desselben herangebildet ist, so erhoben sich viele Stimmen gegen diese Fortpflanzung des Rabbinismus im Widerspruche mit der Zeit. Allein das Herkommen behielt die Oberhand, und so ist Posen in Betreff der rabbinischen Leitung nicht von der Stelle gerückt. Andere Orte des Herzogthums haben jedoch Rabbiner von europäischer Bildung gewählt, unter denen Hirschfeld in Wollstein (1841) auch literarischen Ruf sich erworben hat, auch Gebhardt in Wreschen (1842) und J. Fränkel in Märkisch-Friedland und andere der neuern Cultur angehören.

Inzwischen ist die Gesammtcultur gefördert worden, die Schulen stehen zwar nicht auf hoher Stufe und sind fast nur Armenanstalten; viele unabhängige Familien haben sich nach der Hauptstadt des Königreichs gezogen; doch schreitet die Bildung durch den Besuch öffentlicher Anstalten vor, und jüngere Gelehrte, die in Berlin ihre Studien machen, verbreiten mindestens eine lebhaftere Theilnahme für jüdische Angelegenheiten, und die Zeitschriften erhalten diese in Regsamkeit. — Eiger und sein Schwiegersohn Hirschfeld übernahmen sogar im Jahr 1843 eine Mission, welche zum Zweck hatte, den Juden Rußlands, welche ihre Wohnsitze an der Gränze verlassen sollen, durch Colonisation derselben mit Hülfe allgemein aufzunehmender Beiträge eine Zufluchtstätte zu gründen, und reisten deshalb nach Berlin, um auch am Hofe einige Verwendung dafür zu erwirken. Hirschfeld unterhandelte persönlich dieserhalb mit dem Hause Rothschild in Frankfurt und Paris. Das Vorhaben scheiterte an unüberwindlichen Schwierigkeiten: aber es hat inzwischen einem neuen Plan, die Juden im Posenschen für Landbau zu gewinnen, Raum gegeben, und dessen Durchführung ist im Fortschreiten. — Einer rühmlichen Erwähnung verdient in der Geschichte Posens der (im Jahre 1842 verstorbene) Baron von Kottwitz, welcher durch ein nahmhaftes Kapital edelmüthig der jüdischen Gemeinde zu Posen eine Waisenanstalt gründete, welche seit 1836 in voller Thätigkeit ist. Seiner Leiche folgten die angesehensten Juden und der Rabbiner hielt ihm eine Trauerfeier, ein ächtes Beispiel beiderseitiger Religiosität. —

In Ost- und Westpreußen gingen die Verhältnisse der Cultur gleichen Schritt mit der Zeit. Obgleich in Betreff des Judenthums die herkömmliche Form vorherrscht, so ist doch die allgemeine Schulbildung dort auf eine höhere Stufe gediehen und sind auch unter den Juden tüchtige Männer herangereift, welche sich den edlern Bewegungen anschließen, überhaupt aber hat sich ein Geist entwickelt, welcher den Juden dieser Provinzen die Zuneigung aller Vorurtheilsfreien Bewohner sicherten. Zu Communalämtern wurden in Königsberg, Elbing und andern Orten mehrere Juden berufen. Sie bekleideten dieselben mit Ruhm, aber sie verwahrten sich auch gegen jede Zurücksetzung, und ein Stadtverordneter in Königsberg trat aus dem Amte, weil man ihn bei der Wahl der Landtagsdeputirten nicht zulassen konnte. — Im Allgemeinen halten die Juden dieser Gebiete streng auf die ihnen zustehenden Rechte und schützen sich gegen jeden Eingriff.

Das Streben, durch eigene Kraft auch die Religion aus der herrschenden Verwahrlosung zu erheben, erwachte nur allmählich, doch kam man schon im Jahre 1820 in der Königsberger Gemeinde, wahrscheinlich durch Berlins und Hamburgs Beispiel angeregt, auf den Gedanken, neben dem Rabbiner einen Prediger anzustellen; wozu sie den gelehrten Francolm berief. Die wiederholten Verbote gegen die deutsche Predigt änderten schon 1824 dies Verhältniß. Francolm ging 1827 nach Breslau, als Director der Wilhelmsschule. Königsberg empfand noch immer nicht das Bedürfniß eines guten Volkslehrers, berief jedoch endlich 1835, auf den Befehl der Regierung, (welche den Verfall nicht länger dulden wollte,) einen Religionslehrer anzustellen, Jos. L. Saalschütz (einen geborenen Königsberger) aus Wien zum Religionslehrer. Dieser bildete sofort eine gute Religionsschule, und hielt auch öfters, abwechselnd mit dem Rabbinen, Meklenburg,[1] einem Manne von trefflichen Kenntnissen, deutsche Vorträge. Gleichzeitig zählt Königsberg unter seinen etwa 200 Hausvätern sehr viele kenntnißreiche und thatkräftige

1) Sein Bibelcommentar ist schon oben erwähnt.

junge Männer, welche immer mehr von der Nothwendigkeit einer Abhülfe sich überzeugten und sich bereit fanden, ihre Fähigkeiten dem Fortschritt zu widmen. Unter den Gelehrten hat sich Freystadt einen geachteten Namen verschafft, später auch Lowositz; vor allen ragt durch seinen freien Sinn Johann Jacoby [1] hervor, bereits 1833 durch seine Schrift gegen Streckfuß bekannt, im Jahre 1840 durch die vier Fragen und den politischen Prozeß, welchen ihm diese zuzogen, zu einer größern Berühmtheit gelangt. Wenige Jahre genügten, um die für die Religionsangelegenheiten empfänglichen Mitglieder dahin zu bestimmen, daß sie ohne allzurasche Schritte den Weg zum Bessern bahnten. Unterm 21sten Januar 1838 wandten sich eine Anzahl Hausväter, — Johann Jacoby führte das Wort und der um die dortige Gemeinde hochverdiente **Dr.** Jacobson [2] war mit unterzeichnet — mit einem Bittschreiben an den Vorstand, um Cultuseinrichtungen zu verlangen, wie solche von der Zeit geboten schienen. [3] Der Antrag bezweckte vornehmlich: Ordnung und Andacht, gute musikalische Einrichtung, Sorge für gute Gebetübersetzungen, erbauliche deutsche Vorträge als nothwendigen Bestandtheil des Festgottesdienstes. Der Rabbiner hatte dieses Gesuch mit seiner Beistimmung verstärkt. Eine verbesserte Cultusordnung war der Erfolg. Seit jener Zeit schreitet die Bildung auch in Betreff der religiösen Angelegenheiten vor, und die Gemeinden haben meist schon Rabbinen von wissenschaftlichen Studien angesetzt, sobald Vacanzen eintraten.

In den westlichen Provinzen geschah in dem ganzen Zeitraum noch sehr wenig. Mit Ausnahme einiger Elementarschulen thaten die Gemeinden selten Schritte zur Förderung der Bildung. Crefeld empfand schon 1835 die Nothwendigkeit, einen Mann der Wissenschaft zum Rabbinen zu berufen. [4] Ein Mann von tüchtiger Vorbildung, Ulmann, ward angenommen. Er starb aber nach wenigen Jahren

---

1) Johann Jacoby, geb. 1805 stud. 1823, wirkte thätig in Polen zur Zeit der Cholera 1831. Seit 1840 ist er fast nur Publicist.

2) Er starb 1842. Die Armen-Schule ist sein Werk.

3) A. Z. d. J. 1838. 22. 35.

4) Siehe die Aufforderung in Geiger's Zeitschrift. I.

(1842) und hinterließ nur ein Denkmal orientalischer Studien.[2] An seine Stelle ist 1845 Bodenheimer (früher in Hildesheim) getreten, ein Mann von anerkannter praktischer Wirksamkeit und sehr achtungswerther wissenschaftlicher Bildung. Mehr für die inneren Angelegenheiten leistete Friedländer, der Nestor deutscher Rabbinen, in Brilon, den Fortschritt durch That und Schrift begünstigend. Bodenheimer's kräftige Versuche, das jüdische Schulwesen zu heben, finden bei der Regierung Beifall und Unterstützung. Manches steht noch zu erwarten von Joseph Kahn, seit 1841 in Trier Consistorialrabbiner. Die Wahl solcher Männer beweist, wie sehr die Sehnsucht mindestens nach zeitgemäßer Vertretung des Rabbinates gestiegen ist, und die Zukunft verspricht sonach wichtige Veränderungen.

Das Prinzip der Bewegung hat überall den Stillstand überwunden und der Sieg der Gesinnung in Breslau gibt ihr weitere Ausdehnung.

XXI.

Der Hamburger Tempelstreit.

Während die Verhandlungen in Preußen die allgemeine Theilnahme ansprachen, trat ein Zwischenfall ein, welcher, wiewohl nur von örtlicher Bedeutung, nicht wenig zur Kraftentfaltung derer beitrug, die für den Fortschritt stimmten. Die Entstehung des Hamburger Vereins-Tempels haben wir oben berichtet. Dessen Gebetbuch hatte gleich anfangs eine Fehde hervorgerufen, die bald wieder aufhörte. Die neue Auflage desselben erregte wiederum Zuckungen, aber die Erscheinungen waren diesmal ganz anderer Natur, weil unterdeß über zwanzig Jahre verstrichen waren, deren zweite Hälfte alle Gemeinden Israels zu einem mehr oder minder starken Bewußtsein geweckt hatte. Das Bedürfniß eines erweiterten Tempels und der daraus hervorgegangene Beschluß der Direction, einen Neubau vorzunehmen,

---

1) Der Koran, übersetzt und erläutert. 1841.

fachte den Partheihader an, und das Gebetbuch diente zum Stoff.[1]

Die Fortschritte der Zeit und mannigfache Erfahrungen hatten die Aufgabe, das eingeführte Gebetbuch sorgfältig zu revidiren, bevor es in zweiter Auflage hervorträte, nicht wenig verwickelt. Man fragte sich, ob es angemessener sei, wieder das altherkömmliche Gebetbuch zum Grunde zu legen und nur von Schlacken zu säubern, oder ein völlig neues, der Idee der Zeit entsprechendes, zu verfassen? Beides schien unthunlich, nachdem der Tempel selbst schon geschichtlichen Boden gewonnen hatte, und jede dieser beiden Richtungen nicht bloß außerhalb der Aufgabe lag, sondern auch die Fortdauer der Anstalt bedroht hätte. Man blieb daher auf dem bereits festgehaltenen Standpunkte der Entwickelung, berücksichtigte die positive Grundlage und die vorgerückte religiöse Anschauung, und brachte so mit Schonung mancher Gewohnheit, eine wohldurchdachte Umformung zu Stande. Das neue Gebetbuch trat mit dem Neujahre 5602 (August 1841) in's Leben und fand innerhalb des Vereins keinen Widerspruch.

Der Chacham, J. Bernays, hatte inzwischen Schritte gethan, um den Gemeinde-Vorstand zu einer völligen Verhinderung des beschlossenen Neubaues zu vermögen, die Absicht des Vereines für eine Anmaßung erklärt, und darauf angetragen, daß dieser angewiesen würde, den Namen eines Erbauungs-Vereins anzunehmen. Die Direktion des Vereins aber erwirkte die Genehmigung des Neubaues. Nunmehr erschien unterm 16. October 1841 eine Bekanntmachung Bernays, mittelst Anschlags an den Synagogen, worin er gemäß der im Jahre 1818 ausgesprochenen Verketzerung des Gebetbuches, auch diese neue Auflage desselben für unbrauchbar erklärt, weil dieselbe willkürliche Verstümmelung, Auslassung, Abweichung und frivole Behandlung unserer religiös-verheißenen Zukunft deren Grundcharakter ausmache, und sie diese muthwillige Behandlung des heiligen nur noch weiter in Anwendung bringe." — Eine ähnliche Erklärung gab späterhin der Oberrabbiner Ettlinger in Altona.[2]

1) Hauptquelle: Theol. Gutachten über d. Gebetbuch nach d. Gebr. des N. Isr. Tempelritus in H. Mit einer Einleitung (v. M. Fränkel). 1832. 2) Allg. Ztg. d. Jdth. 1832. S. 3. datirt 8 Dec. 1841.

Der Tempelverein, hierin eine absichtliche Verdächtigung der Gesinnung seiner Prediger (Salomon und Frankfurter) erkennend, hielt es für nöthig, eine Abwehr entgegenzustellen. Er erklärte seinerseits das Verfahren des Chachams für unbefugt und anmaßlich, und den Inhalt der Anklage für böswillig, so wie für einen Beweis völliger Unkunde in der theologisch-liturgischen Wissenschaft, daher denn auch demselben weiter keine Folge zu geben sei. — Auch die beim Senate gethanenen Schritte hatten die Wirkung, daß der Synagogen-Anschlag wieder abgenommen werden mußte.

Da jedoch Bernays der Sache eine auch nach außen hin weit verbreitete Öffentlichkeit gab, so wandte sich die Vereins-Direktion ihrerseits an Theologen und Rabbinen von Ruf, um deren Gutachten über das Gebetbuch einzuholen. Es war dem Tempelverein jetzt mehr als je wichtig, zu beurkunden, daß sein Institut ganz auf israelitischem Boden, ja recht eigentlich auch auf dem der Synagoge stehe und keine Sectirerei bilde, indem es nur die Form zu Gunsten des Geistes umgewandelt habe, während die stabile Parthei, um der veralteten, verwitterten Form willen, den Geist sich verflüchtigen lasse; daß dasselbe überhaupt keine neuen theologischen Grundsätze angenommen, der Wissenschaft keine neue Studien dargereicht, sondern vielmehr lediglich den Cultus als eine concrete Idee der Fortbildung aufgestellt, und dessen Formen zu wahrhaft lebendigen und belebenden Trägern des uralten und unveränderten Lehrbegriffs bestimmt habe. Diese Anerkennung abseiten praktischer und gewissenhafter, die Zeit mit ihren Forderungen würdigender Rabbinen zu erzielen, war der Zweck der eingeholten Gutachten.

Jetzt regte sich in dieser Angelegenheit eine Thätigkeit, die eines weit wichtigern Gegenstandes würdig gewesen wäre, aber auch bei dieser scheinbaren Einzelfrage einen mächtigen Einfluß auf das allgemeine religiöse Bewußtsein geübt hat. Der Prediger Salomon[1] verfaßte sofort eine kleine Schrift, um das Gebetbuch gegen den Vorwurf, religiöse Grundsätze des Judenthums, namentlich den Begriff der Erlösung, des Messias und der Auferstehung, verleugnet

---

1) Das neue Gebetbuch und seine Verketzerung. 1841.

zu haben, gründlich in Schutz zu nehmen, so wie überhaupt dessen Übereinstimmung mit den anerkanntesten Autoritäten zu erweisen. Dennoch fand sich schon hier ein Gegenstand, der in den Prinzipienstreit fällt, und eigentlich dogmatische Erörterung nöthig machte. Es ist dies der Messiasglaube. Salomon erklärte sich für die Annahme einer dereinstigen Wiederherstellung Israels, jedoch ohne örtliches Zusammensein der Israeliten, und ohne Erneuung des erloschenen Opferdienstes, welche eigenthümliche Glaubensansicht in der That schon früher oft genug ausgesprochen worden und im Gebetbuche manche Abänderung veranlaßt hatte, in so fern dieses den Ausdruck des Glaubensgehaltes geben muß.

Der Prediger Frankfurter [1] erkennt in dieser Streitfrage, nicht die einzelne der vorliegenden Thatsache, sondern ein Moment des allgemeinern Kampfes, welcher ganz Israel gegenwärtig gerüstet hält. Wie die bisherigen Gebetsformeln der Ausdruck des dumpfen Zustandes, in welchem sich die Israeliten befanden, sein mußte, so fordere jetzt der Fortschritt seinen Ausdruck. Vormals befand sich die Religion im Druck, in Verachtung, in Zurücksetzung, in Elend, — daher im Gebete Klage, Nationalstolz, Hoffnung auf Selbstständigkeit und auf Glanz des Cultus. Die Gewohnheit hatte alle diese Wirkungen langer Zustände geheiligt, als diese sich änderten und der Kampf entstehen mußte. Anfangs habe man das Bestehende für stark genug gehalten, um durch Verketzerung der Einzelnen, welche in die Zeit eingingen, das Herkommen gerettet zu glauben, aber endlich habe diese eine stärkere Zahl belebt und der Streit eine ernstere Bedeutung erlangt. Der Tempel sei eine nothwendige Zeiterscheinung und ein Moment der Entwickelung, welche das Judenthum zu einem lebendigen Auffassen seines Inhalts und zum Bewußtsein seiner selbst verhelfen solle. Er sei die Synagoge mit klarer Darlegung der dem Judenthume eigenen Glaubensanschauung, und offener Ausscheidung dessen, was sich als nicht eigenthümlich eingedrängt hatte. — Das Gebetbuch sei demnach kein leichthin verfaßtes Werk, sondern der gewissenhaft erwogene Ausdruck der Überzeugung, und nur von dieser Seite ein Gegenstand des

1) Stillstand und Fortschritt. 1841.

Streites für solche, die zu einer andern Überzeugung sich bekennen.

Inzwischen begannen sich bereits rabbinische und theologische Stimmen offen über den Tempel und das Gebetbuch auszusprechen und so beide aus der Einsamkeit, worin das ganze Institut bisher stand, in den Vordergrund zu bringen. Holdheim, aus eigener Anschauung mit der Wirkung des Tempel-Gottesdienstes bekannt, war unter den Rabbinen der erste, welcher die hohe Bedeutung dieser Anstalt und ihre Stellung in der noch kurzen geschichtlichen Entwickelung öffentlich anerkannte und einem weitern Kreise vorführte.[1] Er erklärte denselben für eine geschichtliche Thatsache, die ihre Ideen noch nicht genug durchgebildet habe, um nach außen hin die Früchte zu zeigen, aber hinlänglich vorwärts getrieben habe, um für seine Gemeinde als vollendete That dazustehen und weitere Entwickelung zu fördern. Er findet in demselben die Grundlehren der Synagoge unangetastet, aber alle Formen veredelt und geläutert, wenn auch noch manches zu wünschen bleibt. Derselbe Rabbiner veröffentlichte bald darauf seine Ansicht über das Gebetbuch, welches er in jeder Beziehung als dem Judenthume und der fortgerückten religiösen Anschauung entsprechend billigt und anempfiehlt.[2] Mit Rücksicht auf dieses Urtheil gab Holdheim auch sein Gutachten dahin, daß das Gebetbuch ganz und gar eingeführt werden könne, indem es keiner historischen Wahrheit und keiner wesentlichen Glaubenslehre des Judenthumes, keiner in der Synagoge recipirten Tradition, so wie keinem allgemein anerkannten rabbinischen oder biblischen positiven Gesetze zu nahe trete.[3] Holdheim hat in seinem Urtheile beide Ansichten als vermittelt angesehen, findet den Fortschritt genügend vertreten und die Parthei des Stillstandes genügend geschont.

Bald darauf erschien eine Entgegnung[4] voll leidenschaftlicher Ausfälle gegen die Vertheidiger des Tempels

---

1) Israelitische Annalen. 1841. Nr. 45. 46.

2) Über das Gebetbuch rc. 1841.

3) Gutachten rc. Seite 73.

4) Jude und Nicht-Jude. Eine Erwiederung auf die Schriften der Triple-Allianz (anonym). Amsterdam (!) 1842. 24 Seiten.

und seiner Besucher. Holdheim wies sie gebührend zurück, zugleich eine große Anzahl von Fragen, in Hinsicht der Liturgie, beleuchtend, und dadurch das Gebiet der wissenschaftlichen Sachkenntniß erweiternd.[1] Wesentlich ist hier der durchaus freie Standpunkt, welchen dieser Rabbiner in Beurtheilung derjenigen Gemeindeglieder, die sich der Ausübung jüdischer Gesetze entschlagen, einnimmt, und von welchem aus er jede Verketzerung als unsittlich verwirft. Außerdem aber wird hier eine Unterscheidung zwischen Thalmud und Tradition[2] aufgestellt, welche in ihrer Grundlage die Geiger'schen Ansichten bekräftigt. — So trat der Streit um das Gebetbuch in den allgemeinern theoretischen mit ein.

Während diese Schriften erschienen oder bearbeitet wurden, erhielt die Direktion zwölf, dem Gebetbuche günstige Gutachten, nämlich nach der Zeitfolge ihrer Abfassung (zwischen den 28. November 1841 und den 13. Februar 1842), von Philippson in Magdeburg, J. L. Auerbach in Berlin, Friedländer in Brilon, Holdheim in Schwerin, Maier in Stuttgart, Stein in Burgkundstadt, Chorin in Arad, Kohn in Hohenems, Mannheimer in Wien, Geiger in Breslau, Gutmann in Redvitz, Aub in Baireuth. Bemerkenswerth sind, neben der Uebereinstimmung im Allgemeinen, manche Verschiedenheiten der Ansichten über die auf das Gebet für statthaft erklärten Einflüsse. Philippson findet, nachdem die Gebete von jeher dem Wechsel unterworfen waren, nur die Aufrechthaltung des Grundtypus nothwendig, und in dem vorliegenden Formular auch hinlänglich beobachtet; dagegen die Abänderung der Bitte um persönliche Rückkehr nach Palästina um so zeitgemäßer, als sie eine Lüge enthalte, und zugleich mit der allgemeinen Forderung bürgerlicher Gleichstellung im Widerspruch stehe. Auerbach, welcher sich schon seit dem ersten Erscheinen dieses Gebetbuches beim Leipziger Gottesdienste desselben bedient, so auch Friedländer und Geiger, sahen in der neuen Auflage nur erlaubte Aenderungen, ohne auf die Idee des Messias weiter einzugehen. Dagegen erkannte Gutmann in der Aenderung des Messiasbegriffs, oder vielmehr in der Umformung der Gebete um Herstellung des israelitischen Reiches und des

1) Verketzerung und Gewissensfreiheit. Ein zweites Votum. Schwerin. 1842. 111 Seiten.
2) Daselbst. Seite 78.

Opfercultus eine Abweichung von der rabbinischen Lehre, wie Bernays sie ansehen muß, und für ihn allenfalls einen Grund, das Gebetbuch bei seiner Gemeinde nicht zuzulassen, wiewohl andrerseits der Begriff der Erlösung mit Recht im Tempel geistig aufgefaßt, und demgemäß dargestellt werde. Er stimmt hierbei ganz mit Philippson überein. Er fügt hinzu, daß im Jahre 1836 alle Mitglieder seiner Kreissynode sich eben so über den Messiasbegriff erklärt haben. Kohn macht dieselbe Bemerkung, glaubt aber nicht, daß hier eine dogmatische Abweichung vorhanden sei, da der Messiasbegriff überhaupt nicht feststehe, und verschiedene Auffassungsweisen zulasse, deren Kern lediglich die allgemeine Verbreitung der Gotteserkenntniß sei. Früher habe jeder kein anderes Heil erhofft, als die Wiederherstellung Israels und des Tempels, jetzt, da die Mehrzahl weder diese Hoffnung noch diesen Wunsch hege, habe das Gebet um Rückkehr nach Palästina seine Wahrheit, also auch seinen Werth verloren. Die Wahrheit aber sei das erste Bedürfniß im Gebete, und dies würde auch in alten Quellen anerkannt. Das Hamburger Gebetbuch sei ein Werk des zeitgemäßen Fortschrittes, und verdiene gegen die Finsterlinge in Schutz genommen zu werden. Ähnlich spricht sich auch Mannheimer aus, hinzusetzend, daß er selbst zwar die historische, nationale Seite des Messias Dogma's annehme, aber andrerseits Herstellung des Opfercultus weder hoffe, noch als eine Verheißung ansehe, da vielmehr die blutigen Opfer nur in der Kindheit der Nation nöthig waren, folglich ein Gebet um deren Wiedereinführung ungeeignet erscheine. Zu einer Verketzerung des Gebetbuches sei überall kein Grund vorhanden.

Schärfer drückt sich der Kirchenrath Maier über diesen Punkt aus. Der Tempel hat, nach seiner Ansicht, die Messiaslehre allzuschwankend behandelt, und sogar noch manches stehen lassen, was der Hoffnung einer Rückkehr nach Palästina das Wort redet, (was nach Salomon mit vollem Bewußtsein geschehen ist.) Er findet diese Schonung des herkömmlichen Begriffs natürlich und erklärbar, weil derselbe bisher in der Liturgie wurzele. Er fügt aber hinzu: „Dieses Dogma (von Wiederherstellung der Nationalität, „Wiederaufbau des Tempels rc.) hat die jüngste Zeit in

„Frage gestellt, aber nach keiner Seite hin theoretisch ent-
„schieden, mithin ist praktisch auch noch keine Ansicht mit
„Entschiedenheit geltend zu machen. Erst wenn es ausge-
„sprochen sein wird, daß wir unter der Hoffnung auf eine
„Erlösung nicht die Rückkehr nach Palästina, die Wieder-
„herstellung des Tempels und die Herrschaft Israels über
„alle Völker, sondern die Erlösung der Menschheit vom
„Wahn und Unglauben, den Sieg und die Ausbreitung
„der wahren Religion, und die Verbrüderung der Nationen
„zu verstehen haben; erst wenn das Bewußtsein zum Durch-
„bruch gekommen sein wird, [1] daß das Judenthum keine
„andere Mission habe, als die Idee eines einzigen höchst
„vollkommenen Gottes festzuhalten, bis sie Eigenthum der
„ganzen Menschheit geworden ist, alles andere in demselben
„aber nur zur Form gehört, daher gleichgültig und wan-
„delbar ist, — wird eine Ausscheidung des Nationalen vom
„Rein-menschlichen und eine entschiedene durchgreifende
„Geltendmachung des Letztern möglich sein.“ — Jedenfalls
erklärt er das Gebetbuch für den Ansprüchen der Syna-
goge genügend, und den Tempel selbst für eine Synagoge.

Mit gleicher Sicherheit spricht Stein die wahre Hoff-
nung Israels aus, nur geht seine Ansicht dahin, daß der
Tempel zu sehr voraneile, und dem Volke nicht Zeit lasse,
nachzufolgen. Es seien freilich alle bisherigen Ausdrücke,
welche messianische Hoffnungen aussprechen, im Munde der
Mehrzahl nur gedankenlose Worte, aber es seien diese in so
fern zu beachten, als man ihr die bessern Begriffe beibrin-
gen müsse, damit sie weder undankbar gegen die Gegen-
wart werde, noch sich der materialistischen Befriedigung
überlasse, die Emancipation sei das Messiasreich. — Nach
gründlicher Kritik des Gebetbuches weist er ebenfalls jede
Verketzerung zurück.

Auch Aub erklärt die Messiaslehre für nicht hin-
länglich ausgebildet, um einen Maßstab für das Gebetbuch
abzugeben, zumal keine Vorschrift vorhanden sei, sie über-

---

1) Seitdem hat diesen Gedanken auf das Freisinnigste ausgespro-
chen: Herzfeld, Rabbiner in Braunschweig, in zwei Predigten
über die Lehre vom Messias. Braunschweig 1844. Jedoch werden dort
daraus Folgerungen gemacht, welche mannigfaches Bedenken erregen
müssen.

haupt im Gebete zu erwähnen. Er zeigt, daß die Verschiedenheit der Auffassung des Messiasreiches schon sehr alt ist. Bemerkenswerth ist aber, daß, während Frankfurter den Tempelstreit als ein Hauptmoment des Kampfes zwischen Stillstand und Fortschritt aufstellt, Aub diese Verwandtschaft geradezu leugnet, und vielmehr den Tempel nur als auf dem Standpunkte des orthodoxen Rabbinismus sich bewegen sieht, und von demselben aus seine Reformen rechtfertigt. — Der alte Chorin endlich äußert sich in demselben Sinne in Betreff der Messiaslehre, und spricht überhaupt den Vertretern einer Ansicht das Recht ab, andere zu verketzern; vielmehr hält er jede Gemeinde für berechtigt, ihre Gebete nach ihrem religiösen Bedürfniß abzufassen.

Aus dieser Übersicht wird nun zur Genüge hervorleuchten, wie der an sich nicht sehr bedeutende Streit doch Veranlassung wurde, höchst erfolgreiche Aussprüche hervor zu rufen, die einmal veröffentlicht, nicht verfehlen, die religiösen Begriffe des Volkes umzugestalten. Diese Wirkung ward noch erhöht durch Beleuchtungen des Streites, welche die innern Fragen von einer andern Seite auffassen ließen.

Frankel, Oberrabbiner in Dresden, dem Fortschreiten zugeneigt, aber doch dem Herkommen einen stärkern Einfluß einräumend, und sehr oft dasselbe gegen heutige Angriffe schützend, war ebenfalls aufgefordert worden, sein Gutachten abzugeben. Sein Urtheil aber wich in vielen Hinsichten von den übrigen ab, und fiel meist zum Nachtheil des Gebetbuches aus. Seine Gründe sind nicht unerheblich und mußten wiederum zur Aufhellung der Begriffe das Ihrige beitragen.[1]

Vor allem verwirft auch er jede anmaßliche rabbinische Autorität, jede Verketzerung, jedes Absprechen und insbesondere jeden Versuch den unaufhaltbaren Fortschritt der Zeiten hemmen zu wollen, somit auch das ganze Verfahren des Hamburger Chacham. Dagegen fordert er seinerseits von einer Reform der Gebete ein durchgreifendes, wissenschaftliches Prinzip, einen bei der Ausführung nöthigen,

---

1) Orient. 1842. 7. 8. 9.

heiligen Ernst und die Berücksichtigung des Gemüthes; drei Punkte, die er an dem fraglichen Gebetbuche vermisse. In der Wahl der Stücke nämlich zeige sich ein unselbstständiger, unmotivirter, willkürlicher Eklekticismus, welcher durch keinerlei innern Einklang sich irgend rechtfertige, vielmehr augenscheinliche Inconsequenzen herbeigeführt habe, wozu noch äußerliche Unebenheiten sich gesellen, denen leicht vorzubeugen war. Mit zu geringem Ernst erscheint ihm der Begriff der Erlösung behandelt; man habe nur im Allgemeinen etwanigen Vorwürfen begegnen wollen und dabei die Großartigkeit der Israelitischen Hoffnung fast ganz fallen lassen. „Der Wunsch, — also drückt sich Frankel hierüber aus — daß an einem Winkel der Erde, — und natürlich im Lande unserer Väter, an das uns die heiligsten Erinnerungen knüpfen, — unsere Volksthümlichkeit wieder frei hervortrete, und wir die Achtung genießen, die, wie eine traurige Erfahrung lehrt, trotz so vieler Fortschritte der Aufklärung, doch gewöhnlich nur einem auch durch äußere Macht vertretenen Volke gezollt wird, hat nichts Ungerechtes und ist hier keinesweges der Gedanke des Hasses oder der Geringschätzung gegen das dermalige Vaterland, oder daß wir uns in demselben als Fremde betrachten und aus ihm uns wegwünschen, ausgedrückt. Noch weniger Gewicht kann auf den schalen Einwand gelegt werden, daß doch so viele ihr Vaterland nicht verlassen würden. Wir wollen die Ueberzeugung festhalten, die Gottheit habe Großes mit uns vor und wir dürfen uns selbst nicht aufgeben; wir wollen beurkunden, daß trotz tausendjähriger Leiden und Widerwärtigkeiten wir nicht an uns verzweifeln und wenigstens noch die Idee einer Selbstständigkeit, eines selbstständigen Wiederauflebens zu erfassen vermögen; wir wollen es aussprechen, daß wir den Gedanken, unser Name werde wieder frei und unabhängig hervortreten, nicht in das Gebiet der Unmöglichkeit verlegen — und die jüngste Vergangenheit bietet doch manchen Beleg zur Verwirklichung solcher Hoffnung, eines an sich nicht verzweifelnden Volkes dar, — und ist diese Idee nicht weit jener flachen und inhaltlosen Gesinnung vorzuziehen, die aller selbstständigen Äußerung sich entwöhnend, nirgend

Grund und Halt findet;[1] ist dieser Gedanke nicht erhabener als die Verwässerung und Verflachung, die Alles, was nur irgend einen selbstständigen Characterzug manifestirt, flieht, sich von verächtlicher Nachäfferei und äußern Umständen ganz bestimmen läßt, keines wahren Aufschwunges, keiner Begeisterung für den Namen Jude und Judenthum fähig ist und in crassen Materialismus oder in hohlen, jede Tiefe entbehrenden Kosmopolitismus ausläuft?" — Auch die Tempel-Vertreter haben diesen Gedanken in sich getragen, aber ihn im Gebete meist wieder verdrängt, weil er mit Bürgerthum im Widerspruche steht und dessen Nothwendigkeit im Gebete gar nicht begründet ist.

Bezüglich auf das Bedürfniß des Gemüthes, sei zwar Vieles geleistet, aber den Anforderungen kein Genüge geschehen. Viele Formeln seien durch altes Herkommen mit den Gefühlen verwachsen und die Aenderung einer Formel zerreiße die Gefühle; keine Kritik sei ausreichend, um der Aenderung, wenn auch gerechtfertigt, die Wirkung dessen zu verleihen, was früher im Gemüthe gewurzelt habe. Manche eingelegte Stücke seien ohnehin nur kalt und nicht ansprechend. Historische Erinnerungen von hoher Bedeutung seien ausgelassen worden. Dadurch sei dem Gemüthe manches Schätzbare entzogen.

Im Allgemeinen erkennt also Frankel zwar das Streben des Tempels als edel und trefflich, die Art aber, wie er dieses bekunde, als separatistisch; seinem Gebetbuche ermangeln die wesentlichsten Erfordernisse, so daß es weder allgemeine Gültigkeit noch Anempfehlung ansprechen könne.

Gegen diese, jedenfalls ehrliche und in vielem Betrachte sehr gründliche Begutachtung, die dem Tempelverein nicht zusagen konnte, erließ Salomon eine Antwort,[2] welche einerseits den Vorwurf der Willkür zurückweist und andrerseits sich durch Witz und Ironie Luft macht. Ohne die Sache ganz zu erledigen, läßt sie doch die Idee der Wiederherstellung eines Reiches als zum Gebet gehörig, keineswegs gelten, und in dieser Beziehung hat Salomon ein verbreitetes Bewußtsein der Israeliten zur Stütze.

---

1) Holdheim, über die Autonomie der Rabbinen. S. 54. hat die Stelle nach unsrer Ansicht richtig widerlegt.

2) Sendschreiben an rc. Frankel. 1842.

Auch was die Gemüthlichkeit betrifft, kann nur erst längerer Gebrauch entscheiden. Indeß wies Frankel in einer Replik[1] nach, daß er nur mit größter Sorgfalt seine Ausstellungen gemacht. Der wesentliche Streit ist hier abermals der Erlösungsbegriff und wiederum tritt hier der Mangel einer vollständigen Theorie der Messiaslehre hervor, der einzige Ertrag dieses Schriftstreites für das wissenschaftliche Bewußtsein.

Von einem weit höheren Standpunkte faßte Geiger die Tempelfrage ins Auge.[2] Da es bei Reformen des Cultus vornehmlich darauf ankommt, was eigentlich typisch, oder richtiger charakteristisch für den Gottesdienst sei, so geht er in die Geschichte zurück und zeigt die Entstehung und den Fortgang der Liturgie von ihrem Anfangspunkt, der Makkabäerzeit, an und weiter. Es geht daraus hervor, nicht daß man stets nach Willkür änderte, sondern daß die Zeit immer ihre Anforderungen geltend machte, und das Prinzip der freien, zeitgemäßen Entwickelung der Liturgie durchweg anerkannt worden, ferner daß die größten Lehrer sich gegen Einführung oder Beibehaltung künstlerischer Gesänge und Dichtereien erklärten, und daß ihnen selbst die hebräische Sprache keinesweges als nothwendig erschien. Er geht dann zu den Bedingnissen über, welche im J. 1818 dem Hamburger Tempel seine Entstehung gaben, und zeigt, wie ungenügend dieselben damals begriffen wurden, und wie wenig man sich dabei eines festen Prinzips bewußt war. Nicht nur in Betreff der Mischung des Deutschen mit dem Hebräischen fehlte die sichere Haltung, indem jenes, weil es die Verständlichkeit erzielen sollte, die wichtigsten Stücke enthalten mußte, was man aus Ehrfurcht vor den sogenannten typischen Gebeten vermied, sondern die auf Erlösung bezüglichen Stücke seien meist aus Gründen, die in der Zeitansicht liegen, völlig mit einander im Widerspruche. Geiger entwickelt dies noch sorgfältiger als Frankel. Auf gleiche Weise findet er im Tempel die Art, wie der Opfer gedacht wird, im Widerspruche mit dem heutigen Begriffe vom wahren Gottesdienst. Mit Recht tadelt er auch die Beibehaltung

1) Orient. 1842. 23. Auch besonders: Erwiderung rc. 1842. Vgl Jolowitz Rec. beider Schriften. Das. S. 577. ff.

2) Der Hamburger Tempelstreit, eine Zeitfrage. Bresl. 1842.

der Hoffnung auf Wiedererstehung des Leibes, der Gebete, die auf andere klimatische Verhältnisse Beziehung haben, und andere Fehler, welche der Halbheit jener Zeit zu Gute gehalten werden müssen. Was ihm aber wahrhaft unverzeihlich erscheint, ist, daß man in Hamburg im Laufe der Zeit seit Entstehung des Tempels bis jetzt die wissenschaftlichen Fortschritte unbeachtet gelassen habe, während er gerade sich durch seine Selbstständigkeit dazu geeignet hätte, besonders als im Jahre 1839 Kley sein Amt niederlegte, und ein neuer Prediger gewählt werden mußte; eine treffliche Gelegenheit, die Prinzipien der Anstalt kräftig herauszustellen. Statt dessen sei man bei der frühern Halbheit verblieben, und er werde so seine Mission nicht erfüllen.

Die Ansichten, welche Geiger in dieser höchst interessanten Schrift zum ersten Male praktisch-reformatorisch aufstellt, sind nicht sowohl in Hinsicht des Tempels von Wichtigkeit, denn dieser wehrte sich seinerseits gegen die darin gemachten Ansprüche, als vielmehr in Betreff der umfangsreichern und durchgreifendern Reformen, welche Geiger vom wissenschaftlichen Standpunkte in Aussicht stellt, und zu deren Verwirklichung ihm durch die Entscheidung vom 26. Oct. 1844 die Macht gegeben worden.

Der Austausch der Meinungen über die Tempelfrage hat, wenn auch vorher schon manches gewissermaßen ausgesprochen war, doch die Verbreitung der klaren Ansichten von der Nothwendigkeit einer innern Umgestaltung des Cultus zur Folge gehabt, und somit die Cultur um ein bedeutendes gefördert. — Für Hamburg hat der Tempelstreit insbesondere dahin gewirkt, daß der Senat in Folge der erlangten Aufschlüsse den Tempel gegen jede Anfechtung geschützt hat, so daß derselbe eine feste Stellung gewann. Auch die Gemeinde sah hierdurch ihre Unabhängigkeit von den geistlichen Beamten gesichert. Die dem Tempel gegenüberstehende Synagoge hat ebenfalls eine Erschütterung erlitten und beginnt nach Verbesserungen zu streben. Die Wirren der Synagoge in London entwickelten sich, wenn wir richtig sehen, zum Theile unter dem Einflüsse der hier beschriebenen Bewegung, obwohl die Verketzerung der Burton-Street-Synagoge aus dem Wesen des Rabbinismus, ohne Rücksicht auf fremde Beispiele erfolgt war (vergl. England).

XXII.

Der Frankfurter Reformverein.

Entschiedener als in den übrigen zahlreichen Gemeinden Deutschlands stehen die Ansichten in Frankfurt a. M. einander gegenüber,[1] sie zeichnen sich auch schärfer und bestimmter, und jeder Mitwirkende ist sich des Zieles seines Strebens vollständig bewußt, so wie auch von Andern erkannt, so daß Halbheit und farblose Vermittelung hier gänzlich der Nicht-Achtung verfällt. Diese Charakterfestigkeit verdankt die frankfurter Gemeinde denjenigen Kämpfen, in denen das jüngere Geschlecht seit dem Beginn des Jahrhunderts, und insbesondere seit dem Frieden, aufgewachsen ist. Alle andern Gemeinden wurden durch das andauernde Gefühl der Unbehaglichkeit mehr geschwächt, als durch Kämpfe gestärkt; denn während die wenigen Versuche, nach außen hin ihre Lage zu verbessern, mißlangen, und keine Aussicht vorhanden war, durch Kraftentwickelung etwas zu erringen, zerfloß ein Theil derselben in völliger Gleichgiltigkeit, und verließ das Allgemeine, um sich den Sonderbestrebungen hinzugeben, und ein anderer Theil setzte die Streitigkeiten fort, welche die Zeit mit ihren Anforderungen, den alten Gewohnheiten und Gebräuchen gegenüber, nur vermehrte, und rieb die Kräfte auf, zufrieden, wenn sich nur einzelne kleine Pflanzungen und Anstalten von örtlichem Werthe erhielten. So Hamburg, Berlin, Breslau, Königsberg, wo überall ein gemeinsames Wirken in keiner Beziehung eintrat.

Frankfurt dagegen bestand einen Kampf, der die ganze Gemeinde anging, und den wir, des trefflichen Geistes wegen, den die Gesammtheit darin bethätigte, ausführlich beschrieben haben. Die Zuversicht und Festigkeit im Gefühl des beanspruchten Rechtes, und die Furchtlosigkeit in dessen Verfechtung, unbekümmert, ob etwa Demuth und Seitenwege eher zum Ziele führen konnten, ja selbst die ausdauernde Gesinnungstüchtigkeit beim Schluß der Ver-

---

1) Wir haben das Specielle: Band I. S. 100. ff. kurz angedeutet.

handlungen, welcher nicht durch Rechts-Entscheidung, sondern durch Machtspruch den Knoten zerhieb, bilden den Grundzug in der Handlungsweise der frankfurter Gemeinde. Zu dieser Sinnesart gesellte sich schon frühzeitig auch eine ruhige, besonnene Haltung, eine umsichtige und klare Berathung, sowie strenge Ordnung und Sorgfalt in Verhandlungen und Akten, vorsichtige Maßnehmung in Stellung etwaiger Ansprüche und Zugeständnisse, — Eigenschaften, welche sich in allen äußern und innern Geschehnissen herausstellen.

Einen unverkennbaren Einfluß auf diese kräftige Haltung hatte die aus mannigfachen Kämpfen hervorgegangene erste Freimaurerloge der Israeliten zu Frankfurt, gefördert durch den um die Gemeinde auch sonst hochverdienten Siegmund Geisenheimer (gest. 1828). Die Geschichte dieser Loge, ihrer Entstehung und Entwickelung gehört nicht hierher; jedoch darf auch die Geschichte der Israeliten nicht verkennen, daß sie fruchtbar für die gemeinsame Sache der Duldung mitgewirkt hat. Während sie nämlich eine sehr verbreitete Theilnahme und Anerkennung fand und das Bekenntniß ihrer Mitglieder bei den meisten Logen der Westländer, ja selbst in deutschen Ländern, wo sonst noch engherzige Ansichten herrschten, keinerlei Bedenken erregte, blieb die preußische Loge immer bei ihrem Ausschließungsprinzip, und drang auf dessen Aufrechthaltung in allen unter ihrem Einflusse stehenden Werkstätten. Daher hatte jene ebenfalls des Bekenntnisses wegen um Achtung und Anerkennung zu ringen. Es gelang ihr, ungeachtet der Lauheit, welche in unsrer Zeit den Einfluß der Maurerei auf's Leben geschwächt hat, dennoch dieser Frage eine ernste Theilnahme zu verschaffen, und Verhandlungen hervorzurufen, welche mehr für die Geschichte des Ordens als der Israeliten wichtig, jedenfalls beurkunden, daß auch noch in unsrer Zeit ein Verband der höhern Civilisation gegen mittelalterliche Verfinsterung nicht überflüssig erscheine. Es haben endlich von allen Seiten her die Ordensbrüder der verschiedensten Nationen, die französischen wie die nord-Amerikanischen, die Holländischen und die Englischen, und zur Ehre unsers Vaterlandes sei hinzugefügt, auch einige deutsche Logen ihre Stimme gegen die Ausschließung erho-

ben. Eine hochherzige Werkstätte in der Hauptstadt Englands hat mit brittischer Sinnesfestigkeit nach vergeblichen Unterhandlungen mit Preußen, endlich im Jahre 1816 ihre Grundsätze durch die That bekräftigt, indem sie den preußischen Logen alle freundlichen Beziehungen gekündigt hat, so lange das Ausschließungsgesetz in ihnen geltend gemacht werde. Sie hat den übrigen, immer noch friedliche Vermittelung erwartenden gleichgesinnten Werkstätten das Beispiel gegeben, daß es besser sei, das gute Verständniß als die Wahrheit aufzuopfern. Diese für den Orden höchst erfolgreiche Bewegung ist ein Erfolg der in Frankfurt begonnenen und zuletzt von den hier aufgenommenen Brüdern in Berlin und England fortgesetzten Kämpfen.

Die Errichtung einer Loge in Frankfurt und deren Verstärkung in einer Zeit vielfältigen Strebens hat die Cultur der Frankfurter Gemeinde um vieles gezeitigt. Sie zog fast die ganze immer mehr zunehmende Intelligenz der Gemeinde in ihren Kreis, und stärkte dadurch das moralische Bewußtsein ihrer Kraft. Dieser Verein unterschied sich wesentlich von der, obgleich umfangreichern und ältern, schon 1792 errichteten Gesellschaft der Freunde zu Berlin. Auch diese war anfangs der Mittelpunkt jüdischer freierer Bildung gewesen, und hatte den Fortschritt der religiösen Entwickelung vertreten, aber bald war sie von diesem Gebiete gewichen, um, jede religiöse Färbung vermeidend, sich auf das rein menschliche Gebiet zurückzuziehen, wie es die Natur einer Verbindung gebot, welche schon in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens in steigendem Verhältniß auch Mitglieder christlichen Bekenntnisses umfaßte.[1] Die Frankfurter sogenannte Lesegesellschaft zur aufgehenden Morgenröthe hingegen erhob sich geradezu als Vertretung der Intelligenz der Juden, um deren Achtbarkeit nach außen und Gesinnungstüchtigkeit im Innern nach Kräften zu fördern, und es gelang ihr dies in dem Maße, daß sie eine würdige Stellung errang und selbst von den Mitgliedern

1) Für die jüdische Geschichte ist diese Bemerkung um so beachtenswerther, als eine einseitige Auffassung in den Festreden und sonstigen Aeußerungen seit 1840, der Gesellschaft officiell eine Bedeutung für das Judenthum zuschreibt, die sie höchstens in socialer Beziehung haben kann Der Historiker darf sich dadurch nicht irren lassen.

der Gemeinde, die ihr nicht beitraten, in ihren Bestrebungen unterstützt wurde.

Außerdem ward die Regsamkeit der Frankfurter Gemeinde ohne Zweifel auch noch besonders belebt durch die ebenso geistreiche als gesinnungsvolle literarische Thätigkeit eines Ludwig Börne, der mit seltener Kraft die eingewurzelten Vorurtheile ausriß, und seine Blitze gegen legislative Mißbräuche und Thorheiten schleuderte, bis dessen hinreißende Beredsamkeit und Wahrhaftigkeit selbst die verstocktesten Widersacher zum Nachdenken zwang. Er schied zwar aus der Gemeinde, aber er verrieth nicht ihr Recht, sondern blieb dessen Verfechter auch ferner, wie sonst keiner der Ausgetretenen.

So waren viele Zeitmomente zusammengekommen, um der Gemeinde, so weit sie dieselben zu würdigen verstand, eine seltene Charakterstärke zu verleihen. Sie übte diese zunächst in der Abwehr jedes Versuchs einer Erneuung der ehemaligen politischen Zurücksetzung, Unterdrückung und Absperrung, so gegen den Fürsten Primas, wie gegen die freie Stadt; sie wendete dieselbe aber auch nicht minder gegen alle Versuche zur Rückkehr in jene geistige Abgeschiedenheit, welche Jahrhunderte hindurch zur Schmach der Menschheit gedauert hatte, und gab diese Gesinnung sowohl durch Zeitschriften wie durch jede Art erlaubter Demonstration auch bei ähnlichen Fragen in Nachbarsländern offen kund. Hier gab es einen Wendepunkt der innern Cultur. Noch war ein ansehnlicher Theil der Gemeinde den alten Religionsformen zu sehr zugethan, um sie den neuern Verhältnissen opfern zu wollen. Dieser Theil blieb eben so fest in seinem Prinzip stehen, wie die Fortschreitenden mit sicherm Bewußtsein die geistigen Fesseln lösten, und so war eine Partheiung unvermeidlich, zumal auch die Anhänger des Herkommens ihre intelligente Vertretung nicht ganz entbehrten, und noch immer in Deutschland der Gedanke gestützt ward, daß die völlig thalmudisch-rabbinische Haltung mit den neuern Lebensverhältnissen recht wohl bestehen

---

2) Wir sind (durch Israelit 1846. S. 174.) belehrt worden, daß die I. S. 45. Anm. I. und die S. 48. (geg. Wurm) erwähnten Schriften Börne zum Verfasser hatten.

könne. Die Parthei der alten Form hatte als Anlehnungspunkte viele herkömmliche Einrichtungen, Rabbinat, Synagoge, Stiftungen.

Bei der Nothwendigkeit gemeinsamen Strebens nach bürgerlicher Freiheit entwickelte sich diese Partheiung ohne Zwiespalt und gleichsam im Verhältnisse eines Waffenstillstandes. Die Fortschreitenden ließen ihre Brüder, welche das Herkommen liebten, bei diesem zurück, und wurden von denselben auch nicht eigentlich gehemmt. Synagoge und Religionswesen blieb Sache des Einzelnen, nur die Verwaltung der erstern gehörte der Gemeinde; innere Verbesserungen wurden von den wenigen Besuchern derselben nicht erstrebt. Das Rabbinat war unthätig. Die ganze jüngere Generation, die Kinder der strengern Parhei mit eingerechnet, richtete alle Bestrebungen auf deutsche Bildung, auf Tüchtigkeit in gewerblicher Beziehung und auf Erringung bürgerlicher Achtbarkeit, so wie auf Abschleifung aller bisher aus der traurigen Abgeschiedenheit entsprungenen Unebenheiten. Dazu wirkten insbesondere die immer steigenden Leistungen der — seit 1845 auch durch einen großartigen Bau würdig vertretenen — Bürger- und Realschule trefflich mit, und sie ward und blieb, bei allen Partheiungen, der Stolz der Gemeinde. Neben ihren unschätzbaren Erfolgen konnten die oft angeregten Versuche, die rabbinischen Studien wieder empor zu bringen, keinen Anklang finden.

Indessen beobachteten die Partheien einander mit einer stillen Eifersucht und eine eigentliche Erschlaffung trat niemals ein. Einen Reiz zum Kampfe fanden sie immer in dem Einflusse, welchen Frankfurt durch seine Lage und Verbindungen auf andere Gemeinden ausübt. Zu vielen Verbesserungen im Süden hatte man die erste Saat aus Frankfurt erhalten,[1] und mehrere Rabbinatsbesetzungen und Dekrete der Regierungen im orthodoxen Sinne hatten ebenfalls in Frankfurt ihre Wurzel;[2] ja mehrere Schwan-

---

1) Außer mehreren Privatbeziehungen erwähnen wir nur, daß Johlson auf confidentielle Anfragen von Staatsmännern mehrere Gutachten ertheilte, die benutzt worden sind. Wir haben dieselben gelesen und ihre Einwirkung erkannt. 2) Darmstadt und das baierische Neologendekret gehören hierher. Wir haben es hier mit einem zarten Gegenstande zu thun, welcher eine weitere Ausführlichkeit für jetzt nicht gestattet.

kungen in den Maßnahmen kleinerer Regierungen rührten von den unsichtbaren Einflüssen her, welche bald die eine, bald die andere Parthei von dorther übte. Dies geschah nicht sowohl aus Streben nach Verbreitung der eigenen Meinung, als vielmehr aus nothwendigem Drang, sich selbst zu verstärken, um ein größeres moralisches Gewicht in die Wagschale zu legen, sobald ein entscheidender Schritt gethan werden mußte. Als der nächste, den man zu erwarten hatte, betrachtete man die Wahl der geistlichen Vertretung und als den zweiten, daraus hervorgehenden, den Bau eines neuen Gotteshauses im Sinne der stärkern Masse.

Während nun diese innere Partheiung in einem scheinbaren Waffenstillstande sich fortbildete, bis sie endlich durch den Austritt des alten und die Einsetzung des neuen Rabbinen zu einer Art von Abschluß gelangte, entwickelte sich ein anderes, viel schärfer ausgesprochenes Prinzip auf der Seite der Fortschreitenden. Die Verhältnisse mußten dies hervorrufen. Die politischen Kämpfe der frankfurter Gemeinde hatten seit 1814 eine Menge regsamer Kräfte in Bewegung gesetzt. Wie auf dem Rechtsboden, so suchten die jüngeren Vorfechter auch auf dem religiösen Gebiete die Fesseln abzuwerfen, welche die innere Bewegung behinderten, ja sie sahen in derselben eine Ursache der Schwierigkeiten, welche im Ringen um völlige bürgerliche Gleichstellung sich erhoben. Es verdroß die mit dem Thalmud minder vertrauten und jedenfalls vom Rabbinismus nicht berührten Jünglinge, daß sie die aus jenem hergeleiteten Vorwürfe vertreten und als Anhänger des letztern angesehen werden sollten, bloß weil der Mehrzahl der Muth abging, sich offen über ihre Gesinnung zu erklären, oder auch nur sich selbst über die veränderten Ansichten Rechenschaft zu geben. Mehrere junge Männer veranlaßten deßhalb schon 1819—1820 Berathungen über die Art, wie auf dieser Seite eine Aussprechung der Gesinnung zu erzielen sei. Es wurde nach andern Orten geschrieben, es wurden Gleichgesinnte aufgefordert, sich anzuschließen, — der Versuch mißlang. Die Zeit war noch nicht weit genug vorgerückt. Eduard Gans gründete zwar, mit Beziehung auf die in Deutschland gepflogenen Unterredungen,[1]

1) Wir haben dies von ihm selbst. Er sprach es 1820 in einer Versammlung von Freunden aus, in welcher wir zugegen waren.

und mit überschwenglichen Erwartungen von dem allgemeinen Anklange, — den Berliner Verein; aber es zeigte sich bald, daß noch lange nicht so viele Mitkämpfer sich einfanden, als nöthig war, um zu einer That zu schreiten... Ja, es scheint, als ob man absichtlich den Streit vermied. Thalmud und Rabbinismus verloren täglich an Zahl und dem Anscheine nach auch an moralischem Gewicht und man durfte hoffen, bald die Gesammtheit auf dem freiern Boden der Gegenwart zu finden. In Frankfurt selbst erwarteten die eigentlichen Vertreter der theologischen Studien, als Schulmänner, die Erfolge der Erziehung und hielten es für nachtheilig, die Gemüther in Leidenschaft zu versetzen. Creizenach vermeinte sogar, eine Vermittelung erwirken zu können und schrieb viele Jahre hindurch, um eine Art von Verständigung zu erzeugen, erst spät nach bittern Erfahrungen und mancherlei Schwankungen zu der Ueberzeugung gelangend, daß es ein vergebliches Unternehmen sei, zwei einander widersprechende Prinzipien versöhnen zu wollen.[1] Ja er selbst verzweifelte an einer allgemeinern Maßnahme zur Verdrängung des Rabbinismus; die Literatur der Streitschriften konnte sich keinen Eingang verschaffen. Der Tod rief ihn ab, bevor er sich ganz mit den eigentlichen Bedürfnissen der Zeit befreunden konnte. Seine Wirksamkeit lebte indeß fort in der von ihm gemüthlich und zur Theilnahme für religiöse Angelegenheiten unterrichteten Jugend.

Inzwischen war die anti-thalmudische Parthei durch die Geigersche Bewegung in der Hoffnung bestärkt worden, daß der Gegensatz gegen den alten Rabbinismus sich bestimmter und wissenschaftlicher, aus der Bildung der jüngeren Rabbinen entwickeln würde. Es hatten sich in der Zeitschrift so viele derselben frei und ohne Rückhalt über die Tilgung der todten Formen und die Nothwendigkeit einer völligen Umgestaltung des Religionswesens ausgesprochen, daß es das Ansehen hatte, als sollten nur die vereinzelten Momente hier in einen Brennpunkt zusammenkommen, damit das jüngere, sehr verbreitete Bewußtsein einen entsprechenden Ausdruck und die damit verbundenen Einrichtungen erhielte. Ja, es drängte sich vielen Vorkämpfern der

1) Wir haben sein Leben und Wirken beschrieben im Wiener Isr. Jahrbuch. 5605. Vergl. Dorsche ha Doroth. Vorr. (1840.)

neuern Richtung die Ueberzeugung auf, daß die Rabbinen dieser Schule nur auf Gemeinden warteten, um sich mit Entschiedenheit als Reformatoren an deren Spitze zu stellen. Es war dies ein Irrthum, welcher aus unrichtiger Auffassung des fortschreitenden Rabbinismus, wie sich diese Schule nannte, und aus den Aeußerungen Einzelner leicht hervorging.[1] Die Vorfechter dieses jüngern Rabbinismus waren zwar von Anfange an weit von dem Gedanken entfernt, dem Leben, welches sich dem thalmudischen Wesen entfremdet hatte, neue Fesseln anzulegen, aber sie gedachten die geschichtliche Entwickelung möglichst inne zu halten und keinen Sprung zu wagen. Dem Vorwurfe der Halbheit glaubten sie wiederum ihrerseits durch die Pastoralklugheit, welche jede Uebereilung widerrieth, zu begegnen. Dem Geiste nach stand der neue Rabbinismus der Reform allerdings nahe genug, nur an Entschiedenheit mangelte es ihm, trotz der Abwerfung des alten Thalmudismus, und es fehlte nicht an solchen, die jeden Rabbinen, welcher sich der entschiedenen Reform angeschlossen hätte, als nicht gleichstrebend erkannt haben würden.[2] Allein dies war zur Zeit nicht bestimmt ausgesprochen und jenes Mißverständnis war vorhanden. Das bewog denn eine Anzahl wohlgesinnter Männer der Frankfurter Gemeinde, einen Schritt zu thun, welcher endlich das gegenwärtige Bewußtsein an's Licht zöge und der Entwickelung eine entschiedenere Richtung zu geben sich eignete.[3]

Wenige Wochen nach dem Tode Creizenachs, im Herbste 1842 begannen diese von seinem Sohne Theodor angeregten Berathungen im engern Kreise einer Zahl von etwa 20 Männern verschiedenen Standes, aber alle der gebildeten Gesellschaft, zum Theile wissenschaftlichen Berufen angehörig. Sie waren fast sämmtlich den Erscheinungen der Neuzeit mit lebhafter Aufmerksamkeit und Theilnahme gefolgt, und da-

1) Geiger hatte 1837 geschrieben (III. S. 478.): Ich weiß wohl, daß es nicht an der Zeit ist, ein System des jüdischen Glaubens und Thuns — letzteres ist das Wesentlichere — aufzustellen. Vergleiche dessen genauere Erläuterungen über historisches Fortschreiten. IV. 378

2) Die Gutachten mehrerer jüngeren Rabbiner über den Reformverein im Jahre 1843 bezeugen dies zur Genüge.

3) Schon 1836 gab ein denkender Reformfreund in Geiger's Zeitschrift, III. 169., Grundzüge zum Ausdruck dieses Bewußtseins. Jenem ist Aufsatz wohl auch ein bestimmterer Einfluß zuzuschreiben.

durch mit den Ansichten, welche einander gegenüberstehen, so weit sie ohne gelehrte Sachkenntniß von der Entwickelung des Judenthums aufgefaßt werden können, vertraut; eigentliche Theologen waren nicht dabei, und wurden absichtlich nicht zugezogen.[1] — Der Gedanke, welcher als der bewegende Grundtrieb angesehen werden muß, ist die Erkenntniß, daß sich eine bereits zahlreiche Menge deutscher Israeliten durch politische Freiheit, Gewerbe, Bildung und Lebensweise dem alten Rabbinismus vollständig entfremdet, und dem deutschen Boden angeeignet habe, so daß eine Vertretung derselben durch den Rabbinismus nicht länger erträglich erscheine. Man sagte sich's unverhohlen, daß die augenscheinliche Unwahrheit nach außen hin die verdrießlichsten Mißverständnisse immerfort erzeuge, nach innen zu aber eine offenbare Lüge sei; beides der ehrenhaften Gesinnung unwürdig, welche man denen, die dieser Parthei angehören, wohl durchweg in jeder andern Hinsicht zugestehen müsse. Daher nun fühlten diejenigen, welche von Nebenrücksichten nicht behindert wurden, sich berufen, ihre Gesinnung unumwunden auszusprechen, in der Absicht, auch die Zögernden durch ihr Beispiel aufzumuntern, und so neben der moralischen Kraft, auch die der Zahl zu gewinnen, und dem confessionellen Judenthume eine zeitgemäße, vom Rabbinismus gänzlich ableitende Richtung zu geben. Dies geschah durch drei Grundsätze welche jedes Mitglied unterschrieb. (s. u.)

Sobald hiervon etwas verlautete, fehlte es nicht an Entstellungen und Anfeindungen inner- und außerhalb. Die Mitglieder des Reform-Vereins, sich eines untadeligen Strebens bewußt, ließen sich davon nicht irren, sie suchten vielmehr Stützpunkte in den Meinungen intelligenter Männer, denen die Sache selbst näher lag. Riesser und Mor. Stern (letzterer war schon bei den ersten Berathungen zugegen gegen) wurden zu Rathe gezogen. Beide sind der freiesten Geistesentwickelung zugethan, jener nach seinen allbekannten Grundsätzen, dieser noch besonders aus näherer Kennt-

1) Auch der Verfasser dieser Geschichte war einigemal zugegen, berichtet aber hier, ohne dem Reform-Verein in der Gestalt, die er annahm, sich angeschlossen zu haben, aus genauester Kunde von den Verhandlungen, die in mehrern Zeitschriften unrichtig dargestellt und beurtheilt worden

niß des Thalmuds und des Rabbinismus und der hemmenden Einflüsse derselben auf's Leben. Sie pflogen untereinander und mit Mitgliedern des Vereines einen Briefwechsel, welcher vertrauliche Mittheilungen und einen Gedankenaustausch zu bewirken zum Zweck hatte, und lediglich Privatansichten enthielt, welche mehr und minder Anklang fanden oder gemißbilligt wurden. Eine voreilige Veröffentlichung [1] verschiedener Auszüge daraus in Verbindung mit den weiter unten folgenden drei Artikeln störte diese Besprechung, und gab allerdings den Absichten des Vereines nach außen eine schillernde Färbung. Dieses drängte ihm die Pflicht auf, offen herauszutreten, und seine An- und Aussichten ohne Vertretung einzelner Meinungen auszusprechen. Von diesem Augenblicke an, nimmt er seine Stellung in der Tagesgeschichte ein.

Allein diese Geburt muß eine unzeitige genannt werden, schon weil sie erzwungen war. Eine geregelte Entwickelung der Schritte des Vereines hätte dazu dienen müssen, den Boden näher zu prüfen, auf welchen er seine Ueberzeugungen, die ohnehin noch nicht klar in's Bewußtsein getreten waren, pflanzen wollte, und daraus hätte sich eine andere Gestaltung ergeben, als die ist, welche er plötzlich annahm. Der Verein hatte nämlich bisher nur die drei für nöthig erachtete Grundbestimmungen seiner Überzeugung abgefaßt, und verlangt, daß alle Gleichgesinnten durch ihre Unterschrift ihren Beitritt erklären sollten, damit man daraus ersehen könne, wie weit die Bereitwilligkeit zu thatsächlichem Zusammenwirken sich erstrecken dürfte. Schon die geringe Zahl der Unterzeichnungen, welche bei aller Entschiedenheit der Frankfurter doch selbst hier keine Fortschritte machte, mußte zu der Überzeugung führen, daß man von irriger Voraussetzung ausgegangen war, und bald den Berathungen des Vereines eine andere Richtung geben. Schon hatte Riesser sich gegen die Art, wie der Verein sich auszusprechen gedachte, erklärt, und war dadurch dem Vereine fast gänzlich entfremdet worden, wie er dies in einem öffentlichen Schreiben bekannt machte, [2] andererseits waren viele fast gänzlich für Reform stimmende Männer durch mannigfache Anstände abgeneigt, die Grundzüge des Vereines zu

---

1) Allg. Zeitung des Judenth. 1843. 35. aus gedruckter Vorlage.
2) Allg. Zeitung des Judenth. 1843. 33.

unterzeichnen. Die Meisten fühlten diese Anstände, ohne klare Erkenntniß; es fehlte aber nicht an solchen, welche sich darüber Rechenschaft gaben. Den stärksten Widerspruch mußten sie abseiten der fortschreitenden Rabbinen erfahren, deren ganzes Wesen, statt, wie der Verein meinte, dadurch gefördert zu werden, vielmehr eine neue Hemmung darin erkannte oder befürchtete.

Die Grundzüge, welche zur Unterschreibung gleich anfangs vorgelegt wurden, lauteten also:

1. Wir erkennen in der mosaischen Religion die Möglichkeit einer unbeschränkten Fortbildung.
2. Die gewöhnlich mit dem Namen Thalmud bezeichnete Sammlung von Controversen, Abhandlungen und Vorschriften hat für uns weder in dogmatischer, noch in praktischer Hinsicht irgend eine Autorität.
3. Ein Messias, der die Israeliten nach dem Lande Palästina zurückführe, wird von uns weder erwartet noch gewünscht; wir kennen kein Vaterland als dasjenige, dem wir durch Geburt oder bürgerliches Verhältniß angehören. [1]

Zur Würdigung dieser drei Punkte, mittelst deren Unterschreibung man sich zu den Bestrebungen der Reformfreunde (wie sich der Verein in seinen Schriften nannte) bekennen sollte, wurde ein Rundschreiben beigefügt, des Inhalts: die Zeit erheische von den Israeliten, die dem herkömmlichen, entstellten Judenthume entsagt haben, ein wahrhaftes Bekenntniß, eine Glaubensform, wie treffliche Schriftgelehrte unserer Zeit sie auf den Grund des reinen Mosaismus andeuten, namentlich eine offene Lossagung vom Thalmud und von der bisherigen Vertretung durch den Rabbinismus, so daß die neuern Theologen in der Zahl der Bekenner eine Stütze finden, und nicht durch Schein-Thalmudismus sich zu halten genöthigt seien. Die drei Artikel seien der Gesinnungsausdruck der Reformfreunde, ihre Absicht sei nicht Zerstören, sondern Schützung des Kerns durch geläuterte Formen, so wie Herstellung einer freien und offenen Vertretung dieser Glaubensansicht.

Ein Programm erschien zugleich, welches darthat, wie

---

1) Abgedruckt in Freunds: Die Judenfrage. 1843. S. 254. ff. auch sonst in den Zeitschriften.

der Mosaismus zur Feststellung der priesterlich-theokratischen Nationalität vieler Einrichtungen bedurfte, die mit dem Aufhören des Staates von selbst untergingen, dagegen viele auf Absonderung hinzweckende Ceremonial-Gebräuche, und zwar im Widerspruche mit den Propheten, als heiligend geblieben und weiter ausgebildet worden seien, und endlich, wie dieses die Juden in eine schiefe Stellung zu Andern gebracht habe, indem man in der Beschneidung und vielen andern Gebräuchen nur ein Bestreben, sich ferner abzusondern, erblicke. In allen Perioden jedoch, in welchen das Rein-menschliche sich gegen geschichtliche Ausartungen geltend machte, habe sich bei den Juden ebenfalls ein energischer Aufschwung kund gegeben, und sei das reine Judenthum aus den Schlacken der Zeiten hervorgezogen worden. Andrerseits habe man noch in der neuesten Zeit auch „verrottete Mißbräuche und höchst unwürdige Gewöhnungen als religiöse Gesetze zu erhalten" sich bemüht. Die Reformversuche seien nur Vermittelungen geworden; die ewige Bildungsfähigkeit des Mosaismus sei nur selten anerkannt worden. Die Civilisation habe den Rabbinismus außer Kraft gebracht, jetzt sei die Zeitaufgabe, die Religion von Entstellungen zu befreien; dies besonders, damit der Zwiespalt zwischen Bekenntniß und Leben aufhöre, der namentlich dem weiblichen Geschlechte alle religiöse Nahrung entziehe, und die Jugend gesinnungslos mache. — Die Absicht der Reformfreunde ziele nicht auf bürgerliche Vortheile hin; sie wollen nur die Erstarrung bekämpfen. Sie stellen keine Dogmen auf, wollen keine neue Sekte bilden, vielmehr jedem seine Überzeugung lassen, und lediglich ihre Gesinnung zur Anerkenntniß bringen, um aus dem unwahren Schein herauszutreten. Sie stehen denen, die dem Herkommen zugethan sind, nicht feindlich gegenüber, sondern hoffen nur dem so gereinigten Judenthume eine würdigere Form zu verschaffen und dessen innern Gehalt vor Entstellung zu schützen.

Diese Ausschreibungen machten im Allgemeinen schon dadurch, daß sie nicht gehörig vertreten waren, und die Mitglieder nicht genannt wurden, nur einen sehr geringen Eindruck. Sie regten die ältern Rabbinen gar nicht auf, weil man keinen Erfolg davon befürchtete, und nur die jüngern Theologen, welche dem Fortschritt das Wort redeten,

traten polemisch gegen diesen Verein auf, vielleicht theilweise, um den Unterschied ihrer Bestrebungen von denen der Reformfreunde, welche meinten, ihr Unternehmen sei nur die Ausführung der Theorien der jüngern Theologen, recht anschaulich zu machen. Aber durchweg scheiterte der Versuch an dem richtigen Takte der theologisch-gebildetern Israeliten, welche theils fühlten, theils erkannten, daß in den drei obigen Punkten sich eine gänzliche Ungenauigkeit des Bewußtseins kund gab, und daß sie entweder in ihrer einfachen Verneinung dem Bekenntnisse gar keine Unterlage gewährten, als höchstens ein subjektives Fortgehen jedes Einzelnen in seiner eigenen Anschauung, woraus nie eine gemeinsame Form entstehen kann, oder in ihrem indirekten positiven Gehalte viel mehr einräumte, als das Programm selbst zuzugestehen schien. Denn im ersten Punkte gab man eine historische Fortbildung des Mosaismus zu, und doch sollte eine plötzliche Unterbrechung eintreten und der bisherige Gang einem völlig andern weichen, dessen Berechtigung nur in der Willkür wurzelte, oder mindestens keine Anlehnungspunkte darbot, da die geschichtlichen sogar vermieden werden; der zweite leugnete die Autorität des Thalmud, ohne eine andere Richtschnur zu geben, so daß die verbindende Kraft entweder nirgend oder in der Bibel gesucht werden mußte; es ist aber im Programm auch dieser nur ein sehr schwacher Einfluß auf die heutige Lehre eingeräumt.

Die Tagespresse verfehlte nicht, diese inneren Widersprüche ins Klare zu setzen, und bald mischte sich von beiden Seiten auch manche der ganzen Frage höchst unwürdige Erörterung mit ein. Die Auffassungsweise abseiten der Reformfreunde wich immer mehr beim Eingehen in Einzelheiten so sehr von den Ansichten der jüngeren Theologen ab, welche die historische Entwickelung festhalten, daß an eine Einigung nicht sobald zu denken war, und daß ihre Wirksamkeit, besonders durch die Wahl L. Steins, welcher sich gegen den Reformverein erklärt hatte, in Frankfurt vorläufig in der Gemeinde, als solcher, keinen praktischen Boden fand und sich zunächst auf literarische Bearbeitung ihrer Ansichten beschränkte, wozu sie ein öffentliches Organ benutzen, das ihrer Anschauung nahe steht.[1] In Frankfurt hatte in-

1) Der Israelit des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von

zwischen L. Stein das Rabbinat angetreten, und seine Thätigkeit hauptsächlich dem Cultus gewidmet, in welchem er einzelne zeitgemäße Reformen versucht hat, die jedoch eine weitere Entwickelung [1] erwarten lassen. Das Element der Erbauung durch Synagogen- und Festlichkeits-Reden ist durch ihn vorzüglich gut vertreten und hat dem Cultus bereits einen Theil der Gemeinde wieder zugewendet.

XXIII.

Die Beschneidungsfrage.

Eine historische Bedeutung erlangte aber schon sofort der Reformverein auch für's Leben durch die Beschneidungsfrage, welche um dieselbe Zeit in Frankfurt am Main sehr ernste Aufregung hervorbrachte.

Das Sanitäts-Amt der freien Stadt Frankfurt erließ unterm 8. Februar 1843 (veranlaßt durch Todesfälle, welche in Folge der Beschneidung eingetreten waren,) eine Verordnung des Inhaltes, daß die Beschneidung fernerhin nur von Männern, welche die erforderlichen anatomischen und physiologischen Kenntnisse und die gehörige technische Fertigkeit besitzen, auch nur in Gegenwart und mit Genehmigung des Arztes, vollzogen werden dürfe. §. 3. dieser Verordnung lautet also:

Israelitische Bürger und Einwohner, in so fern sie ihre Kinder beschneiden lassen wollen, dürfen sich dabei nur der besonders hierzu bestellten Personen bedienen.

Dieser Punkt erregte nun, wie leicht begreiflich, großes Aufsehen. Bisher herrschte die Meinung, die Beschneidung sei, wo nicht ein Sakrament, so doch jedenfalls das biblische Bundeszeichen für den Eintritt eines männlichen Kindes in's Judenthum, und sei daher sowohl unter

M. Heß, Grhz, Weim. Landesrabb. Beachtenswerth ist eine Schrift Albert Fraenkel's (Sohn des Herausgebers der Sulamith) die ff. Reformfreunde, das moderne Judenthum und die neue Zeit. 1844.

1) Vergl. Orient. 1844. S. 324. ff.

den Juden unerläßlich, als auch in bürgerlicher Beziehung die wesentliche Bedingung des Individuums als Mitglied der jüdischen Gemeinde. Der Wortlaut dieser Verordnung aber stellt dies gesetzlich der freien Willkür jedes Vaters anheim, und hebt somit jene Meinung gänzlich auf, wie sie denn auch in bürgerlichen Gesetzen nirgend Begründung findet. — Der Rabbiner Trier hielt sich in seinem Gewissen verpflichtet, gegen die Deutung, als sei die Beschneidung von der religiösen Seite lediglich der Willkür zu überlassen, bei dem Senate eine Verwahrung einzulegen. Das Sanitätsamt erklärte ihm hierauf, es sei bei jener Verordnung nicht beabsichtigt worden, ein Religionsgesetz der Juden aufzuheben.

Die rabbinische Parthei konnte hierin um so weniger Beruhigung finden, als die Beschneidungsfrage früherhin schon wissenschaftlich beleuchtet,[1] jetzt das Leben zu berühren anfing. Die Mitglieder der Reformfreunde waren und sind größtentheils überzeugt, daß die Beschneidung keine Bedingung des Judenthumes sei. Riesser hatte dies offen gesagt und sich namentlich gegen jeden gesetzlichen Zwang in dieser Hinsicht mit aller Schärfe erklärt, mehrere andere sprachen unverholen den Vorsatz aus, dieselbe an ihren dereinstigen Söhnen nicht mehr vollziehen lassen zu wollen, und es fanden sich bald Beispiele. Die Reformfreunde, welche diese Frage in ihrem Programme nur nebenher berührt hatten, ließen eine Schrift[2] darüber ausarbeiten, welche denn alsbald Entgegnungen hervorrief.

---

1) Eine vorzügliche Schrift ist die von Dr. J. Bergson: Die Beschneidung, vom historischen, kritischen und medicinischen Standpunkte, im Orient 1841 — 2. dann mit Bezug auf die neuesten Debatten und Reformvorschläge, Berlin. 1844.

2) Über die Beschneidung, in historischer und dogmatischer Hinsicht, von Bar Amithai (pseudonym). Frankfurt am Main. 1843. Nur eine eilige Partheischrift, in welcher statt der Beschneidung eine andere, neue Ceremonie — die übrigens für die Ansicht der Reformfreunde keine Wahrheit enthält — vorgeschlagen wird. Wesentlich für die chirurgische Verbesserung des Verfahrens ist das gleichzeitig erschienene Werk Guide du Posthélomiste etc. par L. Terquem. Metz. 1843. 54 S. übersetzt und vermehrt durch L. Heymann in Magdeburg. 1844. (XII. 44 S.) Sonst ist noch erschienen: Die Beschneidung, historisch und medicinisch beleuchtet von Dr. M. G. Salomon. Braunschweig. 1844. Neuerdings ist auch von Gideon Brecher in Proßnitz eine Abhandlung: Die Be-

Jetzt rüsteten sich die Anhänger des Rabbinismus zu einem offenen Kampfe. Aber hier begingen sie sogleich von vorn herein einen Mißgriff, welcher zu erkennen gab, daß sie die Zeit nicht zu würdigen verstanden. Anstatt auf die Ueberzeugung hinzuwirken, waren sie darauf bedacht, durch gesetzliche Zwangsmittel oder durch Kirchenzucht dahin zu gelangen, daß die Beschneidung als religiöses und bürgerliches Gesetz der Willkür entzogen würde. In einem hebräischen Rundschreiben forderte der alte Rabbiner zu Frankfurt alle Rabbinen von einigem Rufe (man sagt 80 an der Zahl) auf, sich über die Unerläßlichkeit der Beschneidung zu erklären, und insbesondere ihr Gutachten dahin abzugeben, ob ein Unbeschnittener oder ein Vater, welcher diesen Akt am Kinde verweigere, noch ferner als Mitglied der Gemeinde zu betrachten, und als solches Zeugniß oder Eid zu leisten fähig sei? — Man versuchte sogar in Frankfurt, ein Haus dahin zu stimmen, daß es mit dem ersten Übertreter öffentlich jede Geschäftsverbindung abbreche, und ihn durch äußere Verluste nöthige, seinen Vorsatz aufzugeben, was jedoch bei dem schon oben beschriebenen Charakter der Frankfurter nur die entgegengesetzte Wirkung haben konnte. Die Bemühung des Rabbiners, welcher über den ersten Fall eine Anzeige an den Senat brachte, blieb ohne Erfolg, weil sich der Senat nicht für competent hielt, in dieser Angelegenheit einzuschreiten. Der Gemeinde-Vorstand in Frankfurt war noch weniger geneigt, die Gewissensfreiheit seiner Mitglieder zu behelligen.

Es liefen unterdeß nach und nach die rabbinischen Gutachten ein, von welchen man in Frankfurt eine Anzahl als Manuscript drucken ließ, um solche nur geeigneten Händen anzuvertrauen, insbesondere aber um sie bei verschiedenen Regierungen einzureichen und dadurch auf etwaige legislative Maßnehmungen hinzuwirken. Zusammen erschienen 28, ein gesondertes später von Zunz.[1] Allesammt erklären sich für Unerläßlichkeit der Beschneidung, als eines

---

schneidung der Israeliten, erschienen, mit einem Anhange von M. Steinschneider: Die Beschneidung der Muhamedaner. 1846. (Von beiden hat nur der Anhang Werth.)

1) Rabbinische Gutachten über die Beschneidung rc. v. S. A. Trier, im Januar 1844. Zunz: Über die Beschneidung. 1844.

religiösen Aktes; dagegen herrschte unter ihnen große Verschiedenheit über das gegen Widerstrebende inne zu haltende Verfahren, wie denn überhaupt in Ermangelung einer Autonomie oder eingeführten Kirchenzucht von einer Behandlung der Renitenz gar nicht die Rede sein kann. Für den Standpunkt der Bildung und der Gesinnung sind die Gutachten historisch wichtig, denn sie sind von Männern der verschiedensten Stellungen, Wirkungskreise und Färbungen, oft auch nicht ohne Rücksicht auf die herrschenden Regierungsansichten abgefaßt; daher in vielen Beziehungen charakteristisch für legislative Einwirkungen sowohl, als persönliche Ansichten und äußere Verhältnisse.

Scharfe Urtheile erfolgen aus dem Hannövrischen, jedoch mit sichtlicher Rückhaltung, um nicht allzuschroff aufzutreten. Der bisherige leidenschaftliche Kämpfer auf Seiten des Conservativismus, S. R. Hirsch, widerräth jede Art von Leidenschaft und Verfolgung, und stimmt für Ausschließung aller Einzelnen und aller Vereine, welche die Abschaffung der Beschneidung thatsächlich geltend machen, und für Abbrechung aller religiösen Beziehung mit derselben. Etwas gemäßigter urtheilte sein damaliger Amtsgenosse, Adler in Hannover, den Gegenstand der Frage vom biblischen, historischen, und religiösen Standpunkte aus in seiner Art beleuchtend. Er hält die Rabbiner für verpflichtet, alle gesetzlichen Wege einzuschlagen, um die Irrenden zu bekehren, beharrlich Widerstrebende aber auszuschließen. — An diese Stimmen, welche durch ihre in der Culturgeschichte häufig genannten Urheber, so wie auch durch die Fassung ihrer Äußerungen etwas bemerkenswerther erscheinen dürften, schließen sich zwei Vertreter kleinerer Gemeinden aus Kurhessen (Hanau und Gudensberg), von denen eine sich dahin erklärt, daß derartige Widerstrebende nicht ferner zum Gottesdienste zuzulassen, auch nicht von einem Rabbiner zu trauen seien. Ob hierin anderweitige hierarchische Ansichten der Landeskirche zum Vorbilde gedient haben mögen, lassen wir dahingestellt sein. Doch kennen die Rabbinen die Richtung der Landesministerien. Zwei ähnliche (Witzenhausen und Fulda) und eine dritte kurhessische Stimme (Eschwege) die einem liberalern Organe angehört, sind nicht mit abgedruckt worden. — Absprechender

tritt der an Autonomie gewöhnte Altonaer Rabbiner auf, die religiöse Ungebundenheit der jüngern Zeit verdammend, will er die Unbeschnittenen (wie an vielen Orten die Beschnittenen es sind!) für unfähig erklären, Zeugniß und Eid abzulegen; während der viel höher gestellte, durch Amtsthätigkeit und öffentliches Vertrauen ausgezeichnete Oberrabbiner in Copenhagen, A. A. Wolff, die Frage von Seiten der Tradition, der Bibel, der Geschichte, des Glaubens und des Kirchenrechts (dieser Ausdruck ist hier in der jüdischen Culturgeschichte von Wichtigleit, er bezeichnet einen Begriff, welcher nur aus der eigenthümlichen Beschaffenheit der Gemeinde entspringen konnte) erörternd auf Ausschließung dringt, ohne andere Folgen daran zu knüpfen. — Die rabbinischen Vertreter solcher Gemeinden, welche von ihren Regierungen gar nicht beachtet werden, wie die westlichen preußischen, verhalten sich nach ihrer persönliche Ansicht; Sutro in Münster erkennt aber gegen die Verletzer der mosaischen Gesetze mit oft geübtem Fanatismus, den biblischen Fluch; Ullmann in Krefeld, sonst freier und milder, eiferte diesmal über die Kühnheit derer, welche einzelne Gesetze willkürlich abschafften, und erklärte ihren Eid für verdächtig; selbst Joseph Kahn in Trier, zur freisinnigsten Parthei der Rabbiner gehörig, fand die Sache der Renitenten bedenklich. Seine Stimme, welche gegen jede allgemeine Maßregel rieth, blieb ungedruckt. So auch eine gegnerische aus Bonn. Samuel Hirsch in Luremburg (wo völlige Freiheit herrscht), nachmals einer der stärksten Vorfechter der reformistischen Richtung, nahm die Beschneidung, obwohl nur als heiliges Symbol, in Schutz, dessen Unterlassung völlige Ausschließung bewirke.[1] — Aus Baiern waren viele Stimmen vernehmbar, die meisten (Würzburg, Schwabach, Hürben, München) mit bittern Klagen über die Neuerungen (bei der Regierung bekanntlich Neologie genannt), theils dahin rathend, daß der Arm der weltlichen Behörden zur Aufrechthaltung der Beschneidung angerufen werde, (was auch thatsächlich geschehen ist,) theils Unfähigkeit, Zeugniß und Eid abzulegen, erkennend, — indem sie die Schmach übersahen, unter welcher ein Theil ihrer Landsleute noch seufzen! Einige derselben (Kissingen) sanfter.

1) Wir glauben annehmen zu dürfen, daß er diese Ansicht aufgegeben hat.

Die aus Burgpreppach, Augsburg, Anspach und Marktsteft blieben ungedruckt; ihre Ansicht ohne Zweifel dieselbe. — Aus Baden ließen sich vier Stimmen vernehmen, aus Heidelberg, Mannheim und Randegg, wo die Rabbinen schon etwas mehr dem Fortschritt zugethan sind, mit besserer Haltung; dagegen aus Gailingen im Geiste des fanatischen Oberlandes, mit Verdammung der ganzen reformistischen Richtung.

Einige Stimmen aus dem Großherzogthum Hessen blieben lediglich bei der einfachen Frage stehen und sowohl aus Darmstadt wie aus Gießen erklärte man die Beschneidung für unerläßlich und zwar im Sinne eines Sacraments. Die aus Worms fanatisirt im höchsten Grade; die aus Mainz wurden nicht gedruckt.

Aus Würtemberg erhielt man nur wenige Gutachten, aus Mühringen nur eine schwache Beipflichtung, dagegen aus Oberndorf eine ganz besondere Auffassung, nach welcher der Unbeschnittene nicht selig werde, der Widerstrebende den Glauben an die Seligkeit leugne, und folglich beim Eide, wo auf den Glauben Rücksicht zu nehmen sei, kein Vertrauen verdiene. Die aus Jebenhausen blieb ungedruckt. So die freisinnige aus Braunschweig. — Aus Preußen erschien nur ein unbedeutendes Votum aus Königsberg.

Aus Oesterreich erhielt man von Wien aus eine einfache Verurtheilung von dem dortigen Rabbiner; dagegen erregten drei andere Gutachten nicht geringes Aufsehen, sowohl durch ihren Inhalt wie durch die eigenthümliche Fassung. J. N. Mannheimer in Wien eiferte mit lebendiger, scharf einschneidender und kühner Beredsamkeit gegen das Unterfangen Einzelner, sich der gesetzlichen Ordnung zu entziehen, welche er hier als ein Gesellschafts-Statut betrachtet, und erklärt, daß die Gemeinde niemanden, der sich diesem widersetze, zu dulden brauche, vielmehr unbekümmert um die weitern Folgen, vermöge der Kirchendisciplin (auch dies ist ein neuer Begriff) auszuweisen habe. In einem Lande, wo Tolerirte existiren und persönliche Toleranz ertheilt wird, ist eine solche Kirchendisciplin ausführbar und wohl auch wirksam. — Weit ruhiger spricht S. L. Rapoport in Prag, die ganze Frage in ihrem wesentlichen Zu-

1) Die Regierung erklärte sich 1846 gegen jede Einmischung.

sammenhange mit dem bisherigen Gange der Cultur fassend, zugleich aber von seinem Standpunkte aus betrübt über die obwaltenden Zerwürfnisse, die Verhältnisse bedauernd. Er nimmt die Tradition gegen die Geigersche Schule in Schutz, verwirft Riessers Äußerungen, unter billiger Anerkennung seiner sonstigen Verdienste um die moralische Erhebung des Judenthumes, und findet in der vorliegenden Frage nichts zu thun, als Widerstrebende einfach auszuschließen. Mit gleicher Ausführlichkeit und fast in demselben Sinne erklärt sich S. D. Luzzatto in Padua, die Eingriffe in alles, was ihm charakteristisch im Judenthume erscheint, bitter tadelnd, zu gleicher Zeit insbesondere auch die Gesetzgebungen zurechtweisend, welche gerade damals versuchten, die Juden zur Uebertretung religiöser Vorschriften zu zwingen. Betreffend die Behandlung derer, welche das Bundeszeichen nicht beachteten, räth er zu Ausschließung von Rechten, obgleich nicht von den milden Anstalten. — Frankel und Berneys lassen sich auf die Frage kaum weiter ein.

Man hat wohl daran gethan, die ganze Sammlung der Gutachten nur als Abschriften zu verbreiten, und dem öffentlichen Urtheile zu entziehen; sie ist auch so schon eine Niederlage des Rabbinismus. Die legislativen Behörden konnten auf diese kleine Zahl einseitiger Privatstimmen keine Rücksicht nehmen, am Wenigsten um eine gewaltsame Maßregel einzuführen, während dieselben Männer ohnehin meist der Regierung das Recht, in die religiösen Angelegenheiten der Juden einzugreifen, streitig machen. Aber auch auf den intelligenten Theil der Israeliten einzuwirken, eignete sich eine solche Sammlung nicht, die neben einigen Beweisen trefflicher Gesinnung und achtungswerther Gelehrsamkeit so viele Äußerungen eines dünkelhaften Fanatismus, so viel seichtes Gerede und völlig unbegründete Behauptungen, eine oft schon in Handhabung des deutschen Ausdrucks sich kund gebende Unwissenheit, wie gewöhnlich mit Anmaßung verbunden, vorführt, daß sie nur mitleidiges Achselzucken erregte. Die Herausgeber fühlten dies sehr wohl, und machten, während sie eine Anzahl der Gutachten gänzlich unterdrückten, auch die herausgegebenen zu Apokryphen.

Aber der Schritt war einmal gethan, und er hatte gewichtige Folgen, welche die Urheber nicht erwartet hatten.

Die eigentlichen Reformer achteten wenig oder garnicht auf die für sie ganz bedeutungslosen rabbinischen Stimmen und nur die traurige Erfahrung glaubten sie darin zu erkennen, daß selbst viele wissenschaftliche Rabbinen der moralischen Kraft ermangelten, sich der Vorurtheile oder anderer Rücksichten zu entschlagen, um der Wahrheit die Ehre zu geben und daß auch sie der öffentlichen Meinung anheim zu stellen seien, wenn man überhaupt hoffen wolle, von den Fortschritten der Wissenschaft gehörigen Gebrauch zu machen, und den wenigen freier denkenden Rabbinen Stützpunkte im Volke zu verschaffen. Sie bildeten daher von nun an fast nur eine stetige literarische Opposition in ihrem Organe.[1] Aber ein mächtigerer Gegensatz erhob sich aus der Mitte der Rabbinen selbst. Was Geiger längst vorbereitet hatte, führte Holdheim aus. Er übernahm die Mission, den ganzen Rabbinismus zu brechen und ein für allemal die Wissenschaft und das Leben von jeder Art des Glaubensdruckes zu befreien. Die Beschneidungsfrage war jetzt nicht mehr allein der Gegenstand des Streites, vielmehr hatte die Art, wie man dieselbe in die Gesetzgebung eindrängen wollte, sie zu einer höheren Prinzipfrage gemacht, und es galt jetzt zu entscheiden, wie fern den Staatsgesetzen eine Befugniß zustehe, die jüdischen Religionsgebräuche zur Grundlage für bürgerliche Behandlung zu nehmen, und überhaupt das Verhältniß der jüdischen Religionsgesetze und Gebräuche zu den Staatsgesetzen und zum Bürgerthum in ein helles Licht zu stellen.

XXIV.

Die Streitfrage, betreffend Reformen im Judenthum abseiten der Regierungen. Samuel Holdheim.

Seit dem Erlöschen der Autonomie der Rabbinen oder der jüdischen Vorstände, in den meisten europäischen Staaten, — sie hielt sich am längsten in Altona und im Mek-

1) Daher die oft sehr unangemessenen Persönlichkeiten im Isr. des XIX. Jahrhunderts zu Anfang 1845, wie denn überhaupt die öffentlichen Organe im Jahre 1844 und 1845 sehr oft die rechte Haltung verloren, welche im Jahre 1846 wieder etwas gemessener würde.

lenburgischen theilweise — haben die Staatsgesetzgebungen meist den Grundsatz befolgt, den jüdischen Unterthanen in allem, was ihre Religion betrifft, freie Hand zu lassen, ja selbst in Fällen einer Collision dieser mit äußeren Einrichtungen, den Juden einige Ausnahmen zu gewähren, damit ihr Gewissen nicht unnöthiger Weise belastet werde. Die Gesetze beachteten so für aufschiebbare Fälle fast überall die jüdischen Feiertage, und ließen darauf bezügliche Entschuldigungen zu, und Angelegenheiten der Eheschließung und Scheidung und sonstige mit Staatsgesetzen wenig zusammenhängenden Fragen blieben gänzlich der rabbinischen oder sachkundigen religiösen Begutächtung anheim gestellt. Für die innere Ordnung der religiösen und kirchlichen Verhältnisse der Juden haben bisher nur wenige Gesetzgebungen gesorgt, in schwachen Umrissen Baden beide Hessen, Weigenauer und bestimmter Würtemberg, Sachsen, Baiern, Bernburg, Meklemburg und außerhalb Deutschlands Dänemark und Frankreich. In Preußen stand ein die kirchlichen Verhältnisse ordnendes Gesetz seit 1812 in Aussicht, ohne bisher ins Dasein gerufen zu sein.

Die rabbinische Macht, früherhin stark und für den Einzelnen drückend, war in der ganzen Zeit immer mehr verschwunden, die Gewissensfreiheit war zur Wahrheit geworden, und nur in Hinsicht auf öffentlichen Gottesdienst ward dem Rabbinismus noch ein gewisses Ansehen eingeräumt, so daß in den Staaten, wo die Rabbinen von Seiten der Regierung eingesetzt, oder doch als Vertreter der Religion anerkannt wurden, ihre Entscheidung maßgebend ward, in denjenigen aber, welche in ihnen nur gewählte Gemeindebeamten sahen, wie in Preußen, Hamburg, Frankfurt am Main, entweder das bloße Herkommen gegen jede Neuerung geschützt ward, oder zeitgemäße Neuerungen, welche durch die Gemeinde-Vorstände vorgenommen wurden, eintreten durften. Den Rabbinen aber wiederum eine Art geistlicher Macht gegen Individuen zu ertheilen, widerstrebte allen Gesetzgebungen, und einzelne Versuche, namentlich in Baiern, die Rabbinen von oben herab zu unterstützen, oder, wie in Frankfurt, von oben herab Unterstützung zu verlangen, mußten in unserer Zeit sehr bald wieder aufgegeben werden.

Andererseits fanden sich manche Staaten oder auch einzelne Behörden bewogen, die den Juden eingeräumte Rücksicht schärfer in's Auge zu fassen und dieselbe so weit als irgend möglich, bei aller Gewissensfreiheit zu beschränken, damit die Unterschiede zwischen Unterthanen jüdischen und christlichen Glaubens immer mehr zurückträten. Ja es erschien vielen Staatsmännern als eine würdige Aufgabe der Gesetzgebung, das Judenthum in seinem Reformbestreben zu unterstützen und allenfalls einen Anstoß zur Fortbewegung zu geben. Hieraus gingen die Zwangsverordnungen im Weimarschen, welche die dortigen Juden eine Zeitlang nöthigten, in der Synagoge ihre alten hebräischen Gebete in einem weihelosen, verwässernden, alle innern Regungen des hebräischen Ausdrucks wegspülenden Deutsch [1] vortragen zu hören, so wie auch sonst manche besondere Verfügungen hervor, mittelst welcher die jüdische Schuljugend, bald im Preußischen, bald im Baierischen, gezwungen werden sollte, an Sabbath und Festtagen zu schreiben, was man übrigens bald aus Rücksicht auf die strengeren Ansichten der Juden, wieder nachließ, in Baiern insbesondere, nachdem in den Kreissynoden 1836 das Schreiben am Sabbath der größern Mehrzahl durchaus unstatthaft erschienen war. Großes Aufsehen erregten solche Verfügungen gewöhnlich nur an dem Orte und in der Zeit ihrer Erscheinung. Sämmtliche jüdische Organe, auch die freisinnigsten, äußerten sich mißbilligend über jeden derartigen Eingriff in das Gewissen, wenn gleich die neuern Rabbiner sich offen dahin aussprachen, daß überall, wo Staatszwecke die Mitwirkung der Juden in Anspruch nehmen, die jüdischen Gesetze zurückstehen müssen. [2] Man unterschied hierin sehr wohl die Anforderun-

---

1) Frankel Zeitschrift. 1844. November. S. 303. spricht hierüber gut, und manches Beherzigenswerthe ist auch sonst schon bemerkt. Auch hatte Dr. Heß, der Landesrabbiner, gegen jeden Zwang energisch protestirt. Die Weimarsche Regier. meinte, sie habe nur das Bedürfniß ihrer Lengsfelder Gemeinde zu beachten, nicht fremder. Allein zerstreute Religionsgemeinden, deren geringe Anzahl eine beständige Fluctuation der Individuen durch Verehelichung nach und aus verschiedenen Ländern nöthig macht, müssen jeder Absonderung im Ritus widerstreben, um nicht die fremden Glieder von der Erbauung ganz auszuschließen, was weit ärgere Nachtheile herbeiführen müßte, als die, welche man beseitigen wollte.

2) In Frankreich ist dies ganz allgemein anerkannt und selbst auf die Verwerfung der Ehescheidung ausgedehnt; in Holland und Belgien

gen des Staates aus Rücksicht auf das Gemeinwohl, von den Einflüssen auf religiöse Übungen, die mit demselben in keiner Beziehung stehen, wenn auch eine scharfe Gränzlinie nicht gezogen werden kann. Wenn viele Schriftsteller, vergessend, daß religiöse Angelegenheiten häufig nicht nach Zahl und Maß berechnet werden, und das fromme Gewissen für die innere Befriedigung äußerliche Vortheile gern opfert, bemüht waren, die Gebräuche der Juden, ihre Festtage, Gebete und Uebungen als mit der Entwickelung des Staates im Widerspruche stehend, darzustellen, auch wohl den Juden das Ansinnen machten, sich durch Abwerfung religiöser Gesetze und Gebräuche dem Staate mehr einzuverleiben, so forderten sie, was der moralische Sinn nicht gewähren darf. So geneigt die Juden an vielen Orten sich zu Reformen zeigten, immer sagte allen Denkenden und Fühlenden ein richtiges Bewußtsein, daß es eine Schmach wäre, die Reformen als Kaufgeld für Freiheiten anzubieten oder die Religion, oder was man für deren Ausfluß hielt, zu verhandeln. Überall derselbe Geist, dieselbe Tüchtigkeit der Gesinnung, am Stärksten, den Ständen gegenüber, schon 1832 ausgesprochen in Baden, aber aus allen Organen des Judenthums gleichmäßig widerhallend.

Andrerseits haben die Widersprüche zwischen dem herkömmlichen jüdischen Leben, bei der Unzahl von Formen, welche der Rabbinismus ausgeprägt hat, und den Bedürfnissen der mannigfachen Gewerbe, denen sich die Juden endlich widmen, so wie den socialen Verhältnissen und allgemeinen Anschauungen denen das jüdische Gesetz immer mehr von selbst zu weichen begann, den Rabbinen reichliche Nahrung [1] zum Nachdenken gegeben. Alle die, welche nicht bloß eine Stelle bekleiden, sondern auch innerhalb derselben wirksam sein wollten, mußten darauf bedacht sein, diese Widersprüche zu lösen. Sie thaten dies auf verschiedene Weise. Einige suchten lediglich die religiösen Anschauungen zu retten und lassen das Privatleben ganz un-

---

nicht minder; alles unter ihren eigenen Behörden. Vgl. für Deutschland Geiger, Holdheim und fast alle Rabbinen jüngerer Zeit, so oft sie diesen Gegenstand berühren.

1) Vergleiche hiermit: Vorläufigen Bericht über die Thätigkeit der Rabbiner-Versammlungen. 1846.

berührt sich selbst entwickeln; Andere meinen, diesem einige Lasten abnehmen zu können, wenn nur verschiedene Hauptformen bleiben; Einige wollen sämmtliche Formen geehrt wissen und entschuldigen die Verletzungen nur als Schwächen. Die verschiedenen Ansichten sind noch, gegenüber dem alten Rabbinismus, welcher alle Vermittelungen verwirft, nicht zu einer klar ausgesprochenen Geltung gekommen.

Wie ungenügend alle bisherigen Reformen dem Volksbewußtsein erschienen, das sich auszusprechen begann, beweisen nicht nur die energischen Schriften der Neuzeit, welche sich nicht scheuen, das Unheil der Halbheit offen und kraftvoll zu schildern,[1] und der Anklang, den sie fanden, sondern selbst die Thatsache des Reformvereins und die Theilnahme, mit welcher seine Art sich auszusprechen in öffentlichen Blättern für und wider gewürdigt wurde. Die jüngern Rabbinen sind zu sehr mit dem Gange der bisherigen Entwickelung vertraut, um nicht das vorhandene Übel zu erkennen. Was aber ihre Thatkraft lähmt, ist die Schwierigkeit, das alte rabbinische Gesetz aus dem Leben zu bannen. Die Auffassung der Tradition, so sehr sie auch bereits durch Geiger und andere vergeistigt war und die Entfernung mancher als unwesentlich bezeichneter Nebendinge erleichterte, war immer noch nicht dahin gediehen, um einen sicheren Leitfaden für die Behandlung praktischer Fragen darzubieten, sei es daß das Gewissen noch mit sich nicht im Reinen war, sei es daß die Klugheit verbot, alles was man für Recht fand, offen darzuthun.

Bei so bewandten Umständen konnte es nicht fehlen, daß einzelne Rabbinen ihre Kräfte auch darin versuchten, einen Durchbruch zu veranlassen. Dies geschah, indem sie sich bemüheten, die reformirenden Grundansichten, nicht mehr wie früher von innen heraus geltend zu machen, so fern nämlich aus den von der Mehrzahl anerkannten Religionsquellen der Beweis für die Berechtigung zu Umgestaltungen geführt ward, welche immer noch eben deßhalb aus dem Boden des Judenthums hervorgingen; sondern vielmehr ganz und gar aus diesem Boden zu reißen und in die Hand der

1) Siehe außer vielen Aufsätzen in der Allg. Zeitung des Judenth. u. im Orient, insbesondere Rebenstein's Aufsatz: Unsere Gegenwart in Freund's: Zur Judenfrage. 1844.

Staatsgewalt zu geben, so daß das Judenthum, welches von jeher gegen äußere Eingriffe gekämpft hat, plötzlich sich selbst aufgebend, diese Berechtigung einer äußern Macht zugestand.

Einen kleinen Anfang machte bereits das Pariser Synedrium im Jahre 1807, als es einräumte, daß die gemischten Ehen, wenn solche nur nach dem in Frankreich herrschenden Code geschlossen seien, von Seiten der Rabbinen anzuerkennen wären. Weiter wagte jedoch das Synedrium seinen Ausspruch nicht auszudehnen;[1] es gab hiermit nur zu erkennen, daß das Judenthum die Landesgesetze achte und sich nicht für berechtigt halte, was diese gut heißen, von religiöser Seite zu verdammen. Ganz anders lauteten die Urtheile einiger heutigen Rabbinen.

In Sachsen Meiningen Hildburghausen glaubte die Regierung, es sei zweckmäßig und zur Durchführung der Schul-Ordnung nöthig, den jüdischen Schülern zur Pflicht zu machen, daß sie sich an ihren Sabbathen und Festtagen des Mitschreibens nicht ferner enthalten. Ein herzoglicher Befehl vom 19. April 1842 verbot die zeither üblich gewesene Dispensation und das Consistorium veröffentlichte dies m Juli desselben Jahres mit dem Bemerken, daß es zuversichtlich erwarte, die jüdischen Eltern werden ihre Söhne, um eines falschen Vorurtheils willen, den öffentlichen Anstalten nicht entziehen. Ein Gewissenszwang war hierbei nicht beabsichtigt. Vielmehr hatte die Regierung vorher den provisorischen Rabbiner zu Walldorf, Hofmann (gest. 1845) zu Rathe gezogen, und dieser, mit Rücksicht auf einen Ausspruch des Thalmud, welcher das Landesgesetz als solches anzuerkennen befiehlt, sein Gutachten dahin abgegeben, daß, wofern die Regierung über den fraglichen Gegenstand eine Verfügung[2] erlasse, die Juden durch ihr ei-

---

1) Die Braunschweiger Rabbiner-Versammlung hat diesem Synedrial-Beschluß eine weitere, unbegründete Ausdehnung gegeben. Siehe die Protokolle und die Entgegnungen der Zeitschriften im Jahre 1844.

2) Die Regierung hat später auch uns zur Begutachtung aufgefordert und äußerte dabei, man habe auf Creizenach's: Schurath haddin S. 21. III. Gewicht gelegt. Wir haben die Berufung Hofmann's auf den Thalmud durchaus unrichtig befunden und in diesem Sinne begutachtet. Die Frage war nicht, ob man das Schreiben an Feiertagen dem Staatsgesetze anheimstellen solle, sondern ob man es nach thalmudi-

genes Gesetz verpflichtet seien, derselben Gehorsam zu leisten und in ihrem Gewissen sich nicht verletzt fühlen können. Sämmtliche öffentliche Organe des Judenthums vernahmen diese Kunde mit ernstem Befremden, zum Theil aber mit Unwillen, empört über die verkehrte Auslegung des vom Thalmud nur für Civil-Recht aufgestellten Lehrsatzes, und über die Beziehung desselben auf Religionsfragen, wie überhaupt über dieses Zugeständniß, welches alle religiöse Selbstständigkeit vernichtet.

Das war nun ein kleiner Ausweg, den sich hier aus falscher Rücksicht auf die Wünsche des Staates und eines Theils der Juden selbst, das Rabbinat erlaubte, um aus der beklemmenden Stellung zwischen Thalmud und Zeitforderungen herauszukommen. Man stellte den Gehorsam gegen den Thalmud in den Vordergrund und ließ diesen selbst, was die Zeit verlangte, befehlen. Auf allgemeinen Beifall durfte solcher Schritt nicht rechnen. Die darüber entstandene Polemik brachte den Irrthum zum Bewußtsein. Selbst die Freunde der Reformen konnten ihn nicht begünstigen; die jüngeren Rabbinen nicht, weil er offenbare Unwahrheiten enthielt; die Reformvereins-Mitglieder nicht, weil er sich auf den Thalmud berief. So wäre denn dieser Gedanke vereinzelt geblieben und untergegangen, wenn nicht Holdheim denselben Begriff in größerm Maßstabe ausgebildet hätte.

Er hatte um dieselbe Zeit, unabhängig von der geringern Frage, die nur die Schulordnung anging, und das Gewissen einiger Wenigen betraf,[1] die ganze Frage über die Befugnisse des Staates, angebliche religiöse Gebräuche der Juden, so fern sie noch aus alten Rechtsverhältnissen[2]

---

schen Gesetzen als erlaubt zu betrachten habe, so daß der Staat das Gewissen nicht belaste, wenn er die Beseitigung eines bloßen Vorurtheiles fordere?

1) Auch Holdheim erklärt sich gegen Hofmann, indem er das Schreiben am Sabbath, aber zugleich den ganzen Schulbesuch für die Religion verletzend erklärt. Autonomie S. 92—03. Doch spricht er dort nur von der Schuljugend; anders 100. 106. wo er dennoch Hofmanns Grundsatz gut heißt. Etwas inconsequent.

2) Nicht uninterressant ist eine kleine Schrift, obgleich sehr schlecht geschrieben: Dr. J. S. Klüber, Interessante Rechtsverhältnisse zwischen Chr. u. Juden als rel Partheien. Dinkelsbühl 1835. (über Ehe u. Beschn.)

herrührten, umzugestalten, in nähere Erwägung gezogen und weckte einerseits entschiedenen Widerspruch, andererseits neue Betrachtungsweisen, die nicht ohne praktische Nachwirkung geblieben sind. Wie sein Streben vom ersten Augenblicke seiner Wirksamkeit an darauf ausging, alles was der äußern Gesetzgebung gehört, von dem Religionswesen gänzlich zu sondern und den Staaten wie den Israeliten deutlich zu machen, daß die Religion keinen Grund zur Sonder-Gesetzgebung enthalte oder enthalten dürfe, worin er in der Hauptsache mit den neuern Rabbinen zusammenstimmt; so suchte er jetzt das Gebiet der kirchlichen Gesetze auf alle Weise zu beschränken, und die Macht des Staates, seine jüdischen Einwohner ganz in die allgemeinen Gesetze herein zu ziehen, möglichst auszudehnen.[1] Was hierbei abseiten der Rabbinen Widerspruch hervorrief, war, daß er ebenfalls den Thalmud zum Grunde legte und dessen Anerkennung der Landesgesetze verschob, indem er dies nur in so fern weiter ausdehnte, als er den heutigen Rabbinen die Befugniß einräumt, manches von den Thalmudisten für religiös erklärte Gesetz nach neuern Begriffen vom Staate für bürgerlich zu erklären, und somit der Staatsgewalt zu überlassen.[2] Holdheim zeigt dies an einem Beispiel, nämlich an den Ehegesetzen, denen er eine besondere Untersuchung widmet, aber er belegt auch seine Theorie mit thatsächlichen Beweisen als nothwendig für das Volksbewußtsein, welches einer unwidersprechlichen Erfahrung zufolge, im Staatsdienste bereits seit langer Zeit alle jüdischen, bisher als religiös geltenden Gebräuche mit ruhigem Gewissen verletze.[3]

Dieser Schritt, auf thalmudischer Basis gethan, regte

---

1) In Frankfurt am M. hat die neue Wechselordnung 1844, welche die jüdischen Feiertage nicht mehr berücksichtigt, von Seiten der strengern Israeliten Widerspruch gefunden, der jedoch von der Mehrzahl der Israeliten selbst für unbegründet erachtet worden. Jedenfalls kann hier nicht von Religionszwang die Rede sein, da es Auswege giebt, um dem Gewissen zu genügen.

2) Die Autonomie der Rabbinen und das Prinzip der jüdischen Ehe. 1843. Vergl. besonders Seite 49 und 87. Wichtig jedoch ist gegen seine Ansicht W. Wessely's Aufsatz: „Das ethische Element im jüdischen Rechte," im Or. L. Bl. 1844. Nr. 34—41. Vergleiche auch Kirchenrath Maier: „Grundsatz des israelitischen Eherechts" in Sarrey's Monatsschrift für Justizpflege. 1842. Bd. VII. 3) Daselbst S. 100. 106.

mehrere Rabbinen, welche auf demselben Gebiete heimisch sind, gegen ihn auf. Es fehlte nicht an harten Äußerungen wie an Verdächtigung der Aufrichtigkeit oder der Sachkenntniß.[1] Indessen wirkte Holdheim dennoch durch seine Schilderung der vorhandenen Eherechtsverhältnisse auf eine Anzahl seiner Amtsgenossen so sehr ein, daß sie eine Reform derselben für wünschenswerth hielten. In der ihm abgedrungenen Vertheidigung entwickelten sich seine Ansichten über die Art der dem Staate einzuräumenden Gewalt bis zu den äußersten Gränzpunkten. Sowohl von Seiten der Rabbinen ward ihm nämlich, nicht ohne Grund, nachgewiesen, daß der alte Rabbinismus keinesweges eine solche Folgerung zulasse, als auch abseiten der freiesten Reformer wurde eingewendet, daß eine Umgestaltung auf dem Boden rabbinischer Gesetze zu ihrem eigenen Umsturze ein unauflösliches Dilemma darbiete.[2] Um nun diesen wirklich zu lösen, tritt Holdheim auch der allgemein verbreiteten Ansicht der jüngeren Rabbinen entgegen, als ob in der That es möglich wäre, an der Hand des Rabbinismus, ohne Zutritt der Staatsgesetze, zu einer Reform zu gelangen. Er beweist gerade das Gegentheil, die Unmöglichkeit, von innen heraus vorwärts zu kommen,[3] und die Unwahrheit der sogenannten historischen Fortbildung, welche er selbst früher in der Geigerschen Streitfrage mit verfochten hatte. „Der Rabbinismus, (mit diesen merkwürdigen Worten schließt er, der Rabbiner, seine Darstellung,) taugt durchaus nicht zur Basis für eine Reform, weil er selbst keine hat, weil er kein liberales Prinzip in sich trägt, weil er nichts als ein knechtisches Sich-fügen und schmiegen, bald an den Buchstaben, bald an die Zeit, bald an seine eigenen Fehlgeburten und todtgeborenen Schöpfungen, voll Schwankungen und Wankungen ist, und die an ihn sich lehnen, müssen mit ihm und in ihm zerfallen, und ein getreues Bild von der Zerfallenheit der Zeit und ihren Schwankungen darstellen."

---

1) S. R. Hirsch, zweite Mittheilung ꝛc. 1844. Frankel in der Zeitschrift. 1844. Sept. bis Dez. — Auch eine hebräische Schrift: Theschuboth beansche Aven. (Dez. 1844.)

2) Die beiden Aufsätze: „Unsere Gegenwart", von Rebenstein und Holdheim in Freund's: Zur Judenfrage. 1844.

3) Daselbst Seite 159. ff. bis 167.

Nach solchen Auslassungen war zu erwarten, daß er auch in der Beschneidungsfrage, und namentlich in Hinsicht der Kirchenstrafen, welche mehrere Theologen anriethen, sich lebhaft gegen jeden Zwang erklären würde. Auch dieser Frage bemächtigte er sich mit der scharfsinnigsten Dialektik, zunächst um vom rabbinischen Standpunkte aus geradezu jede Berechtigung zu Kirchenstrafen zu leugnen, dann aber wiederum darzuthun, daß alle ehemaligen Satzungen der Synedrien, welche lediglich kraft ihrer politischen Stellung als einer richterlichen Behörde, Geltung hatten, mit der Autonomie jede Rechtsgiltigkeit eingebüßt haben, und daß heute jedem Rabbiner, der als Religionslehrer dastehe, die Befugniß gegeben sei, auch gegen die alten Satzungen zu entscheiden und zu lehren und seiner Ansicht praktische Anwendung zu verschaffen,[1] doch nur, so weit dies ohne Zwang geschehen könne, weil den heutigen Rabbinen jede richterliche Eigenschaft abgehe, dem Staate aber nicht zugemuthet werden dürfe, sich in Religionsfragen einzumischen. Diese Ansicht theilen übrigens noch viele der jüngern Rabbinen, wiewohl nur Wenige sich darüber aussprechen mögen.[2]

XXV.

Die erste Rabbiner-Versammlung in Braunschweig.

Was eigentlich aus den Debatten des letzten Jahrzehnts vorzugsweise als historischer Moment hervorging, war ein steigendes Ansehen der neuern Rabbiner in der Volksachtung; während die alten Rabbiner höchstens durch den Bannstrahl einen Einfluß übten, mit dessen Vernich-

---

1) Über die Beschneidung von S. Holdheim. 1844. S. 62—63. 71.

2) Am Unumwundensten Herzfeld: Zwei Predigten über die Lehre vom Messias. 1844. und in Ungarn, mit direkter Beziehung auf Holdheim, Theodor Bürger: Der Thalmud und die Perfectibilität des Mosaismus vom Standpunkte der Reform beleuchtet. Pest. 1845. (ersch. 1844.)

tung aber in ein bloßes Dienstverhältniß zurücktraten, welches nicht überall vor Kündigung abseiten der Gemeinde geschützt war; während sie auch zur Vertretung der Gemeinde oder auch selbst ihrer eigenen Ansichten nicht die Fähigkeit besaßen, und das Volk gewohnt war, im Rabbiner nur einen nothwendigen Beamten zu sehen;[1] welcher in Gewissensfragen nach Gesetz und Herkommen zu entscheiden habe, und von welchem man nicht einmal gewöhnliche Weltbildung zu erwarten brauche. Durch die Emancipationskämpfe, bei welchen zuerst in Baiern auch Rabbinen mit deutschen Schriften hervortraten, und bald sich auch mehrere in Würtemberg und Baden als Vertreter der allgemeinen Sache zeigten, änderten sich schon örtlich diese Volksbegriffe. Einen entscheidenden Umschwung aber brachten die Rabbinats-Instructionen überall hervor, wo dergleichen erschienen, und dem Amte eine feste Stellung und einen bestimmten Wirkungskreis gaben, besonders in Dänemark, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Bernburg, u. s. w., wo sich das Volk bald und gern gewöhnte, im Rabbinen einen Geistlichen zu haben, zumal dieselben auch Proben angemessener Studien zuvor ablegen mußten, also auch die allgemeine Befähigung dargethan hatten. Der Einfluß der Rabbinen hatte zwar hie und da noch alte Thalmudisten zu bekämpfen, die oft in höherm Ansehen standen als Rabbinen im Amte, weil dieses Ansehen lediglich vom Rufe rabbinistischer Kenntnisse und damit verbundenen Scharfsinns bedingt war, — aber sobald die jüngern Rabbinen auf das Gebiet theologischer Gelehrsamkeit anzubauen anfingen, und in deutscher Sprache wissenschaftlich den innern Reichthum der bisher ganz unbekannt gebliebenen Studien vor den Augen des gebildeteren Volkes entfalteten, da mußte ihr Ansehen gewinnen, selbst wenn man sie verketzerte. Der Rabbinismus konnte nur widerspre-

1) Siehe das Gumpertzsche Gutachten von 1820 in Freund's: Zur Judenfrage. 1843. Seite 213—216, welches für die Preuß. Regierung maßgebend wurde. — Das Gutachten als Darstellung des Faktischen, wie es seit fast einem Jahrtausend bestanden hat, ist genau richtig, und der Angriff darauf, daselbst 1844. 190—210. durchaus gesucht und nicht treffend. Früher waren die Rabbinen allerdings Richter und manche belehrten auch die reifere Jugend; letzteres geschah aber nicht aus Amtspflicht, sondern aus innerem Antriebe.

chen, aber sich nicht mit ihnen in Kämpfe einlassen. Das Volk begann überall sich zu überzeugen, daß ein tüchtiger Rabbiner andere Kenntnisse außer dem rabbinischen Fache besitzen müsse, wog sein Vertrauen mehr nach diesen ab, und wählte überall, wo es die Umstände gestatteten oder erheischten, nur unter solchen Candidaten; hauptsächlich auf Charakter, Thätigkeit und häufig auch auf die Richtung des Bewerbers Rücksicht nehmend. Aber von nun an wurden solche Rabbiner mehr und mehr Geistliche, Vertreter und Beförderer der Religionslehre und des Cultus und zugleich Beamte, von denen die wichtigsten Familienakte eine gewisse Weihe erhielten. Dieser Begriff hat immer weiter sich Bahn gebrochen, selbst nach Ländern, wo er von oben herab noch nicht gut geheißen wird. Der Umschwung war so schnell, so augenfällig und bedeutsam, daß der Cultur-Verein in Berlin hierin den würdigsten Gegenstand zu einer Preisaufgabe erkannte, und schon 1841. die Frage stellte: Was war, was ist, und was soll der Rabbiner sein?[1] eine Frage, die so vielfältige Verwickelungen in sich trägt, das sie ihre wissenschaftliche Lösung bisher nicht gefunden hat. Im Leben aber dauert die Bewegung fort, und die Gemeinden werden immer zahlreicher, welche sich Rabbinen von neuerer Bildung wählen, und im gleichem Verhältniß mehrt sich auch die Zahl der Jünglinge, welche sich dem Rabbinate widmen. Die wissenschaftlichen Kämpfe der letzten Jahre, verbunden mit der widerholentlich versuchten Einziehung rabbinischer Gutachten in öffentlichen Streitfragen, erhöheten das Ansehen dieses Standes so sehr, daß die Rabbinen bald anfingen, die Hoffnung, einen allgemeinen bessern Zustand herbei zu führen, in sich zu nähren, und einen gemeinsamen Mittelpunkt für ihre Wirksamkeit zu suchen. Die literarischen Arbeiten hatten mehr Fehden erzeugt, als gemeinsames Verständniß, und versprachen auch nicht eine befriedigende Lösung, auf welche die Zeit hindrängt. Um so mehr fand der Gedanke, eine mündliche Besprechung unter den Rabbinen und Predigern von den verschiedensten Ansichten, zu veranstalten, Anklang, zumal gesellige Zusammenkünfte gleichstrebender Männer

---

1) Israelitische Annalen. 1841. Nr. 31. und in andern Zeitschriften.

seit Jahren in Deutschland ihren großen Nutzen bewährt hatten.

Philippson sprach zu Ende 1843 und Anfangs 1844 in der verbreiteten Allgemeinen Zeitung des Judenthums den Gedanken aus, daß es von den bedeutendsten Folgen sein würde, wenn sich Rabbiner und Theologen zu alljährlichen Versammlungen entschlössen, und so bald sich eine ansehnliche Zahl gemeldet hatte, ward Braunschweig zum Versammlungsorte für das Jahr 1844 bestimmt.[1]

Die Sitzungen dieser Versammlung begannen am 12. Juni und endeten am 19ten. Zugegen waren anfangs 22, zuletzt 25, sämmtlich Männer des Fortschrittes, wiewohl von sehr verschiedener Färbung und wissenschaftlicher Bedeutung. Wir halten uns, als Geschichtschreiber unsrer Zeit, nicht für berechtigt, diese Schattirungen oder Abstufungen namentlich zu bezeichnen.[2]

Es waren die verschiedensten Gemeinden vertreten, wenn gleich den Mitgliedern keinerlei Auftrag oder Vollmacht ertheilt war. Den Baierischen Rabbinen ward die Theilnahme verboten, und viele andere wurden durch äußere Umstände abgehalten, sich zur Versammlung einzufinden.

Die Sitzungen waren öffentlich, mit Recht, trotz mancher Bedenklichkeiten.[3] Die Öffentlichkeit ist eines der ersten Lebenselemente der Rabbiner-Versammlung, ein Zeichen des

---

1) Protokolle der ersten Rabbiner-Versammlung. Braunschw. 1844. 130 Seiten. 8. Sehr zu bedauern ist, daß die Fassung der Protokolle, ohnehin sehr unvollständig, von Mitgliedern später als unauthentisch angegriffen worden, wodurch sie einen Theil ihres historischen Werthes eingebüßt haben. Vergl. Orient. 1844. Nr. 52. und die ersten Nr. v. 1845. Eben so die Allg. Zeitung des Judenth. 1844 und 1845.

2) Die Namen der Mitglieder sind nach den Protokollen folgende: Kirchenrath Maier (Stuttgart); Holdheim (Meklenburg); Klein (Pommern); Salomon und Frankfurter (Hamb. Tempel); Heß (Weimar); Sobernheim (Bingen); Jolowicz (Marienwerder) Goldmann (Kurhessen); Philippson (Magdeburg; Schott (Randegg in Baden); Formstecher (Offenbach); Herxheimer (Bernburg); Adler (Alzei); A. Adler (Worms); Hofmann (Meiningen); Heidenheim (Sondershausen), Herzfeld (Braunschweig); Bodenheimer (Hildesheim); Hirsch (Luxemburg); Edler (Minden); später J. Kahn (Trier); Geiger (Breslau); Wechsler (Oldenburg).

3) Frankel Zeitschrift. 1844. Nov. Vergl. Protokolle. S. 1 und 2. Nur bei einzelnen Fragen wäre eine beschränktere Oeffentlichkeit nöthig.

Selbstbewußtseins und zugleich des Vertrauens auf die allgemeine Gesittung. Es war ein Heraustreten aus der bisherigen gar zu ängstlichen Scheu, die eigenen Religions- oder Kirchenfragen vor den Augen Nicht-Eingeweiheter zu besprechen. Das Vertrauen rechtfertigte sich durch die ungetheilte Aufmerksamkeit und Achtung, mit welcher viele Männer von hoher Bildung und Stellung diesen Sitzungen beiwohnten.

Dieser eine Umstand, scheinbar so wenig augenfällig, hat der Entwickelung der jüdischen Geschichte einen mächtigen Anstoß gegeben. Die öffentliche Theilnahme ist ihr nicht nur zugewendet, sondern übt auch auf ihren Fortgang einen sichtbaren Einfluß. Der Vorahnung dieses Einflusses ist es auch zuzuschreiben, daß die Versammlung anfangs sich dahin erklärte, nur Männer von theologisch-praktischem Berufe zu ihren Berathungen zuzuziehen, und auf den Wunsch Einzelner, auch sonst bedeutende Fähigkeiten zur Mitwirkung einzuladen, nicht einzugehen. Später mußte sie jedoch eine strengere Innehaltung dieses Beschlusses wieder aufgeben, weil sie auch den Schein hierarchischer Bestrebungen meiden zu sollen als wesentlich anerkannte.

Die Verhandlungen betrafen zunächst die Entwerfung eines Statuts für die Rabbiner-Versammlungen. Als Zweck derselben ward festgestellt:

„Über die Mittel zu berathen, wodurch die Erhaltung „und Fortbildung des Judenthums und die Belebung des „religiösen Sinnes bewirkt werden könne."

Die Beschlüsse der Rabbiner-Versammlung sollten von nun an nur die jedem Mitgliede aufzulegende moralische Verbindlichkeit aussprechen, deren Inhalt nach Kräften und Verhältnissen in seinem Kreise zu verwirklichen.

In den Verhandlungen offenbarte sich aber, ungeachtet vieler Beweise von Geist und Gesinnung, der Mangel bestimmter Anhaltspunkte, und wie sehr auch einzelne Mitglieder, namentlich Philippson, welcher auf die Beschlüsse der Pariser Sanhedrin hinwies, um sie zur Grundlage weiterer Fragen zu machen, Holdheim, welcher Politisches und Religiöses scheiden will, Maier mit einem Antrage auf Umgestaltung der Liturgie und der Erbauungen, und endlich Hirsch mit der Forderung, betreffend Sabbath und

Speisegesetze die vorhandenen Schwierigkeiten zwischen Lehre und Leben zu tilgen, auf allgemeine Grundsätze hindrängten, so mußten diese doch immer gegen einzelne minder eingreifende, und mehr nach außen hin wirkende, praktische Fragen zurückstehen. Es machte sich bemerkbar, daß die versammelten Rabbinen den Kampf zunächst gegen die im Leben hervortretenden Hindernisse der religiösen Bildung führten, und zwar mehr auf der Seite, wo sie alle andern Amtsgenossen als Mitkämpfer zu gewinnen, oder mindestens nicht als Gegner auftreten zu sehen hoffen durften. Man erklärte Holdheim's (der Würtembergischen ohnehin ähnliche) Synagogen-Ordnung[1] für zulässig, eine Revision der jüdischen Ehegesetze für zeitgemäß, eine Reform der Gebete und Erbauungsbücher für nothwendig und schloß sich auch den bekannten Antworten der Pariser Sanhedrin[2] an, zum Theil über deren Erklärungen hinausgehend, indem die Versammlung bestimmte, daß die Ehe eines Juden mit Angehörigen monotheistischer Religionen, wenn die Gesetze gestatten, die Kinder in israelitischer Religion zu erziehen, nicht verboten sei. Ein Ausspruch, welcher in der Mitte der Versammlung viele Gegner hatte, und auch in seiner Fassung Bedenken erregen mußte. Von den übrigen Beschlüssen ist nur noch die einstimmige Erklärung, daß der Eid more judaico gar keinen religiösen Grund für sich habe, und dem einfachsten Eid bindende Kraft beiwohne, in so fern von historischer Wichtigkeit, als unmittelbar dadurch und mit ausdrücklicher Beziehung auf diese Verhandlungen die Braunschweiger Regierung sich bewogen fand, die alte gehässige Eidesformel abzuschaffen, und ein sehr zeitgemäßes Gesetz über Beeidung der Juden zu erlassen.[3]

Wenn aber auch die Versammlung sich sträubte, ernste Erwägungen der Grundlagen, worauf ihre Berathungen sich zu stützen haben, aufkommen zu lassen, und die aufregendern Fragen abzuweisen suchte, um nicht die Leidenschaften zu entzünden und die Wirksamkeit der aufblühenden

1) Gedruckt 1843. 71 S.

2) Protokoll S. 70. Vergleiche hiermit Frankel und andere in den Zeitschriften.

3) Vergleiche Orient 1845 Nr. 5. 8. ff.

Anstalt, (denn das sollten die jährlichen Rabbiner-Versammlungen sein,) im Keime zu zerstören, so war des Stoffes genug auch in den speciellen Erörterungen, um den Geist, welcher die jüngern Volkslehrer beseelt, zu offenbaren, und den Standpunkt, auf welchem man stand, klar zu enthüllen. Manches, was sonst ein Rabbiner kaum seinem vertrautesten Freunde zugeflüstert hätte, ward hier unumwunden ausgesprochen, manche sonst aus begreiflichen Rücksichten bestrittene Wahrheit muthig anerkannt, um innere Verbesserungen zu erzeugen; ja es zeigte sich deutlich, daß der ganze bisherige historische Gang den meisten Mitgliedern ungeeignet erschien und sie eine neue, der Zeit angemessene Richtung verfolgten. Und wenn diese noch die historische genannt wird, so kann es nur in dem Sinne gelten, daß die Geschichte mehrerer Jahrzehnte das Volksbewußtsein bereits so weit urbar gemacht, daß es zu einem fruchtbaren historischen Boden geworden.

So ungern man diese Umwandelung der Ansicht von dem Wesen der Religion, welches bisher durchweg mehr im Gehorsam gegen herkömmliche Satzungen und Bräuche, als in dem Geiste, der diese durchdringen sollte, erkannt wurde, sich und der Welt gestehen mochte, und so sehr die Rabbinen als solche immer noch daran festhalten mögen, daß die Satzungen und Bräuche, in größern oder geringern Beschränkungen, der wahre Ausdruck der jüdischen Religion seien und nur der ächten Belebung bedürfen, so trat doch die entgegenstehende Ansicht immer lebhafter hervor, und mit ihr mannigfache Kämpfe und Mißverständnisse, welche nach Veröffentlichung der Verhandlungen sich erst recht wahrnehmen ließen.[1] Es entstanden daraus ernste Reibungen und gegenseitige Erklärungen, größtentheils beweisend, daß die Versammlung noch auf der ersten Stufe ihrer Entwickelung gestanden hatte, und daß ein nicht vollständig zur Klarheit gekommenes Bewußtsein in oft sehr unbestimmten und wechselnden Ausdrücken aus ihr sprach. Mißgriffe und Mängel waren hier viele wahrzunehmen, und man hatte

1) Die Protokolle sind unvollständig und einseitig verfaßt. Sie enthalten auch S. 84—86 ganz ungeeignete Erörterungen. Aber die nachmaligen persönlichen Widersprüche hatten meist ihren Grund in der Besorgniß jedes Einzelnen, durch die Protokolle mißverstanden zu werden.

der Parthei, welche dem ruhigen geschichtlichen Gange zugethan ist, wie der, welche einen schnellern Umschwung wünscht, manche Blöße gegeben. Allein wie unvorbereitet auch die Mitglieder zu solchen öffentlichen Arbeiten waren, und wie wenig die meisten derselben ihren örtlichen Beruf in den Arbeiten für die Gesammtheit zu übersehen vermochten, wodurch unwürdige Persönlichkeiten sich in den Streit mischten, so war doch durch die Versammlung, und durch ihren Vorsatz, demnächst wieder zusammen zu treten, ein Fortschritt gethan, wie noch niemals in der jüdischen Geschichte.

Die Reformparthei in Frankfurt machte keinen Versuch die Versammlung zu bekämpfen, obwohl ihre Verhandlungen der raschern Reform widerstrebten. Sie fand die Hemmnisse der Bewegung in den Umständen, wo nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt, und erwartete von dem Zuwachse ihrer eigenen Kraft, einen baldigen Einfluß auf die Mitglieder der Rabbiner-Versammlung, und mittelbar auf diese selbst. Diese Ansicht, aus dem Leben selbst gewonnen, ward zur größern Gewißheit durch die Bewegungen der christlichen Kirche seit dem Herbste 1844 einerseits, und durch die verkehrten Maaßnahmen der streng rabbinischen Parthei andrerseits, so daß ein Zeitraum von weniger als einem Jahre genügte, um einen weitern Fortschritt zu erzielen, zu welchem sonst Jahrzehnte nicht geführt hatten.

XXV.

Reformgenossenschaften. Zweite Rabbiner-Versammlung, gehalten zu Frankfurt am Main.

Während der Zwischenzeit vom Herbste 1844 bis Juli 1845 hatte sich in der Kirche manches Großartige ereignet, das auf die Juden zurückwirken mußte, und die innere Entwickelung vorwärts trieb. Der Abfall einer großen Anzahl deutscher Katholiken von ihrer kirchlichen Verfassung und ihrem Lehrbegriff hatte die allgemeine Aufmerksamkeit aller Denkenden angesprochen, und mit der Zunahme der

Erscheinung auch immer stärker beschäftigt. Ein anfangs nur persönlich hervortretender Widerspruch erhob sich zu einer Riesengestalt, welche mit ungeahneter Gewalt in das Triebwerk der Kirche eingriff. Der lange verdeckte religiöse Standpunkt eines Theiles des deutschen Volkes, der bisher wegen seines Stillschweigens nicht beachtet worden, ward plötzlich beleuchtet, und gewürdigt. Staat und Kirche fanden hier ein neues Moment wesentlicher Wirksamkeit.

Es konnte nicht fehlen, daß der gebildetere Theil der Juden, bisher ebenfalls seiner Gleichgültigkeit wegen als kraftlos angesehen, jetzt sich selbst zu erkennen begann, und den Antrieb empfand, seinen Standpunkt nun auch gehörig zu befestigen und gegen den Wahn sich zu schützen, als habe er nur die ältern Religionssatzungen abgeworfen, um ohne alle Religionslehre in völliger Auflösung sich zu behagen. Das sittliche Gefühl sträubte sich mehr als sonst gegen eine solche scheinbare oder wirkliche Theilnahmlosigkeit in einer Zeit, da alle Gleichgesinnten in der Kirche den Schild erhoben. Es wäre unbillig, dies als Nachahmung zu bezeichnen;[1]) es war vielmehr ein Erwachen aus der Erschlaffung, welche aus einer gänzlichen Erfolglosigkeit aller Bemühungen sich entwickelt hatte. Daher entstand auch die erste Bewegung dieser Art, mit sichtlicher Beziehung auf die kirchlichen Vorgänge, und mit klarerer Auffassung des aus diesen sich kundgebenden Volksbewußtseins, in Berlin, dem Orte so vieler vergeblichen Anstrengungen, und dem Sitze der dem Anscheine nach verbreitetsten Gleichgültigkeit.

Auch die Frankfurter Reformfreunde, wiewohl nicht mehr als Gesammtheit wirkend, seitdem die Erfahrung die ersten Schritte als unzweckmäßig erwiesen hatte, blieben nicht ganz unthätig. Die intelligenteren Mitglieder folgten den in der Rabbiner-Versammlung erschienenen Richtungen mit scharfer Kritik und drängten immer mehr auf klare Aussprechung fester und zeitgemäßer Grundsätze einer nicht mehr aufzuhaltenden Umgestaltung hin.

Je weniger die Gemeinde Berlin's, ungeachtet die

---

1) Eine kleine Schrift. Eine deutsch-jüdische Kirche. 1845. (von einem ungarischen Kandidaten,) fand keinen Anklang, wahrscheinlich gerade wegen dieses Titels.

deutsche Predigt durch ein tüchtiges Organ vertreten ist, sich fortbewegte, desto stärkern Anklang fanden Dr. Sterns [1]) Vorträge über Judenthum, welche zum Zweck hatten, ein klares Bewußtsein über das, was die Zeit zu erstreben gebot, zu verallgemeinern.

Was in Berlin durch den unmittelbaren Gegensatz gegen das erstarrete Rabbinat ins Leben gerufen ward, das schuf vom Rabbinatssitze aus in Breslau der immer wissenschaftlich reformirende Geiger, welcher sich nicht sowohl an das Volksbewußtsein wandte, sondern dieses nach Kräften zu einem innern Verständniß der Quellen und der aus dem Herkommen selbst entwickelten Nothwendigkeit eines stärkern Fortschreitens heranzubilden bemüht war. So kam es denn, daß kurz nach einander je eine ansehnliche Anzahl von Mitgliedern der Berliner und der Breslauer Gemeinde den Versuch machten, ihren Standpunkt offen und unumwunden darzulegen; jene minder in einzelne religiöse Grundsätze eingehend, wollten vorläufig nur ihr Verhältniß als Mitglieder des jüdischen Bekenntnisses ausdrücken und vor Mißdeutungen schützen; diese über die Anforderungen Geigers hinausschreitend, wollten darthun, daß im Volke eine umfassendere Umwälzung der Begriffe schon Raum gewonnen hatte, und daß der Standpunkt des Volkes nicht mehr der der Rabbinen sei.

Gezeitigt wurden diese Erscheinungen zum Theil durch das Verfahren vieler conservativen Rabbiner, welche der Bewegung durch Machtsprüche entgegen treten zu können, vermeinten. In Ermangelung eines wissenschaftlichen Anführers ließen sich einige deutsche Rabbinen, darunter wenige auch nur dem Namen nach bekannte, verleiten, in Gemeinschaft mit mehreren ausländischen (niederländischen, polnischen, ungarischen) unter der Aegide eines fanatischen Pietisten zu Amsterdam, welcher in einem hebräischen Sendschreiben dazu aufgefordert hatte, eine Art von Protest gegen die Beschlüsse der Rabbiner-Versammlung zu veröffent-

---

1) S. Stern, geb. 1812 zu Karge, seit 1835 dem Lehrfache in Berlin angehörig. Von ihm erschienen 1845: „Stellung des Judenth. und der Juden des Preuß. Staates. Dann: Die Aufgabe des Judenth. und der Juden, 8 Vorlesungen und einige andere einzeln.

lichen [1]. Sie betrieben ihren Widerspruch noch weiter, und brachten die Zahl der gegen die Rabbiner-Versammlung sich erhebenden Amtsbrüder erst auf 77, dann auf 116. Je entschiedener diese, auch in Tagesblättern, ihre Erklärungen abgaben, um so lebendiger regten sich die unabhängigern Mitglieder vieler Gemeinden, sogar oft, wie namentlich im Badischen, gegen ihre eigenen Rabbiner. Sie wollten nunmehr, da von den bestallten Vertretern der Religionslehre und der religiösen Anstalten, oft selbst von denen, die dem Fortschritt sich scheinbar gewogener gezeigt hatten, so wenig zu hoffen war, von innen heraus ihre geistlichen Führer nöthigen, den Standpunkt des Gemeindebewußtseins anzuerkennen. Auch die Gemäßigteren, welche lediglich dem Gange der Zeit folgten, ohne der Rabbiner-Versammlung vorerst ein zu großes Gewicht beizulegen, glaubten letztere auf jede Weise gegen Verketzerung in Schutz nehmen, und ihre Wirksamkeit fördern zu müssen. Ein Mittelpunkt dazu bildete sich ebenfalls in Frankfurt a. M., unabhängig von den Reformfreunden, und es gab sich hier eine weit verbreitete Theilnahme zur Aufrechthaltung der künftigen Rabbiner-Versammlung kund, von denen man nunmehr ein kräftigeres und entschiedeneres Eingreifen erwartete, je mehr sich in den Gemeinden der Boden für Reformen günstig zeigte.

Im Frühjahre 1845 waren viele Vorbereitungen beendet, und es hatten die Thätigkeiten sich in bestimmten Richtungen ausgeprägt, so daß die Erwartungen gespannt waren. Die Berliner Reformgenossenschaft hatte sich förmlich constituirt, und eine Aufforderung an alle Gleichgesinnten erlassen, sich ihr anzuschließen, auch Theilnahme gefunden; die Breslauer Reformfreunde hatten eine Erklärung veröffentlicht, worin sie geradezu den Willen aussprachen, dem Bekenntnisse, welches schon völlig in ihnen wurzelte, durch offenen Ausdruck desselben Bestand zu geben,

---

1) Es ist in Amsterdam unter dem Titel: Torath hakoaoth, in 4to, eine Anzahl der betreffenden Briefe erschienen, welche, wie einst die im J. 1818, sich lediglich auf rabbinische Autoritäten berufen. — Die Briefe der jüngern Zeloten zeugen von dem Erlöschen der Kunst, hebräisch zu schreiben.

namentlich aber der Rabbiner=Versammlung eine Denkschrift vorzulegen, in welcher sie sich bereit erklären, die reinen Lehren des Judenthums aufrecht zu erhalten, dagegen alles entschieden abzuweisen, was nicht mehr mit Wahrheit darin lebe, insbesondere die Erwartung eines Messias, die Speisegesetze, und die Art der Sabbathfeier, wie solche noch besteht, gänzlich aufzugeben.

Aehnliche Erklärungen ließen sich von Königsberg her, ja selbst aus dem Posenschen vernehmen. Die Parthei der Reform war bereits so stark geworden, daß Geiger, vom Sitze seines bedeutenden Rabbinates aus sich bewogen fand, öffentlich auf die Achtbarkeit der Stimmen aus seiner Gemeinde hinzuweisen, welche nicht mehr gänzlich beschwichtigt werden könnten, und daß andere Mitglieder der Rabbiner=Versammlung, immer entschiedener sich diesen Ansichten zugeneigt erklärten. Mehr als alle andern entwickelte Holdheim mit seltener Dialektik [1]) das Ziel der innern Reformen in mehreren Flugschriften, und in seiner Darstellung geht er weit über Geiger hinaus, welcher trotz aller Bestimmtheit im Streben doch sich dahin erklärte, nur für allmähliches Fortschreiten wirken zu wollen, bis die gemeinsamen Berathungen vollständige Reformen ermittelt haben würden. [2])

Aus den verschiedenartigen Aussprechungen, Aufrufen, Erläuterungen und Erörterungen ergiebt sich uns als positiver Inhalt des Glaubensbekenntnisses der Reform, (welche man ganz ohne Grund eine deutsch=jüdische Kirche genannt und öfters noch absichtlich als solche zur Bespöttelung ihres Ursprungs bezeichnet hat) ungefähr folgendes:

Anerkennung der 24 Bücher der h. Schrift als Religionsquelle, und als die Vermittelung der göttlichen Offenbarung.

Auffassung des Geistes der h. Schrift und Ausscheidung dessen, was in derselben sich als lokal oder temporär erweist aus dem Bekenntnisse. Freie Interpretation nach wohlerworbener Sachkenntniß.

---

1) Das Ceremonialgesetz im Messiasreich 1845. und mehreren kleinern Streitschriften.

2) Vergl. den Schluß der Erklärungen. Or. 1845. S. 130.

Abwerfung aller äußern Thätigkeiten, die nicht mehr auf die Gesinnung einzuwirken sich eignen, oder gar mit dem moralischen Bewußtsein der Jetztzeit im Widerspruche stehen; Befestigung der Gesinnung, des Glaubens und der Sittlichkeit.

Abänderung aller herkömmlichen Gebräuche, sobald ihre Form das moralische oder ästhetische Gefühl der europäischen Gesittung verletzt.

Festhaltung aller wohlbegründeten und wirksamen Mittel zur wahren Gottesverehrung, ohne Rücksicht auf ältere oder jüngere Einführung; Festhaltung des jüdischen Bekenntnisses.

Beibehaltung des Glaubens an eine höhere Bestimmung der jüdischen Religion, und an die Verheißung, daß durch sie die gesammte Menschheit zur Einigung in der Gottesverehrung gelangen solle.

Diese Gedanken, mehr oder minder genau ausgedrückt, durchziehen in allerlei Schattirungen die Reform-Versuche, welchen letztern überall das einfache Streben, die jüdische Religion mit der vaterländischen Bildung ganz und gar zu versöhnen, oder die Bekenner des Judenthums zu vollständigen Genossen des Vaterlandes heranzubilden, mit zum Antriebe dient. [1])

Von dieser Wurzel aus entfaltet sich aber auch sofort der Zwiespalt der Ansichten. Die ältern Rabbinen verwerfen den ganzen Begriff, halten eine solche Ausgleichung für unmöglich, oft für sündhaft, und gefallen sich unter dem Drucke der Barbarei, zu welchem dann auch Gebräuche, Gebete und das traumhafte Leben in abgeschiedener Vergangenheit oder nie zu erreichender Zukunft, sehr wohl stim-

---

1) Man hat diese Grundlage durch den Ausdruck Bequemlichkeits-Theorie zu brandmarken versucht. Allein in Wahrheit strebt der Geist durchweg nach Befreiung von denjenigen Fesseln, die seine Entfaltung hindern, und dabei ist jeder in seinem Rechte. Jede religiöse Pflicht, welche bindend sein soll, muß sich selbst rechtfertigen, und dann übernimmt sie der Geist mit Freuden, und findet in der Uebung derselben seine Entfaltung. Das Leben in der Gesellschaft und im Staate hat aber auch gerechte Ansprüche und die Erfüllung der einschlägigen Pflichten und der Mitgenuß erlaubter Güter ist ein Theil des geistigen Daseins und der Bestimmung des Menschen.

men. Ihnen blieb nichts weiter zu thun, als gänzliche Verketzerung der jüngern Rabbinen und der Reformer. Aber es hatte derselbe Begriff sich auch schon bei vielen Rabbinen der Neuzeit Anerkennung verschafft, ohne sie vom Herkommen ganz abwendig zu machen, und hier trat ein eigentlicher Kampf hervor. Diese rabbinische Richtung, deren Vertreter auch zum Theil der jüdischen Wissenschaft angehören (als: Luzzatto, Rapoport, S. R. Hirsch, Frankel, Sachs, Hirschfeld) zum Theil in praktischer Wirksamkeit besonders geachtet dastehen (Wolff, Manheimer u. a.) will sich nicht überzeugen daß das Judenthum in seiner bisherigen Gestaltung mit dem Leben in so schroffem Widerspruche stehe. Sie hält Fortschreiten der Reform für ein bloßes Streben nach Behaglichkeit, für Mangel an Charakter, für einen Ausfluß von Unwissenheit, für Seichtheit und Verschwimmung. Sie strebt danach, auf wissenschaftlichem Wege dem innern Charakter des Judenthumes Stützen darzubieten, und das Volk in der Ueberzeugung zu befestigen, daß jener Widerspruch zwischen Lehre und Uebung und dem äußern Leben keinesweges vorhanden sei, und daß eine gewisse Selbstachtung genüge, um kleine Unebenheiten, die nur der Einzelne fühle, zu überwinden. Die Anhänger dieser Richtung sehen wohl den Bruch, den das Leben und die fortschreitende Bildung bewirken, aber sie hoffen, das Bewußtsein allmählich wieder hereinlenken zu können. [1]) Die älteren Rabbinen sind nicht mit dieser Richtung zufrieden, doch hoffen sie, daß durch sie noch manches gerettet werde, was sie schon dem Untergange verfallen glaubten. Die jüngeren machten ohnehin gegen sie ihre neuere Bildung geltend. So lange abseiten der Reform kein bestimmter Ausspruch sich vernehmen ließ, hatten sie nicht sehr auf den Verfall des Cultus geachtet; jetzt aber ward bei aller Duldsamkeit, in welche sie sich schon gewöhnt hatten, ein gewisser Unmuth rege, weil nicht mehr seichte Aufklärerei, sondern kernige Gesinnung mit geistiger Tüchtigkeit gegen sie in die Schranken trat.

Die Zeitschriften entfalteten eine ungemeine Regsamkeit, und eine Fluth von kleinern Flugschriften vermehrte

1) Vergl. Frankels Zeitschr. 1846. I.

die Theilnahme an diesem Kampfe, in welchem man von dem Ausgange der in Frankfurt abzuhaltenden Versammlung irgend ein Entscheidung erwartete. Die gemäßigteren Mitglieder der letztern hofften zwar immer noch einen Friedensschluß, oder doch eine Ausgleichung vieler Mißverständnisse, wofern es gelänge, auch die für Reformen im Allgemeinen stimmenden wissenschaftlichen Rabbinen der strengern Parthei zu vermögen, der Versammlung anzuwohnen, und es ward jeder nöthige Schritt gethan, um einen Frankel und andere, welche man als würdige Vertreter ihrer Richtung ansah, zu solchem Entschlusse zu bestimmen. Allein schon war vorherzusehen, daß die stärkern Wortführer der Rabbiner-Versammlung, welche in öffentlichen Erörterungen bereits ihre Ansichten freier dargestellt hatten, namentlich Geiger und Holdheim, und mehrere entschiedene Gegner des Rabbinismus einen weit vorgerücktern Standpunkt einnahmen, und dem deutschen Volksbewußtsein eine ausgedehnte Berechtigung zu Reformen einräumen würden, so daß ein Theil der bevorstehenden Versammlung jedenfalls der vom Volke ausgehenden Reform sich annähern mußte, und eine Rückkehr zu den winzigen Zugeständnissen, zu denen rabbinische Wissenschaft vom rabbinischen Gesichtspunkte aus sich für berechtigt halten durfte, schwerlich Beifall finden würde.

Auch fühlten dies die wenigen Vorkämpfer der rabbinischen Richtung. Rapoport sprach es in einem hebräischen an die Rabbinen-Versammlung gerichteten Schreiben aus. Er bestreitet überhaupt jedwede Berechtigung zu Reformen, und tadelt besonders die Hervorrufung einer höchst verderblichen Spaltung in Israel, welches seiner Gesammtkraft noch sehr bedürfe. Er glaubte die Amtsgenossen überzeugen zu können, daß die unerläßlichen Reformen sich von selbst entwickelten, und beruft sich auf so manches, was bereits aus dem Leben geschwunden sei.[1] Die gegenwärtige Verdrängung vieler Ritual-Gesetze aus dem Leben sieht er mit Schmerz aber mit Duldung für die Uebertreter, und weiter, glaubt er, dürfe ein ächter Rabbiner nicht gehen.

---

1) Sendschreiben eines Rabbinen, zugleich mit einem Schreiben an den Verf. dieser Geschichte. Hebr. und deutsch 1845.

Mehr mit dem Zeitbedürfnisse vertraut hatte Frankel schon eine etwas versöhnlichere Theorie verbreitet. Er trug minder Bedenken, sich einer Rabbiner-Versammlung anzuschließen, wenn er nur nicht fürchten durfte, sie eine völlig abweichende Richtung einschlagen zu sehen. Er gab endlich dem Wunsche, zu einer mäßigen Reform mitzuwirken, nach, augenscheinlich aber mit dem Vorsatze, von seinem Standpunkte sich nicht zu entfernen. Sein Entschluß erregte Freude in der Mitte, Kopfschütteln auf den beiden äußersten Seiten. Der Erfolg war im Voraus jedem Einsichtigen offenbar.

Die Versammlung zu Frankfurt dauerte vom 15. bis 28. Juli. Sie ward in einem schönen, viele Zuhörer fassenden Raume abgehalten, und die allgemeine Theilnahme, welche sie von Anfang bis zu Ende rege hielt, bewies, wie viel man von diesen Berathungen sich versprach. Sie war etwas zahlreicher als die erste. Nur wenige (Bodenheimer, Goldmann) blieben, wegen der vorherrschenden Richtung, aus; mehrere andere (Frankfurter, Klein, Heidenheim, Edler) wegen Abhaltungen; hinzutraten dagegen mehrere entschiedenere Freunde durchgreifender Reformen (Einhorn aus Birkenfeld, Wagner a. Manheim), mehrere der vermittelnden Richtung angehörige, (der bejahrte Gosen aus Marburg, Reiß aus Breisach, Güldenstein aus Buchau, Süßkind aus Wiesbaden, Treuenfels aus Weilburg) zu welcher auch der Frankfurter Rabbiner Stein zu rechnen, so wie endlich die bisher den rabbinischen Wirren ganz fern gebliebenen, mehr dem Lehrfache zugewendeten, Auerbach und Jost in Frankfurt, beide übrigens gleich jenen von Eifer beseelt, Bildung und tüchtige Gesinnung zu fördern. (Mehrere aus Nassau, Baden, Hechingen gemeldet, waren nicht erschienen.) [1]

Schon bei Ueberschauung der Vertretungen zeigte sich ein Uebergewicht auf Seiten der reformirenden Richtung, sie fand noch einige Aufmunterung, wo nicht Verstärkung, in der großen Anzahl von Zuschriften und Addressen, mit welchen ganze Gemeinden, mehrere Genossenschaften

1) Protokolle und Aktenstücke der zweiten Rabbiner-Versammlung. 1845.

und angesehene Männer die Wünsche und Erwartungen darlegten, welche sie jetzt hegten, und auf deren Erfüllung sie zählten. Die Würde und der Ernst, womit die Verhandlungen, unter Stein's (und zum Theile Geiger's) Vorsitz geführt wurden, entsprach im Allgemeinen der Wichtigkeit des Zweckes, und sicherte der Versammlung die ungetheilteste Achtung, welche ihr von Frankfurt aus noch besonders ausgedrückt wurde.

Die Verhandlungen erstreckten sich über die wichtigsten, zum Theil schon in der ersten Versammlung angeregten Fragen und Anträge. Die Umgestaltung des Synagogenritus bildete den Kern derselben und die Beleuchtung der hierüber herrschenden Mannigfaltigkeit der Ansichten nahm die Zeit am Meisten in Anspruch; das liegt in der hohen Bedeutsamkeit des jüdischen Rituals, in welchem alle charakteristischen Grundlehren, Begriffe, geschichtlichen Erinnerungen und exegetischen Beziehungen, ja sogar Legenden und Mythen, vielfach verflochten, ihren hundertfältigen Ausdruck finden. Eine zweite, sehr wesentliche Berathung sollte die Feier des Sabbath's erörtern, und die Grundsätze derselben, wie solche von einem Commissionsbericht vorläufig dargelegt worden, ausführlich entwickeln; sie gelangte aber nicht zur näheren Besprechung. Andere minder bedeutende Anträge wurden meist einhellig begutachtet. Als praktischen Ertrag der Berathungen hat man anzusehen die fast einstimmigen Beschlüsse, betreffend die Einführung deutscher Gebete und Gesänge und Kürzung des hebräischen Rituales, Ausschließung vieler nicht mehr der Zeit und dem Bewußtsein zusagender Formen, Erhebung des Gottesdienstes durch Orgelspiel; insbesondere aber die Erklärung, daß ein Israelit an Sabbath- und Festtagen die Orgel spielen dürfe, was bisher überall als eine Verletzung der Feier gemieden ward.

Weit wesentlicher berührten die Verhandlungen der Versammlung bei allen diesen Berathungen die innersten Fragen des Judenthums, und dadurch bekundete sich der Geist der Versammlung, welcher offenbar um einen starken Schritt der Reform sich annäherte, daher auch die mit ihr unverträglichen Elemente ausschied, und mit dem Herkom-

men desto stärker brach. Die Aussicht auf eine Vermittelung schwand gänzlich.

Der Zwiespalt offenbarte sich sofort bei Besprechung des Rituals in den ersten Sitzungen. Frankel ergriff die Gelegenheit, um die Versammlung zur Aufstellung bestimmter Prinzipien aufzufordern, indem er zugleich erklärte, seinerseits auf positiv-historischer Grundlage allein eine Reform zuläßig zu finden. Die Versammlung erklärte sich für dieselbe Grundlage, aber gegen Erörterung besonderer Prinzipien, weil dies bei praktischen und auf dem herkömmlichen Grunde selbst zuläßigen Reformen überflüßig erscheinen und nur theoretische Spaltungen erregen würde. Geiger's und Holdheims entschiedene Richtung drang augenscheinlich gegen Frankels Versuch, die Berechtigung der Reform mittelst einer Discussion der Prinzipien zu erschüttern, durch. Sobald Frankel sah, daß es ihm nicht gelang, der Berathung das Gepräge der Vermittelung aufzudrücken, und daß er bei der Frage über Nothwendigkeit der hebräischen Sprache beim öffentlichen Gottesdienst, in der Minderheit blieb, gab er die Hoffnung auf, in dieser Versammlung seine Richtung mit Erfolg vertreten zu können [1], und schied aus; ihm folgte Schott, sonst niemand.

Frankels Schritt, obwohl schon im Voraus geahnet, erregte Aufsehen und ward verschieden beurtheilt. In der Sache selbst änderte er nichts, auch sein Ausharren in der Versammlung würde nur ein beständiger Widerspruch gewesen sein. Denn der Ausdruck positiv historisch, wie scheinbar bestimmt, läßt manche Deutung zu, und ohne genauere Erörterung desselben, zeigen die Berathungen deutlich, daß die Versammlung, wenn auch häufig den Thalmud und dessen Ausflüsse zur Unterstützung ihrer Meinungen, anziehend, die früher anerkannten nach-biblischen Autoritäten als solche keineswegs beachtet wissen wollte, da wo das Bewußtsein sich gänzlich umgestaltet hatte. Ihre Mehr-

1) Ober Post-Amts-Zeitung 1845. 18. Juli und in den jüdischen Zeitschriften. — Die Minderheit war fast die Hälfte. Aber auch in ihr waren die Gründe des Beistimmens sehr verschieden, so daß die rabbinische Ansicht an ihr keine Stütze hatte.

heit schritt thatsächlich über dieselben hinweg, und die literarischen Fähigkeiten haben die Autorität der Rabbinen offen abgeleugnet. Frankels gemäßigtere Ansicht trat durch die Farbe der Versammlung in ein solches Licht, daß selbst die ängstlichsten Anhänger alles Veralteten sich plötzlich bewogen fanden, Frankel, den sie vorher halb verketzerten, als ihren Mitvertreter anzusehen. Sein Ausscheiden war daher allen Gegnern der Rabbiner-Versammlung ein willkommenes Ereigniß, welches zum Banner der Parthei ward. Dadurch erhielt es eine historische Bedeutung für die kurze Zeit, in welcher es wirkte. Man sandte an Frankel von vielen Seiten her, (dem sonst nicht gerade belobten Zeitschwindel der Protestanten für die neuchristliche Kirche hierin folgend) Danksagungen, Huldigungen und Ehrengeschenke, in welchen Frankel übrigens nichts weiter mit Freude erkannte, als den Beweis, daß, wie er in seinen Antworten sagte, er wirklich eine stark verbreitete Gesinnung zu vertreten berufen sei. Der Idee der Rabbiner-Versammlung blieb er daneben noch immer zugethan, nur, daß ihm die bisherige Zusammensetzung nicht geeignet schien, die Gesammtheit weiter zu führen.

Die ihm von vielen Seiten kund gegebene Zustimmung erregte daher in ihm den Gedanken zur Berufung einer Theologen-Versammlung, welche die unerläßlichen Reformen berathen und dann durch persönlichen Einfluß zur Annahme bringen sollte. Die Bekanntmachung dieses Planes, der bis zum Abschlusse gegenwärtigen Werkes nicht zur Ausführung gekommen ist, blieb, unsrer Ansicht nach, nicht ohne Rückwirkung auf die dritte Rabbiner-Versammlung.

Inzwischen traten die Reform-Bestrebungen in Berlin und theilweise auch in Breslau, da die Rabbiner-Versammlung keine bestimmten Grundsätze hatte aussprechen wollen, thätiger hervor, um ihren Ansichten gemäß eine äußerliche Verfassung und Vertretung zu gewinnen. Namentlich fand die Berliner Genossenschaft, welche einige Abgeordnete zur Frankfurter Versammlung abgeschickt hatte, um möglicherweise aus den hier vorkommenden Verhandlungen zu entnehmen, wie weit die Reform durch die Rabbiner gestützt werde, und welche Wechselwirkung zwischen beiden zu er-

hoffen sei, in den Beschlüssen bei weitem nicht die Grundlage zum Fortschreiten im Sinne der Neuzeit, und als selbst die Beschlüsse nur in sehr wenigen Gemeinden zur Ausführung kamen, überzeugte sie sich von der unzureichenden Kraft der Rabbinen ihren Gemeinden gegenüber. Auch hatte sich zwischen ihr und der Versammlung kein rechtes Verständniß gebildet, indem sie auf ganz verschiedenen Wegen zu reformiren suchten; die Beziehung zwischen ihnen blieb nur kalte Höflichkeit.[1] Die Berliner Genossenschaft setzte daher ihre Hoffnung auf eine von vorn herein gewünschte Synode, und beschloß vorläufig ihr Ritual örtlich zu ordnen. Sie schritt unter Sterns überaus fleißiger und besonnener Leitung sofort an's Werk, und nachdem der neu errichtete deutsche Gottesdienst, dem nur einige wenige Formeln in hebräischer Sprache verblieben sind, an den hohen Festen im Herbst 1845 angesprochen hatte, fanden sich bald die erforderlichen Mittel, um einen beständigen Gottesdienst einzurichten. Abseiten der Regierung stieß man auf keine Schwierigkeit; so hatten sich die Ansichten geändert.

Die Elemente dieses Gottesdienstes wurden zum großen Theile aus dem alt herkömmlichen Rituale entlehnt, jedoch wurden die Begriffe möglichst mit den Ueberzeugungen der Gegenwart in Einklang gebracht, und demnach auch manche neue liturgische Stücke eingelegt und ältere umgestaltet; die Feiertage blieben dieselben, nur daß auch der Sonntag einen stetigen Gottesdienst erhielt; man entfernte sich in der Form so wenig als möglich von dem Herkommen, außer daß die meisten Dehnungen wegblieben, die deutsche Sprache durchweg an die Stelle der hebräischen gesetzt, schöner Gesang mit Begleitung eingeführt ward, und daß die anwesenden Männer unbedeckten Hauptes bleiben. Obwohl diese Reformen mehr das Äußere betreffen, und die Ausdrücke der Gebete und Erbauungen sich nicht vom Boden des Judenthumes entfernen, so hätte doch bisher kein Rabbinat so weit zu gehen gewagt. Allein die Genossenschaft fühlte wohl, daß auch dies noch nicht genüge, um ihre Ueberzeugungen vollständig darzulegen. Selbst

1) Siehe die Anreden und Zuschriften in dem zweiten Bericht der Reform-Genossenschaft. 1846. Jan.

die Beibehaltung der doppelten Festtage, deren je zweiter ganz unbiblisch ist und lediglich dem Herkommen angehört, war eine augenfällige Abweichung von ihren schon veröffentlichten Grundsätzen. Man verschob aber eine Entscheidung hierüber, wie über manches andere auf eine Synode, welche ebenfalls bis zum Schlusse dieses Werkes nicht berufen worden.

Die Schritte der Reform-Genossenschaft mußten unmittelbar auf die künftige Rabbiner-Versammlung einwirken. Denn erstlich sahen diejenigen Rabbinen, welche schon bisher der äußersten Reform das Wort geredet hatten, einen Theil ihrer Wünsche erfüllt und ihre Gedanken in der Verwirklichung begriffen; zweitens hatte die Reform-Genossenschaft, um so bald als möglich anerkannte Männer für die Predigt zu gewinnen, sich zunächst an Mitglieder der Rabbiner-Versammlung gewendet, und bei denselben Bereitwilligkeit gefunden, nicht nur einstweilen zu predigen, sondern auch, wenn sonst eine Uebereinkunft zu erzielen sei, auch das Amt des Predigers bei ihr zu übernehmen. Philippson leitete den Gottesdienst an den drei Festtagen 1845, Holdheim weihete das neue Lokal im Frühjahre 1846 ein; Hirsch fungirte am Passahfeste; und Salomon, Frankfurter und Heß predigten an den folgenden Sabbathen und Feiertagen. Es hatte dadurch schon ein Theil der kommenden Rabbiner-Versammlung thatsächlich beurkundet, daß man in der Berliner Reform nichts Bedenkliches finde, ja diese hatte sogar einige Zeit wohl gegründete Hoffnung, Geiger an die Spitze ihrer Anstalt treten zu sehen, was jedoch bald wieder aufgegeben werden mußte. Die Einrichtungen der Berliner Genossenschaft erfuhren von keiner Seite her eine Kritik, wie sonst wohl zu erwarten war; vielmehr ward der ohnehin schon mit großen Aufopferungen bewerkstelligte Anfang einer Reform mit Achtung behandelt, nur die Feier des Sonntags mit etwaigem sabbathlichen Charakter erregte hie und da Bedenken.[1]

Die Berliner Genossenschaft sah sich außerdem aufgemuntert durch die Kundgebung gleicher Bestrebungen aus Breslau und einem Theile Schlesiens, aus einem Theile

---

1) Siehe S. Adlers Antrag zur dritten Rabbiner-Versammlung.

Preußens [1] und Westphalens, so wie aus mehreren Orten Süddeutschlands. Sie berief daher schon zum Frühjahre 1846 eine Versammlung von Vertretern derselben Richtung nach Berlin, um über Bildung anderer Genossenschaften und Leitung aller nach gleichen Grundsätzen zu berathen. Das Ergebniß dieser am 14. 15. 16. April gepflogenen Berathungen, die nur sehr dürftig beschickt waren, blieb auch nur sehr unbedeutend. Man verabredete einen noch nicht recht durchgebildeten Organismus, und gewann nur die Ueberzeugung, daß manches noch im Dunkel liege und durch Vorarbeiten in's Reine gebracht werden müsse.

Wir selbst waren bei diesen Verhandlungen, wie bei denen der Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt, zugegen, und glauben gefunden zu haben, daß die Genossenschaft und die Rabbiner-Versammlung (worunter wir nur die Mehrzahl verstehen) in wesentlichen Punkten übereinstimmen, während in ihren praktischen Resultaten sich bedeutsame Unterschiede zeigen.

Beide kommen in dem Gedanken überein, daß das Judenthum in neuerer Zeit und unter den civilisirten Nationen seine Wahrheit und Ächtheit nur dadurch darthun und aufrechthalten könne, daß es allen rein morgenländischen und der europäischen Sitte widerstrebenden, oder in der Ausübung bürgerlicher Pflichten hinderlichen Gebräuche sich entwinde, dafür aber seinen Geist durch möglichst freie, der Zeit und Bildungsstufe angemessene Formen offenbare, und überhaupt den entsprechenden Ausdruck für das entwickeltere Bewußtsein suchen müsse.

Dahingegen setzt die Rabbinen-Versammlung voraus, daß die herkömmlichen Formen der historisch entwickelte Ausdruck für das Bewußtsein des Judenthumes gewesen seien, und daß man bei der Umgestaltung desselben in der Neuzeit nur zu untersuchen habe, welche der herkömmlichen Formen gänzlich abgenutzt und erstorben seien, um solche als störend hinweg zu schaffen, welche hingegen nur erstarrt seien, oder ihres Inhaltes entleert worden, um solche flüssig zu machen und

---

1) Die Reform des Judenthums. Königsberg 1846.

wieder mit kräftigem Inhalte zu erfüllen [1]; und ihr Bestreben geht sichtlich dahin, die Organe und Institutionen zur Erhaltung und Fortentwickelung der Religionskunde, des Gottesdienstes und der Wissenschaft, zeitgemäß umzubilden.

Die Genossenschaft reformirt vom Standpunkte des Volksbewußtsein aus; die Wissenschaft, mit Ausnahme etwa der biblischen Exegese, ist ihr in Betreff der praktischen Wirksamkeit gleichgültig oder doch nicht einflußreich.

Die Rabbiner-Versammlung reformirt vom Standpunkte der Wissenschaft und des Rabbinates aus, und sucht das Volksbewußtsein auf denselben hinzulenken.

Es liegt in der Natur dieser Bestrebungen, daß hier mancherlei Schattirungen sich bilden; daß Einige durch die Wissenschaft das Herkommen bekämpfen, andere dieses rechtfertigen oder in Schutz nehmen und eine Aussöhnung der Gegenwart mit der Vergangenheit suchen; daß Einige mehr der Reform-Genossenschaft sich zuneigend, viele alten Formen verwerfen, Andere dagegen mehr von diesen noch retten möchten; ja daß selbst die Idee der Berechtigung nicht überall gleich kräftig hervortritt, Einige sich oder die Versammlung geradezu für berechtigt erachten, einzugreifen; Andere nur nach frühern Vorgängen reformiren zu dürfen glauben, und noch Andere mit sich selbst einig zu werden manche Schwierigkeit wahrnehmen.

Zu den Schwankungen, welche theils in der Gewissenhaftigkeit, theils auch in dem Streben wahrhaft zu wirken, und nicht bloß Aufsehen zu erregen, ihren Grund haben, kommen noch mannigfache Rücksichten, welche Bedächtigkeit anrathen, wenn nicht heillose Spaltungen entstehen sollen. Schon hatten die oben angegebenen Verhältnisse die verschiedenen Partheien auseinander gezogen und die Kräfte getheilt; es zeigten sich aber noch andere Sonderbestrebungen in denjenigen Gegenden, welche den Genossenschaften oder Versammlungen minder nahe stehen.

Die Hamburger, ohnehin in sich mehrfach gespalten, zeigten, ungeachtet aus ihrer Mitte die Tempelprediger

---

1) S. die Anträge zur zweiten Rabbinen-Versammlung, Orient, 1845 Nr. 26. bes. aber Comm.-Bericht über den Sabbath; Prot. der zweiten Rabbiner-Versammlung.

in der Rabbiner-Versammlung saßen, und in der Reformgenossenschaft predigten, weder für jene noch für diese die geringste Theilnahme. Die Hannoveraner haben eben so wenig auf diese Bewegungen ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Sie haben in ihren Hauptgemeinden Rabbiner von wissenschaftlicher Bildung an der Spitze. So wie aber ihre bürgerliche Stellung keine weitern Bestrebungen zuläßt, als nur eben das Dasein auf eine würdige Weise zu fristen, und dem mittelalterlichen Charakter des Gesetzes, dem sie unterworfen sind, durch Kraft der Gesinnung entgegenzutreten, so daß zuletzt die Gesetzgebung sich genöthigt sehen wird, ihre Lage zu verbessern; so ist auch den Rabbinen kein weiterer Wirkungskreis geöffnet, als überall das Vorgefundene friedlich fortzuführen, und durch Belehrung und Erbauung das Volk in seiner Gesinnung zu stärken. Sie finden eine treffliche Stütze an der Regierung selbst, welche durch die Verordnung vom 19. Januar 1844 die innern Angelegenheiten der jüdischen Gemeinden auf eine sehr zweckmäßige Weise regelt, und namentlich den Rabbinen angemessene Vollmacht ertheilt. Ob sich die beabsichtigte Errichtung eines Lehrerseminars fruchtbar zeigen werde, mag dahin gestellt bleiben, aber jedenfalls streben die Hannoveraner dahin, sich von innen heraus selbstständig zu bilden, und ihre Rabbinen werden fortschreitend einen wohlthätigen Einfluß üben. Da sowohl Rabbinen als Schullehrer nur nach erwiesener Fähigkeit und wissenschaftlicher Vorbereitung eine Anstellung finden, so ist schon hierin der Fortschritt gesichert. Den umfassenderen Bewegungen wird sich aber Hannover nicht so bald anschließen. — Auch in den westlichen Theilen Preußens, wo die Regierung selbst zu Verbesserung des Cultus die Hand bietet, indem sie theils die Sachkundigen auffordert (wie in Westphalen), endlich geeignete Maßregeln zu treffen, theils (wie in Krefeld) die Schritte der regsamern Rabbinen billigt und begünstigt, scheint man die Ergebnisse der Versammlungen nicht sonderlich zu beachten. Die Preußische Regierung setzt, nicht mit Unrecht, voraus, daß sich der geeignete Fortschritt, den sie nunmehr ernstlich wünscht, besser aus den Gemeinden selbst entwickeln werde, und tritt sogar den entschiedenen Richtungen nicht mehr entgegen, es dem Gewissen eines jeden anheimstellend, der religiösen

Leitung zu folgen, die ihm zusage. Daher hat sie in solchem Sinne sowohl in Breslau alles noch in seinem Zustande belassen, als die Beschwerden in Posen abgewiesen. So wird dort das Prinzip der Gewissensfreiheit endlich zur Wahrheit.

Die Baiern, auf sich allein angewiesen, können fast nur in einzelnen Gemeinden thätig sein, und der gute Wille scheitert oft an Armuth oder Verkennung. In Baden, wo die Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten nach beiden Richtungen sich regsamer gezeigt hatte, offenbarte sich in Folge des Strebens nach Emancipation einerseits ein kräftiger Sinn für innere Wirksamkeit zur Erzielung bürgerlicher Tüchtigkeit und Anerkennung, und andrerseits durch die vorherrschende Ansicht des auch von der Regierung mehr begünstigten Systems des Conservativismus, ein entschlosseneres Zusammenwirken der verschiedenen Rabbinen; und so entstand eine Partial-Rabbiner-Versammlung in Mannheim, welche auf dem alten historischen Boden reformiren zu wollen erklärte, und zu diesem Ende die Anstellung eines tüchtigen Theologen als Oberraths-Mitglied beantragte; während eben daselbst ein Verein zur Verbesserung der jüdischen Zustände eben seinen Fortgang nahm, und bald, schon im Oktober 1845 in einer Versammlung intelligenter Männer zu Bühl einem „Allgemeinen Landes-Verein zur Verbesserung der innern und äußern Zustände der Juden" Raum machte. Die Rabbiner sind letzterm nicht geradezu entgegen, einige derselben nehmen sogar Theil daran. Diesen vielfältigen Anstrengungen mag es theilweise beizumessen sein, daß im Juli 1846 die Bitten um Emancipation in der zweiten Kammer sehr ansehnliche Mehrheit gewonnen haben.

Solche Theilungen aber verminderten das Vertrauen auf die Erfolge der künftigen Rabbiner-Versammlungen, während zugleich die Frankelschen Ausschreibungen zur Berufung der Theologen, wenn gleich nicht große Erwartungen, doch einige Aufmerksamkeit erregte, und allerdings schon besorgen ließen, daß die Rabbiner-Versammlung dadurch an Zahl und an Haltung etwas einbüßen werde.

Die Zeitschriften, ohnehin um eine conservative in Al-

tona, eine publicistische in Hamburg, eine freiforschende in Baireuth und eine reformistische in Worms vermehrt, bieten im Laufe dieser Zeit ein Bild jenes chaotischen Wesens dar, mit welchem der Geist jetzt ringen muß, um es zu überwältigen, und in bestimmten Formen sich zu offenbaren. Mehrere derselben haben ihre Kräfte nach kurzen Anstrengungen erschöpft, und die Reformgenossenschaft, ein neues Organ schaffend, so wie die wieder erblühende Geiger'sche wissenschaftliche Zeitschrift, lassen dauerndere Wirksamkeit erhoffen.

XXVI.

Die dritte Rabbiner-Versammlung.

Unterdeß rückte die Zeit der dritten Versammlung deutscher Rabbiner heran. Sie ward zu Breslau vom 13. bis zum 20. Juli 1846 gehalten. Der Zahl nach kam sie der zweiten nahe, sie hatte 26 Mitglieder, aber die Elemente derselben hatten manchen Wechsel erfahren. Unendlich viele Momente wirkten sowohl zu ihrer Gestaltung, so wie zu ihren Ergebnissen mit. Die Oertlichkeit selbst, der Sitz der entschiedensten Partheien und des vieljährigen Haders war schon geeignet, die Erwartungen zu spannen; die Rabbiner-Versammlung mußte, der allgemeinen Ansicht nach, um überhaupt Geltung zu behalten, nach einer Seite hin den Ausschlag geben, und der Reform eine kräftige Stütze werden; andrerseits verhehlte man sich nicht, daß mannigfache Rücksichten die größte Besonnenheit geboten, und insbesondere die Gesinnung der Regierung wohl nicht ohne Einfluß sein würde. Die Frankelsche Aufforderung zu einer Theologen-Versammlung, wiewohl an sich von keiner Bedeutung, (denn man verstand darin unter Theologen auch jeden Thalmudisten, ohne Rücksicht auf Lebensberuf, und moralische Stellung) hatte einigen vermittelnden Rabbinen Hoffnung eingeflößt, auf friedlicherm Wege zu reformiren, andern wiederum einen Vorwand gereicht, den Ausgang beider Versammlungen abzuwarten, und so mehrere Mitglieder der Rabbiner-Versammlung entzogen, zugleich aber an dem Prinzipe der letztern gerüttelt, so daß der Wunsch verlautete, auch solche Gelehrte, welche nicht

als Rabbiner oder Prediger im Amt stehen, zu berufen. Es mußte den versammelten Rabbinen diesmal besonders daran gelegen sein, die Theologie und die Wissenschaft des Judenthums gegen jede anmaßliche Versammlung thalmudischer Gelehrsamkeit zu verstärken, um mit Festigkeit dazustehen, und die Thalmudisten selbst auf das Gebiet der Reform hinzudrängen,[1] oder das Vertrauen, worauf sie rechnen dürften, zu schwächen. — Alle diese, und noch manche äußere Momente, welche in Privatverhältnissen der zur Versammlung berufenen Mitglieder ihren Grund hatten, insbesondere auch die Neigung mehrerer Mitglieder zu Gunsten der Berliner Reform wirkten mit, um die Zahl zu verringern, und die Richtung der Thätigkeiten zu bestimmen, ohne daß man im Allgemeinen oder im Einzelnen sich dessen vollständig bewußt ward, oder gern gestehen mochte.

Unter den obschwebenden Fragen schien die den Sabbath[2] betreffende Vorlage die wesentlichste, um den Geist der Versammlung zu beurtheilen. Der vorjährige Entwurf, meist von Geiger verfaßt, enthielt durchgreifende Gedanken, welche geeignet schienen, den Begriff des Sabbaths von der bisherigen Vorstellung, von der bloßen Heiligung durch Ruhe gänzlich zu unterscheiden, und die Feier hauptsächlich in die Würde und Weihe des Tages zu setzen, so daß mittelst solcher Auffassung so mancher nur aus dem falschen Begriff von Ruhe und von scheinbarer Feier entstandene Gebrauch von selbst verschwinden mußte, und der Sabbath bei geringerer Ängstlichkeit besser der Idee entsprechen konnte. Der diesjährige Bericht war schon zum Theil abgeändert worden, man fürchtete augenscheinlich, der frühere könnte im Sinne einer allzuweit vorgreifenden Umgestaltung gedeutet werden. Doch war auch hier noch immer der Grundbegriff festgehalten.

Man war allgemein auf die Folgerungen gespannt. Die Sabbathfrage liegt allen Israeliten nahe, welche nicht das ganze Herkommen abstreifen. Der Sabbath ist der Kern der jüdischen Religion in ihrer Erscheinung. Die meisten Juden, selbst die, welche jede Verbindlichkeit des al-

1) Stein's Ansprache. 1846.
2) Ueber alles Folgende s. d. Protokolle der 2ten u. 3ten R.-R.

ten Gesetzes leugnen, müssen den geschichtlichen Werth [1] des Sabbaths anerkennen, mit welchem das Judenthum steht und fällt. Was hier in Frage steht, ist die Möglichkeit die Feier des Tages mit der Ausübung vieler bürgerlichen Thätigkeiten vereinbar zu denken; es ist die Lösung eines Widerspruchs, den die Gläubigen mit Aufopferung ihrer Berufsgeschäfte und Vortheile, und die Arbeitsamen mit Aufopferung der religiösen Gebräuche und deren heilsamen Einwirkungen, zu verleugnen suchen. Diese Lösung wird immer unendlich schwierig bleiben, so lange das Gesetz in seiner Verbindlichkeit besteht, und nach seinem Wortsinne Geltung hat. Denn keinerlei Worterklärung kann eine Verletzung des Arbeitsverbotes rechtfertigen, wenn gleich schon der Israelitische Staat die zum Tempeldienst nöthigen Verrichtungen am Sabbath gestattete. Was die Theologie hier irgend vermochte, war nur die Vergeistigung des Gesetzes, die Auffassung der Sabbathfeier ihrer Bestimmung nach, und die darauf gegründete gottesdienstliche Einrichtung mit erhebender Liturgie und eindringlicher Erbauung und Belehrung. In die Gewissen der Einzelnen, welche die Sabbathruhe in engeren oder weiteren Gränzen beschreiben, hat sie nicht zu schauen.

Die Rabbiner-Versammlung faßte ihre Aufgabe, wie die Protokolle zeigen, richtig in's Auge, gerieth aber durch das Streben, sofort einige auch dem Privatleben zu Gute kommende praktische Folgen zu erzielen, auf den Abweg, die thalmudischen Erleichterungen als Richtschnur zu nehmen, und nach deren Anleitung außer den zum Gottesdienst nöthigen Verrichtungen auch noch die Thätigkeiten, welche der Staatsdienst, oder Rettung in Gefahren, oder sonst wichtige Umstände gebieten, am Sabbath für gestattet zu erklären. Die Fassung der Beschlüsse hierüber war ein Mißgriff, wel-

---

1) Man hat in neuerer Zeit viel von einer Verlegung des Sabbaths auf den Sonntag gesprochen. Jedem Sachkenner leuchtet ein, daß ein solches Ansinnen nichts weiter darbietet als einen Schritt näher zum Christenthume. Die Synagoge kann seine Liturgien, seine geschichtliche Folge und sein ganzes Wesen nicht mit einem andern Tage vereinbaren, wenn auch die Feier des Sonntages als bürgerlichen Ruhetages nichts dem Judenthum Widerstrebendes enthält. Uebrigens ist die Verlegung wohl nie ernstlich gefordert worden.

cher allgemein empfunden, und um so stärker gemißbilligt ward, als sie von vorn herein die vor der Wiesbadener Versammlung angedeuteten Grundsätze oder Ansichten völlig verleugnen, und geradezu die Unübertretbarkeit des Gesetzes voraussetzen; während sie andrerseits in dringenden Fällen die Fortsetzung der bürgerlichen Nahrung durch Nicht-Israeliten für zuläßig erklären, was dem Gesetz zuwiderläuft, und, wie die übrigen Ausnahmen, lediglich dem thalmudischen Boden angehört. Wie nun der gegenwärtige Standpunkt der höhern Bildung jeder Umgehung eines feststehenden Grundsatzes und jeder Unklarheit der Gesinnung widerstrebt, wenn auch durch dergleichen Hülfsmittel mancher Schwächere allmählich gewonnen werden könnte, so ward eben von da aus, wo die Geigersche Richtung ihre erste Stütze gefunden hatte, und wo fortwährend eine gewisse Entschiedenheit behauptet wird, auch um so bestimmter gegen die betreffenden Beschlüsse der Breslauer Rabbiner-Versammlung Verwahrung eingelegt. Die umsichtigern Mitglieder der reformirenden Parthei hielten dies für nothwendig, um offen darzuthun, daß die erreichte Entwickelungsstufe mit der alt-rabbinischen Ansicht, die das Gesetz als göttlich betrachtet, dagegen überall Auswege sucht, um es zu verletzen, und überhaupt das Gewissen durch vieldeutige Ausdrücke mit spitzfündigen Fragen ängstigt, sich nicht vertragen könne. Durfte die Versammlung ihre Art, die Verbindlichkeit des Gesetzes zu betrachten, nicht klar aussprechen, so war es noch weniger gerathen, die Ausnahmen aufzustellen.[1] *

---

1) Die literarisch thätigen Mitglieder der Rabbiner-Versammlung haben mit größerer oder geringerer Schärfe die Beschlüsse kritisirt. S. die A. Z. des Judenth. und den Israeliten.

*) Mit Unrecht ist der Versammlung aufgebürdet worden, sie verfolge hierarchische Zwecke. Die Kasuistik aber steckt in dem Ausdrucke der Beschlüsse zu augenfällig, als daß es nicht sogleich wahrgenommen werden mußte. Man gestattet am Sabbathe alle in das geistige Gebiet gehörenden Thätigkeiten, — wer will die Gränze derselben hiernach bestimmen? Man gestattet die Fortsetzung der Berufsgeschäfte (also auch Landbau, welchen das Gesetz scharf hervorhebt) durch Vertretung (was augenscheinlich eine Umgehung ist), wenn die Existenz durch die Ruhe gefährdet ist; wer aber vermag diesen Fall mit Sicherheit zu bestimmen, und wo wird nicht der Eigennutz

War nun aber die Versammlung nicht glücklich in ihren Sabbathbeschlüssen und verlor sie dadurch ein Bedeutendes in der ihr bisher zugewendeten Theilnahme, so blieb sie doch andrerseits ihrer reformatorischen Richtung in andern Fragen getreu. Sie beschloß in ihren Wirkungskreisen den Gottesdienst durch Abstellung lästiger Einrichtungen und Erhebung der Liturgie zu verbessern; sie beschäftigte sich insbesondere mit einem Plane zu einem neuen Gebetbuche und zur Förderung der Andacht; sie belehrte das Volk über manche zwecklose und unwürdige Trauergebräuche, sie erklärte endlich die *zweiten Feiertage* für Werktage, weil deren Weihe aller gesetzlichen Begründung entbehrt. Diese Beweise eines Beharrens auf reformatorischem Wege haben nicht verfehlt, den Eindruck der Sabbathbeschlüsse zu mildern, und abermals die Hoffnung zu erregen, daß die Rabbiner-Versammlung eine festere Haltung annehmen werde, wofern sie überhaupt eine geschichtliche Bedeutung anstrebt.

Daß ihre Wirksamkeit bei der ältern rabbinischen Parthei gar keinen Anklang fand, liegt in der Natur der

---

sich gern eine Gefährdung vorstellen? Solche Gewissensconflicte herbeizuführen ist aber der Religionslehre unwürdig, und man fürchtete nicht ohne Grund, daß dergleichen Beschlüsse dem Judenthume in der allgemeinen Achtung Abtrag thun könnten. — Wenn ferner dem Juden gestattet wird, bei Lebensgefahren Rettungsarbeiten zu verrichten, so fand man solche Erlaubniß überflüssig, eben so wie die Verpflichtung des jüdischen Soldaten und des Beamten zur Ausübung seiner Dienstgeschäfte; ersteres ist keine Ermäßigung der Sabbathruhe, denn nur die verstocktesten Fanatiker opfern Menschenleben für die Festtagsfeier, und letztere Punkte rechtfertigen sich nicht durch's mosaische Gesetz, sondern durch die Unterthanspflicht. Diese aber durfte gar nicht mit dem Religionsgesetz in Widerspruch gebracht werden, wie es in den Beschlüssen geschieht. — So viel zur Begründung unsers durchaus selbstständigen Urtheils. Die von *Geiger* und *Stein* veröffentlichten Antworten auf anderweitige Kritiken haben nur so viel dargethan, daß die Rabbiner-Versammlung sich außer Stande sah, über das Gegebene hinauszugehen, und Mittel genug dargeboten zu haben vermeinte, um die unvermeidlichen Lebenshemmungen zu verhindern. Allein dies gerade wird an den Beschlüssen gerügt, daß sie bei Festhaltung der Gesetzesstrenge nur *Dispensationen* gewähren, wozu nicht einmal die Befugniß nachgewiesen werden kann und welche jedenfalls vielen Mißdeutungen Thor und Thür öffnen. —

Sache; aber auch die Berliner Reformgenossenschaft versprach sich kein Heil von einem engern Zusammenwirken mit den Rabbinen, und begann sich immer selbstständiger zu entwickeln. Sie hatte unter den Rabbinen der Versammlung ihre Freunde, und auf der Wahl zum Amte ihres ersten Geistlichen standen noch im September dieses Jahres Heß, Hirsch und Holdheim; Letzterer ward gewählt. Er sprach sich [1] auf die entschiedenste Weise gegen den Rabbinismus und gegen die Beschlüsse des Breslauer-Vereins aus, insbesondere hervorhebend, daß diese geradezu den Geist der Rabbiner-Versammlung verleugneten; und von ihm sind nun nähere Darstellungen der Reformgrundsätze zu erwarten. Mit dem J. 1847 tritt die Versammlung, welche in Manheim gehalten werden soll, in eine andre Phase.

Der Einfluß der Reformgenossenschaft auf die rabbinische Parthei in Berlin nöthigte übrigens diese, ebenfalls auf innere Reformen Bedacht zu nehmen, und sie ward im Jahre 1846 dazu bestimmt, unter Leitung ihres Rabbinatsassessors Sachs einen neuen Tempel zu gründen, von welchen sie sich Erbauung und Erkräftigung verspricht. Auch hier hat die Regierung ihre frühere Ansicht, in Berlin nur eine Synagoge zu dulden, aufgegeben, und dem Cultus freie Entfaltung gestattet. Die Erfolge der diesseitigen Bestrebungen sind noch im Werden.

XXVII.

Schluß.

So viel hat die Erfahrung des Jahres 1846 gelehrt, daß die Elemente der religiösen Entwickelung noch in langer Gährung verbleiben werden. Was noch vor Kurzem bereits zu einer gewissen Reife gediehen zu sein schien, hat sich bald als bei weitem nicht vollendet erwiesen, und wir bleiben mitten in den Vorarbeiten stehen, welche nicht hinlänglich vorgerückt sind, um bestimmte Ergebnisse für die Zukunft anzukündigen.

1) Wie schon ein Jahr zuvor im „Israeliten" Ende 1845 und Anfang 1846.

Ein sehr bedeutender Fortschritt aber ist geschehen; ein Fortschritt, den alle deutschen Israeliten voraus haben vor ihren Religionsgenossen anderer Zungen, — nämlich die große Theilnahme für die geschichtliche Entwikkelung der religiösen Angelegenheiten, eine Theilnahme, welche zu beleben zu Anfange dieser Periode fast nicht zu den Möglichkeiten gerechnet ward. Dies Erwachen hat Kämpfe erzeugt, und diese haben wiederum die Theilnahme vermehrt; das ist ein Fortschritt, denn es wird nicht mehr mit blinder Wuth gestritten, sondern mit Geist und Gesinnung, und was noch wichtiger erscheint, offen und vor aller Welt. Die Oeffentlichkeit, wie sehr auch von Eigennutz mißbraucht, von Unbesonnenheit mißhandelt, und von der Unwissenheit mißkannt, — ist die wahre Seele der religiösen Kämpfe; sie vernichtet den Fanatismus wie den Leichtsinn, wenn gleich beide ihre Waffen hie und da, sich und andern schadend, gebrauchen; sie regt die Gemüther auf, aber nicht Haß und Verfolgungssucht finden Anhang, sondern das geistige Ringen um Wahrheit und fernige Gesinnung fesselt die Aufmerksamkeit. Jeder gewöhnt sich, die verschiedensten Ansichten vertreten zu sehen, und das ist die Bürgschaft für den Frieden, oder mindestens für eine regelmäßige Zersetzung.

Es haben sich Partheien gebildet, selten aber eigentlich zusammenhaltende Massen, vielmehr verschiedene Gesammt-Ansichten, welche aber oft manches aus denen der andern Standpunkte gern anerkennen. Ein Theil der Israeliten will den alten gesetzlichen Boden nicht verlassen, beharret bei der unbedingten Verbindlichkeit der biblischen und thalmudischen, ja selbst rabbinischen Satzungen und Gewohnheiten, giebt aber doch schon veraltete Vorurtheile auf, und begreift wohl, daß die Erziehung der Jugend noch mehreres Unhaltbare beseitigen werde. Ein anderer Theil hat bereits diese Erziehung überwunden, schaut mit frommer Liebe auf das Beispiel der Eltern zurück, vermißt ungern die religiösen Freuden der Vorfahren, und wohl wahrnehmend, daß die Zeit noch mehr von den alten Gewohnheiten hinweg geschwemmt hat, als der freie Wille, strebt er nur danach, so viel als mit der Gegenwart verträglich ist, noch zu erhalten. Bei den Erstern

ist Religion und Gesetz gleichbedeutend, und sie beseufzen den Verfall der Religion, welche wieder zu erheben sie keine Macht besitzen; die andern sehen im Gesetz das Mittel zur Erhaltung der Religion, deren gemüthliche Wirkung sie noch kennen; sie wollen also den Theil des Gesetzes retten, welcher noch im Volke lebt, und neue Säfte zu schaffen sich eignet. Dies war anfangs der eigentliche Standpunkt der Rabbinen-Versammlung, zu welcher nicht nur die zusammengetretenen Rabbinen, sondern der größere Theil der gegen sie protestirenden gehören, wenngleich diese dem Ausdrucke nach immer noch geradezu die Verbindlichkeit aller Gesetze in Schutz nehmen. Der Kampf der Rabbinen untereinander, so weit er in die Öffentlichkeit getreten ist, betrifft nicht sowohl die Idee der Reform, als vielmehr die Grade der Berechtigung zu Eingriffen in die religiösen Einrichtungen. Unter ihnen wäre eine Verständigung denkbar, wenn nicht hier zugleich die menschlichen Schwächen, Herausstellung gewonnener Gelehrsamkeit, Sucht nach auffallenden Äußerungen, Eitelkeit und Streben nach Beifall der Menge, oft auch Eigennutz und örtliche Verhältnisse, zwischen die Streitenden träten, um jede friedliche Besprechung zu verderben. Daher gerade hier die Stimmung am Wenigsten eine Ausgleichung hoffen läßt. Künftige Geschichtschreiber, welche die geistigen Fehden in der jüdischen Literatur unsrer Tage überschauen, werden erstaunen über die eigenthümliche Erscheinung, daß befreundete Geister einander über ein Besitzthum bekriegen, welches sie beide besitzen, und daß die der verschiedensten Richtungen wiederum plötzlich wechseln, um auf der Seite ihrer vorherigen Gegner zu kämpfen. Aber sie werden hieraus sich erklären, daß das Volk, minder befangen, als seine rabbinischen Vertreter, nicht nur hie und da durch Beifall und Mißbilligung den Streit zu lenken strebt, sondern daß dasselbe von rein praktischem Sinne geleitet, sich denjenigen Rabbinen und Volkslehrern anschließt, welche die Neuzeit gegen das Alterthum vertreten, und dieselben zu stärkern Reformen hindrängte, um die gänzlich veränderten Lebensverhältnisse, mit welchen viele ältern Religionsübungen durchaus im Widerspruche stehen, zur Geltung zu bringen.

Das Volk lebt in der Welt und mit der Welt, die Bedürfnisse derselben sind auch die der europäischen Israeliten, und werden es immer mehr, je mehr sie von der ehemaligen Abgeschiedenheit erlöset werden oder sich selbst erlösen. Es genügt diesen nicht, den Werth eines alten Gebrauches wissenschaftlich gerechtfertigt zu wissen, die Weihe finden sie nur in dem Einfluß der religiösen Gebräuche auf Glauben und Gesinnung. Beides soll seinen Ausdruck in den religiösen Einrichtungen und Grundsätzen haben, und in diesen auf keinerlei Widerspruch stoßen. Bei den ungemeinen Fortschritten der Jugendbildung verlangen die Gemeinden mit Recht, daß auch der religiöse Unterricht der wichtigste Theil der Erziehung, diejenige Darstellungsweise annehme, welche den innern Frieden zu fördern geeignet sei. Daher hier sich ein Kern bildet, welcher dem ältern rabbinischen Wesen vollständig den Eingang versagt, eine Verbindlichkeit derjenigen herkömmlichen Formen, die einst den Verhältnissen früherer Zeiten gemäß waren, jetzt aber denselben gar nicht anzupassen sind, ohne Weiteres verwirft, jede Scholastik als Zeitverlust und Abweichung vom geraden Wege, beseitigt wissen will, und zur Religionserkenntniß und Uebung nur das Aussprechen bestimmter, unzweideutig ausgedrückter Lehrsätze und freie Benutzung der biblischen Religionsquellen für nöthig erachtet.

Diese Parthei wächst mit jedem Tage durch die immer ausgedehntere Freiheit in der Wahl des Lebensberufes und durch die Ausbreitung der Wissenschaften und Künste, welche eine überaus große Anzahl Israeliten dem Handel gänzlich entzogen haben. Sie hat ihren vollen Ausdruck noch nicht gefunden. Vor dreißig Jahren suchte ihn der Berliner Tempel und der aus ihm hervorgegangene Hamburger (und Leipziger) durch eine Vermittelung darzustellen. Diese Anstalten waren so wenig eine Vertretung der Neuzeit, daß sie, obwohl meist unter der Leitung von Männern der letzten Parthei, eher zu dem mittlern Standpunkte zurückgingen, den Widerspruch nicht lösten, und durch Befriedigung eines nur äußerlichen Bedürfnisses das Bewußtsein zurückdrängten, daher auch theils untergingen, theils einsam blieben, Die Berliner Reformgenossenschaft vertritt

dieselbe aufrichtiger in allen öffentlichen Bekanntmachungen, nur in der Ausführung scheint sie noch immer nicht ganz klar darüber, wie sich das Bewußtsein als ein System zu gestalten habe, um nicht einen Widerspruch im Innern bestehen zu lassen, den sie bei ihren ersten Einrichtungen zu beseitigen, wie es scheint, nicht vermochte, und daher der beabsichtigten Synode zu lösen aufgeben will. Von den Rabbinen als solchen hat sie einige wo nicht als Vorfechter, so doch als Vertheidiger gewonnen; während sie jedoch die Gefahr für ihre Selbstständigkeit in dieser Wahl-Verwandtschaft ahnend, durch eine offene Darlegung ihr Verhältniß zur Rabbiner-Versammlung scharf zeichnete, und sich gegen jeden direkten Einfluß der letztern auf ihre Fortbildung verwahrte. Eine nähere Erörterung hierüber müssen wir, als Persönlichkeiten berührend, völlig ablehnen, da die Rabbinen selbst noch kein öffentliches Urtheil über ihre Stellung zur Genossenschaft abgegeben haben.

Einen wichtigern Fortschritt der jüdischen Cultur finden wir in der völlig veränderten Ansicht, mehrerer, sonst gegen jede Neuerung eingenommenen Regierungen; und diese Umgestaltung ist keinesweges dem Wechsel der Personen beizumessen, welche am Steuer sitzen, sondern vielmehr und fast nur ein Ertrag der Bestrebungen der Israeliten, welche durchweg sich durch Ansässigkeit und Gesinnung eingebürgert haben. Möge man ihnen auch Rechte versagen, — daß sie derselben würdig sind, wird nirgend mehr bestritten. Das hat denn auch den Regierungen selbst bei ungünstiger Stimmung in Betreff einzuräumender Bürgerrechte, doch die Überzeugung aufgedrungen, daß es eben so ungerecht wie vergeblich wäre, die innere Entwickelung durch Verfügungen hemmen zu wollen. Weder Preußen noch Baiern haben durch die Verbote der Neuerungen und der Neologie etwas mehr erzielen können, als die Verstärkung des geistigen Strebens, dergleichen beengende Bande zu sprengen; Preußen fördert jetzt geradezu die innere Durchbildung und Baiern stört sie nicht weiter; dort finden die gehässigen Angebereien kein Gehör mehr, hier bleiben sie wenigstens ohne Wirkung. In den übrigen Staaten herrscht bereits ein bestimmterer Fortgang. Man darf sich fast der Hoffnung hingeben, daß der deutsche Einfluß auch

in Italien und in den slavischen Ländern bald sich zeigen werde, wenn der Kirchenstaat, wie es den Anschein hat, eine Änderung erfährt,[1] und die Schulen im Norden wirklich emporkommen.

Im Zusammenhange mit jener Verbesserung steht noch eine andere unendlich schätzbare Errungenschaft unsrer Zeit, die Theilnahme der öffentlichen Intelligenz für die Entwickelung der Israeliten und sogar für ihren Eintritt ins Staatsleben, da wo solcher noch nicht erfolgt ist. Auch dazu haben sie selbst wesentlich beigetragen. In ihrer ehemaligen Abgeschiedenheit war eine nähere Kunde von ihrem Dasein, ihren Sitten, ihrem Streben und ihren Verhältnissen kaum den praktischen Rechtsgelehrten oder Polizei-Beamten von einigem Werthe, dem Schöngeist selten mehr als ein Gegenstand der Satyre, dem forschenden Gelehrten aber ein Alterthumsstück; das Volk kannte den Juden nur als Händler.

Den Juden selbst schien es mißlich, den Blick in ihr eigenes Inneres zu öffnen, wiewohl hebräische Schriften oft genug schon Mißbräuchliches und Verkehrtes rügten. Jetzt hat sich diese Scheu verloren. Die Theilnahme für die Welt, für Staat und Volk, hat sie gelehrt, auch an sich zu denken, ihre geschichtliche Entwickelung und ihren gegenwärtigen Standpunkt zu erkennen, und ihre eigene Erscheinung zu beleuchten; philosophische und belletristische Fähigkeiten übten ihre Kräfte, und wie wir viele ernste und würdige Abhandlungen über wesentliche Fragen besitzen, so hat auch die schöne Literatur treffliche Erzeugnisse aufzuweisen, welche mit Geschmack und Wärme das Leben der Juden von seiner Licht- und Schattenseite schildern, so daß solches dem denkenden und fühlenden Menschen wahres Interesse einflößt. Berthold Auerbach, Francolm, Philippsohn haben hierin viel geleistet. Sie haben die fratzenhaften Judenmasken, welche in deutschen Romanen und Schauspielen in neuerer Zeit die Handlung beleben sollen, durch Treue und Wahrheit überwogen, und dem Geschmacke einen feinern Genuß dargeboten, als jene Carricaturen. Mehr aber noch leisteten die ernstern Flugschriften und Organe, welche der Selbstbelehrung gewidmet sind.

1) Anfang 1847 hat Pius IX. den Fußtritt abgeschafft!

Die Offenheit, mit welcher die deutschen Israeliten ihre innern Angelegenheiten besprachen und bestritten, gewann seit einem Jahrzehent troß der mannigfachen Unbesonnenheiten, Mängel und Fehler in der Haltung, Uebereilungen in Darstellung und Urtheil, durch den Kern eines gesunden Aufstrebens, welches sich Bahn zu brechen suchte, die allgemeine Achtung, und die deutschen Zeitungen widmen ihre Organe bereitwillig auch den Israelitischen Wirren, weil die Aufmerksamkeit des intelligenten Deutschlands denselben nicht mit menschenfreundlich-mitleidiger, sondern vielmehr wißbegieriger Achtung folgt. Jetzt ist der Jude nicht mehr der Kleinhändler, sondern der Vertreter einer geistigen Entwickelungsstufe mit vielen streitigen Elementen, wie solche in andern Kirchen sich wieder finden, und daher überall auch für die geistige Anschauung viel Lehrreiches darbieten; seine Abgeschiedenheit hat aufgehört, und um vom Judenthume Kunde zu erlangen, bedarf es keines gelehrten Frachtschiffes und keiner jahrelangen Entdeckungsreise, wie man noch vor zwanzig Jahren und später behauptete; die Mysterien, welche man ahnete, sind verschwunden; man sieht jetzt nur eine ausgebreitete Religionsgenossenschaft, welche jedem Geistesdruck widerstrebt, und nichts verlangt, als ungehinderten Besitz des ihr seit Jahrtausenden angehörenden und angestammten geistigen Eigenthums.

Es mag wohl hie und da der philosophische Blick sich weiter versteigen, um die Mission des Judenthumes in der Weltgeschichte zu entdecken und demselben einen bestimmten Platz anzuweisen. Man ist nicht berechtigt, dergleichen Spekulationen zu den Hirngespinnsten zu rechnen, es gehört einmal auch dieser Versuch, wenn er auch nie gelingt, zur historisch-philosophischen Wissenschaft. Aber für's Leben ist das historische Dasein ein genügender Grund des Fortganges wie der geschichtlichen Nothwendigkeit, in welcher das Judenthum seit Jahrtausenden wurzelt.

Die immer mehr sich verbreitende Anerkennung hat, wenn gleich jede sonstige Aufmunterung fehlt, auch dazu beigetragen, daß die gelehrtern Israeliten ihren innern Schätzen mehr Fleiß zuwenden und den geistigen Reichthum der verflossenen Jahrhunderte, sowohl in Zeiten günstiger

Verhältnisse in Freudigkeit erworben, als unter schwerem Drangsal zum Troste und zur Stärkung angesammelt, näher zu betrachten, vom Roste der Zeiten zu säubern, und in Beziehung zur Geschichte zu stellen, so daß die großartige literarische Erbschaft der Juden, bei aller Einseitigkeit ihres Inhaltes, der Wissenschaft unsrer Zeit bedeutende Beiträge zuführt und in mancher Beziehung ebenfalls nach Befreiung strebt. Für die innere Durchbildung der Israeliten hat dies neue, allerdings häufig überschätzte und jugendliche Kräfte oft allzu sehr reizende und von wichtigen Vorarbeiten abziehende, mehr kritische Studium den wesentlichen Erfolg gehabt, daß es die scholastischen Spitzfündigkeiten früherer rabbinischer Gelehrsamkeit immer mehr verdrängt, das Sachliche näher ans Licht zieht, und auf die Nothwendigkeit der Hülfswissenschaften hinweist.[1] Selbst Rabbinen dürfen in jüdischer Gelehrsamkeit nicht mehr auf Kasuistik sich beschränken, sondern müssen in der Geschichte der Religion, des Cultus und insbesondere der Liturgie und aller Theile der jüdisch-literarischen Gelehrsamkeit sich umgesehen haben, wenn sie über jüdische Wissenschaft urtheilen wollen. Daß diese Wissenschaft keinen ausgedehnten Boden hat, liegt in der Schwierigkeit, sich durch die Ruinenmassen hindurchzuwinden, um deren halbverwischte Inschriften zu verstehen; aber sie hat desto kräftigere Vertretung in einzelnen Männern gefunden und an Jüngern wird es ihr nicht fehlen, so lange noch Entdeckungen auf dem Gebiete der Geschichte zu machen sind. Sie bringt auch nach außen einen Gewinn, indem sich hier eine Fundgrube von Goldkörnern zur Bereicherung linguistischer historischer und antiquarischer Studien eröffnet hat, welche die Mühen hinlänglich lohnt, wenn gleich Muth und Ausdauer dazu gehört, sich durch diese leider sehr verwahrlosete Literatur Wege zu bahnen. Zu einer wohlgeordneten *theologischen Wissenschaft* sind indeß alle diese Bemühungen noch nicht ausreichend, und zur Aufstellung von *Systemen* ist bisher

---

1) Auf die literarische Industrie hat dies den Einfluß geübt, daß unendlich viele alte Schriften neu aufgelegt und mitunter kritisch gesichtet worden.

noch keiner geschritten.[1] Diese werden zum Theil ein Ergebniß der noch obwaltenden Kämpfe sein.

Von den Religionsschulen aus wird wohl endlich auch die Theologie sich entfalten. Noch sind kaum die ersten Keime dazu gelegt. Die bisherigen Religionsschulen sind nur für das Bedürfniß der Kindheit eingerichtet; die österreichischen für Gymnasiasten haben wenigstens noch keinen Fortschritt gezeigt. Die Seminarien beschränken sich ebenfalls noch auf den Elementar-Unterricht und haben nur die praktische Bildung guter Jugendlehrer im Auge. Der ganze Umfang ihrer Thätigkeit ist noch gering, weil jüdische Lehrer sich, was Methode betrifft, in christlichen Hochschulen und Seminarien hinlänglich und besser vorzubereiten Gelegenheit finden. Die Errichtung von Lehrstühlen für jüdische Theologie hat bisher noch nicht gelingen können. Es wird noch einer Generation bedürfen, um diesen Gedanken in's Leben zu rufen. Bewerkstelligt wird es überhaupt schwerlich anders als durch Anstellung einiger Lehrer der Theologie an einer Universität, nicht aber durch Bildung einer abgesonderten jüdisch-theologischen Anstalt. Gute Bibliotheken werden alsdann ebenfalls Bedürfniß; bis jetzt fand man solche nur bei Privaten.[2] In Breslau ist durch Geiger ein Grund gelegt worden. Das Element, durch welches die Bildung der Israeliten eigentlich gefördert worden, ist vor allem die gebesserte Jugenderziehung sowohl in körperlicher Hinsicht, durch größre Freiheit der Bewegung und Turnübungen, wie in geistiger durch Elementarbildung und Denkübungen; und auf diesem Gebiete muß der Fleiß ferner thätig bleiben, um weiter fortzuschreiten. Die Ausbildung der Israeliten in den allgemeinen Volksschulen und an Gymnasien und Universitäten, so wie durch ihre eigenen Schulen und Erziehungsanstalten,

---

1) Die angeführten von Hirsch und Formstecher stehen auf philosophischem Boden, obwohl Hirsch schon die jüdische Literatur mitherangezogen hat.

2) Unter den Deutschen war Michael in Hamburg ein ausgezeichneter Sammler von seltenen Ausgaben und Handschriften. Er starb 1846. — Eine andere gute Bibliothek steht bei Reggio in Görz. — Erstere wird wahrscheinlich vom Britisch Museum angekauft.

welche im Laufe der letzten dreißig Jahre vollständig den deutschen Geist in sich aufgenommen haben, führte sie zu einer Stufe allgemeiner deutscher Bildung empor, welche mindestens deutlich darthut, was redliches Streben, trotz der Ungunst von oben, zu leisten vermag. Ungunst müssen wir es nennen, wenn nirgend die angestellten israelitischen Lehrer als Beamte angesehen, und ihnen nicht die sonst hie und da den Lehrern bewilligten Vortheile und Freiheiten zugestanden werden; wenn die fundirten und feststehenden Gemeinde- oder Stiftungs-Anstalten oft nicht als moralische Personen betrachtet, und überhaupt die Schulen, obwohl die Israeliten zu allen Landesschulen beitragen, von Staaten und Gemeinden nicht unterstützt werden. Auch das gehört zu den errungenen Siegen, daß diese Ungunst schon an Raum verliert, und mehrere Staaten und Gemeinden bereits den jüdischen Schulen ihre Anerkennung thatsächlich beweisen.

Aus den Schulen entwickelte sich schon in unsrer Zeit ein steigendes Bewußtsein der Gemeinden, welches für die weitere Geschichte um so bedeutsamer wird, als dasselbe vornehmlich auch die geistige, oder vielmehr religiöse Vertretung der Gesammtheit überwacht. Früher war die Wahl eines Rabbinen ein an und für sich geringfügiges Ereigniß, bei dem nur die Eitelkeit, eine gelehrte Berühmtheit für sich zu gewinnen, vorwaltete. Jetzt fragen sich die intelligenten Gemeinden, was der Geistliche zu leisten habe, um ihrem Bedürfnisse zu entsprechen, und wie sie von ihm vertreten sein wollen. Sie lassen sich weder durch den Ruf der Gelehrsamkeit blenden, noch durch Schein-Frömmigkeit irren, sondern prüfen und erkennen ihre eigene Berechtigung, welche nur etwa fehlgreift, aber auch dann sich ihrem Rabbinen gegenüber zu behaupten versteht. Ein solches Bewußtsein verbreitet sich schon über die sonst gleichgültigen oder gänzlich ungebildeten Gemeinden.[1] Es wird zunehmen mit dem Wachsthume der Realkenntnisse und der materiellen Fähigkeiten. Denn noch müssen wir die Bildung

1) Sogar in England, wo der einmal gewählte Oberrabbiner fast bischöfliches Ansehen hat, mußte Adler schon frühzeitig erfahren, daß die öffentliche Stimme über jede hierarchische Maßregel richtet. Vergl. Appeal rc. 1846.

in der Art als einseitig bezeichnen, daß sie durchweg mehr die literarische, sprachliche und logische, ästhetische und historische Seite behandelt hat, als das Sachliche. Mathematik und Physik und Technologie sind immer noch im Allgemeinen der Masse der Israeliten fremde Gebiete, welche erst mit der Zunahme des Fabrikanten und Handwerkerstandes sich als wichtig anempfehlen werden. Man findet unter den Israeliten in Deutschland gegen hundert,[1] welche mehrere Sprachen verstehen, kaum Einen, welchem die Naturwesen und Kräfte Gegenstand der Forschung wären, oder welcher Sinn hätte für Bearbeitung der rohen Erzeugnisse, für chemische und mechanische Versuche, für Maschinenbau und Benutzung der Naturgesetze zu Errichtung geeigneter Betriebwerke, und alles was in diesen Bereich einschlägt. Auch die Schriftstellerei der jüdischen Gelehrten giebt davon Zeugniß. Biblische und thalmudische Antiquitäten, letztere insbesondere, welche noch gänzlich brach liegen, finden keine Bearbeiter, während die Wortkritik und die linguistische Vergleichung eine große Zahl trefflicher Geister beschäftigt. Geographie[1] und Geschichte sind früher von Juden fast gar nicht bearbeitet worden, selbst die vielen Reisen derselben haben in Beziehung auf Länder- und Völkerkunde keine Früchte getragen. Die Geschichte hat erst in ganz neuer Zeit einige Liebhaber gefunden. (Ausgezeichnetes leisteten Weil in Heidelberg für die Islamische Geschichte, Sugenheim in Frankfurt und Jaffe in Berlin für die deutsche Geschichte; mehr sind uns bisher nicht bekannt.)

Woher dieser Mangel? Weil auch hier die Engherzigkeit derer, welche dem Geiste und der erfinderischen Geduld durch äußere Mittel beistehen könnten, immer den Israeliten fern hält, als ob nützliche Werke von der Religion ab-

1) In Frankreich ist es schon anders, wie schon bemerkt worden, und wir glauben, daß auch in England bereits praktische Technologen sich bilden. Von Einigen ist oben berichtet.

2) Im Benj. v. Tud. 1841 engl Ausgabe, werden zwar 100 Schriftsteller citirt, welche über Geographie geschrieben haben sollen. Es sind dies aber fast alle nur solche, die einzelnes über fragliche Punkte gelegentlich bemerkt haben, die wenigen Reisenden älterer Zeit abgerechnet, von denen mancher dort übergangen ist, die aber auch nur einzelne Notizen von Werth darbieten.

hingen. Die Fähigkeiten wenden sich demnach immer denjenigen Studien zu, welche ohne bedeutende Mittel erworben und leichter zu einem Lebensberufe benutzt werden, der nicht am Boden haftet, vielmehr überall Geltung findet. — Diese Andeutung möge als Fingerzeig für die Folgezeit dienen. Es würde nur geringer Aufmunterung bedürfen, um aus den intelligentern Israeliten eine ansehnliche Zahl umsichtiger Verbesserer des Manufaktur- und Fabrikwesens, des Maschinenbaues, der chemischen Präparate, und auf dem Lande auch der zu Oeconomie, Gartenbau, Viehzucht gehörigen Betriebsamkeit und Hülfsmittel hervorgehen zu sehen. Wir wagen voraus zu bestimmen, daß eine solche Änderung in der Richtung der Thätigkeiten noch tiefer in den Gang der Geschichte eingreifen werde, als alle Handwerks- und Cultur-Vereine, so wenig die Leistungen dieser menschenfreundlichen und Gesinnung beurkundenden Gesellschaften verkannt werden dürfen. Ja wir glauben, daß die Richtung auf die Realien auch in der häuslichen und öffentlichen Erziehung zum Antriebe dienen werde, die bereits erhöhete Aufmerksamkeit auf körperliche Ausbildung, bei den Israeliten früher gar nicht beachtet, noch zu verschärfen, und überhaupt im Erziehungs- und Schulwesen größere Fähigkeiten zu entwickeln, als bis jetzt unter den Israeliten im Allgemeinen sich hervorgethan haben.

Inzwischen finden bereits auch die praktischen Berufszweige ihre Vertretungen, und daraus haben sich wiederum Berührungspunkte unter den Berufsgenossen der verschiedenen Bekenntnisse gebildet, so daß das äußere Leben selbst versöhnend einwirkt. Die Kluft, welche in früheren Zeiten jede Annäherung der lediglich dem Kleinhandel angehörigen Juden und der betriebsamen städtischen Meister der Gewerbe oder Künste hinderte, ward besser als es durch Theorieen der Menschenliebe geschieht, durch die zunehmende Betriebsamkeit der Juden in bürgerlicher Thätigkeit selbst ausgefüllt. Mit der Vertilgung so mancher abstoßenden Form sehen sich die Gleichstrebenden gern als Brüder und Freunde an, finden sich in geselligem Verkehr beisammen, und unterstützen sich gegenseitig zu nützlicher Wirksamkeit. Ein unendlicher Gewinn für den Staat! — Die Verbrüderung hat bereits so tief Wurzel gefaßt, daß im Volke selbst ein

Hinderniß der gemischten Ehen nicht mehr vorhanden ist, und nur die confessionellen Formen oder Forderungen einige Schwierigkeit in denjenigen Ländern darbieten, in welchen die Civilehe allein keine Gültigkeit hat. Die Hessen-Darmstädtische zweite Kammer verlangte sogar fast einstimmig, im Nov. 1846, daß dies geradezu im Gesetz ausgesprochen werde. Die Art, wie über einen zur öffentlichen Besprechung gelangten Fall in Königsberg abseiten der Preußischen Regierung entschieden worden, welche für jetzt eine gemischte Ehe zwischen Juden und Christen nicht gelten läßt, wird in Deutschland noch wohl fast überall maßgebend sein; inzwischen wird dennoch wahrscheinlich früher oder später die Gesetzgebung einen Ausweg finden, um auch hier die Familien nicht zu beschränken, und die Wahl eines Gattens dem Gewissen eines Jeden amheim zu stellen.

Was wir als den wesentlichsten Ertrag der langen Kämpfe ansehen, das ist ein kräftiges sittliches Gefühl, ein Bewußtsein moralischen Werthes, welches sich aller Israeliten bemächtigt hat, und sie mehr und minder waffnet, aber im Allgemeinen stark macht gegen jedes unwürdige Ansinnen von außen und innen. Zu Anfange und bis in die Mitte der Periode hinein, die wir behandelt haben, wurden von allen Seiten Angriffe gerichtet auf die Religion, die Lebensansichten, die Sitten und Gewohnheiten der Israeliten. Man wehrte dieselben durch apologetische Versuche, durch Rückbeschuldigungen, durch Verdeckung mancher Mängel und Herausstellung mancher Tugenden, ab. Das war das Zeichen innerer Schwäche, und die Angreifenden zogen einen Theil der israelitischen Intelligenz auf ihre Seite. Diese fühlte sich dadurch freier, ohne ein Opfer zu bringen, wofern nicht etwa Familienbande dadurch zerrissen wurden. Das war der Beweis des gesunkenen moralischen Selbstgefühls. Um der unbehaglichen Stellung zu entgehen, und für sich selbst eine angemessenere zu erlangen, gab man die Vertheidigung eines schon nicht mehr geachteten Gutes auf.

Gerade in der Zeit mächtiger politischen Bewegungen, als das sittliche Selbstgefühl der Völker sich gegen vielfältige Mißbräuche auflehnte, — und diese Uebereinstimmung

ist sicher von hoher Bedeutung, — erwachte auch das israelitische Bewußtsein, und begann seine seitdem sichtlich steigende Entwickelung. Man erkennt diese an der Art zu kämpfen. Gegen achtungswerthe Angriffe kehrt sich eine ruhige, gehaltene Vertheidigung mit offenem Visir; der Tücke setzt man nur verachtende Blicke entgegen; der Gesetzgebung hält man gerechte Ansprüche unter die Augen; was sie gewährt, wird dankbar, als die Menschheit ehrend, anerkannt, aber nicht durch Kniebeugung und Preisgesänge verehrt man die Handhaber der Gerechtigkeit; und wenn sie nicht gewährt, so wiederholt sich die Bitte, aber kein Flehen um Gnade. Der Erdrückte weichet der Uebermacht, ohne die Ruthe zu küssen, welche geißelt, vielmehr immer, wo es angeht, laut sein Recht ansprechend und von der Zukunft erwartend. Das ist das Zeichen sittlicher Kraft. Und die Intelligenz fühlt, mit darunter leidend, die Nothwendigkeit des Kampfes und harret in demselben aus, gern sich selbst hinopfernd, um das sittliche Ziel, das nicht nur den Israeliten, sondern dem Staate und der Menschheit vorschweben muß, zu erreichen, oder zu dessen Erreichung mit zu wirken. Das ist der Beweis des erstarkten moralischen Selbstgefühls. Es spricht aus allen Äußerungen der Tagesschriftsteller, deren Zahl bei den Juden Legion ist, und verleugnet sich selbst bei denen nicht, die sonst in der Achtung der Welt keinen hohen Standpunkt einnehmen; und wo es sich recht stark zeigt, da ist auch der allgemeine Beifall der Leser schon im Voraus zu erwarten.

Dieses moralische Gefühl ist durch die Verschiedenheit der Ansichten über die Fortentwickelung der Religion nicht allein erschüttert, sondern wohl eher noch befestigt worden. Ja selbst das Auseinandergehen der Richtungen hat die Gemüther der ächten Vertreter derselben nicht, wie sonst bei den geringsten Abweichungen zu geschehen pflegte, von einander entfernt, und wie sehr auch Einzelne die entgegengesetzten Ansichten zu trüben, und als Täuschung, oft sogar als leichtsinnige oder muthwillige Fälschung darstellen wollen, — in der gemeinsamen Schätzung der moralischen Kraft, die dem Judenthume stets inne wohnte, sind sie einig, und sie zu erhalten ist das Ziel aller Bestrebungen. Ja sehr oft ist das Gefühl der sittlichen Würde der größern Beweg-

grund zu den religiösen Kämpfen; mindestens wird in denselben stets die Verläugnung der Würde, das Buhlen nach fremdem Beifalle, das Herausstellen eines eiteln Scheines von Gelehrsamkeit oder Gesinnung, das Nachgeben gegen unbegründete Ansprüche von Außen, das Verrathen des eigenen Bewußtseins an politische Forderungen oder gar an Sinnengenuß, und ähnliche mehr und minder überall vorkommende Erscheinungen den jedesmaligen Gegnern immer eher zum Vorwurfe gemacht, als Verkennung der Religion und Unkunde überhaupt.

Obgleich also die Gährung noch fortdauert, und noch nicht bald einer ruhigern Bewegung Raum geben wird, so ist doch nach einer Zeit von 30 Jahren ein Höhenpunkt erreicht worden, von welchem aus wir mit Befriedigung zurückschauen dürfen; denn die höchsten Güter, um welche gestritten wurde, sind erkämpft, Bewußtsein des Rechts, Achtung und Anerkennung von außen, und im Innern sittliche Kraft und Selbstachtung, die ersten Bedingungen zum wahren Fortschreiten und zur Erringung der so lange vorenthaltenen Stellung im Staate, wie in der Gesellschaft.

Register

mit Zusätzen und Berichtigungen.

B.

Bann.

In England hat Adler den Bann (Cherem) seines Vorgängers gegen die Burton-Street-Synagogue nach 1845. aufrecht zu halten gesucht, und einer Anhängerin desselben die Copulation verweigert, bis sie abschwor. Im J. 1846 ging er (vielleicht durch die Oeffentlichkeit belehrt, Appeal to the brit. Jews,) davon ab. —

Die Beschaffenheit eines Bannes in Galizien ist zu ersehne aus einer im Original mitgetheilten Urkunde in Aub's Sinai 1846, Nr. 12. Es ist ein trauriger Beleg zu der äußerst niedern Bildungsstufe der Rabbinen (in deren Gemeinschaft wir sogar den Kreisrabbinen H. Chajes mit unterzeichnet sehen) und des Volkes. Wie bei polnischen Verhandlungen häufig, fehlt das Datum, indeß steht der 1840 verstorbene Ornstein mitgezeichnet, das Stück gehört also in die Dreißiger.

Die Kammerverhandlungen des Jahres 1846 waren den Verbesserungen der Rechtsverhältnisse äußerst günstig. Die Kammer der Abgeordneten trug auf Vorlegung eines revidirten Gesetzes an, und verlangte sofortige Einstellung mancher Härten im bisherigen civilrechtlichen und polizeilichen Verfahren, sowie Erleichterung des Verkehrs. Einzelne trugen auf gänzliche Gleichstellung an. Auch diesmal sind Petitionen von Rabbinern, namentlich von Adler in Kissingen und Rosenfeld in Bamberg, (beide gedruckt) erwähnenswerth.

C.

D.

E.

F.

G.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

T.

 Zur Darstellung der Rechtsverhältnisse der Israeliten im Großherzogthum Weimar sind uns folgende Bemerkungen von kundiger Hand zugegangen:

1) Die Anzahl der Israeliten beträgt gegenwärtig 1800, ihre Lebensverhältnisse sind auch in St. Lengsfeld im Allgemeinen gut. Wir hatten nicht gesagt, daß sie noch jetzt arm seien, sondern nur (S. 227.) daß sie sich zu Anfange dieser Periode, wie ohne Zweifel noch tief hinein, in gedrückten Verhältnissen befanden; wir hatten diese Notiz aus dem Munde Heinrich Luden's, welcher an diese Zustände sehr wichtige Betrachtungen knüpfte, und unsre Einrede, daß die Rechtsverhältnisse solches Elend nur verstärken, nicht gelten ließ. Seit 10—12 Jahren hat sich also manches geändert.
2) Auch der frühere Stumpfsinn hat einer größern Theilnahme Raum gemacht, denn durch energische Protestationen haben sie die „Nachträge zur Judenordnung" (trauriger Gewinn!) erzielt. — Sie üben übrigens das passive Wahlrecht.
3) Die Regierung ist vom besten

Z.

Druckfehler-Verzeichniß.

I.	Seite 6.	Zeile 13.	von unten lies:	finden.
	" 56.	" 14.	" " "	zuläßt.
	" 69.	" 1.	" " "	dieser.
	" 79.	" 2.	" " "	der Beschränkungen.
	" 108.	" 11.	" " "	den
	" 170.	" 4.	" " "	erscheine.
	" das.	" 17.	" " "	seßhaft.
	" 184.	" 15.	" " "	Badens.
	" 224.	Mitte.		Deutschlands.
	" 227.	7.	von unten lies:	Verträge.
	" 238.	Anmerkung		Einreichung.
	" 263.	19.	von unten lies:	Darlehen.
	" 269.			S. N. Hirsch.
	" 292.	9.	von unten lies:	Unzulänglichkeit.
	" 371.	unten		1817.
II.	" 1.	Mitte ist dürfen,	lies:	erwarten läßt.

Empfehlungswerthe Werke

aus dem Verlage

der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung

in Berlin.

	Thlr.	Sgr.
Bloch. Ichtyologie, ou histoire naturelle générale et particulière des poissons. 12 Vol. gr. fol. Texte, et 12 Vol. gr. fol. planches enlum., dessinées d'après nature.	300	—
— Oekonomische Naturgeschichte der Fische. 6 Bde Text in 4. und 6 Bde Kupfer in fol. nach der Natur gez. und illumin.	90	—
— dito in 5 Bde 8. mit 216 illum. Kupfern n. d. Natur gez.	25	—
Burns. Select Poems and Songs. With a glossary and the portrait of Burns. 8. 1841. mit Goldumschlag.	1	—
Coffinière. Die Stockbörse u. der Handel in Staatspap. Aus dem Franz. mit einem Nachtrage v. Geh.-Rath Schmalz.	1	22½
Delavigne. Théâtre, contenant: Louis XI. Les vêpres siciliennes. La fille du Cid. Une famille au temps de Luther. Don Juan d'Autriche. L'Ecole des vieillards. Le diplomate à 2½	—	10
— Poésies, Messéniennes et Chants populaires. 8. élég. cart.	—	15
— dito à l'usage des pensionats. br. 1842.	—	10
Drieberg, v. Wörterbuch der griechischen Musik in ausführlichen Artikeln über Harmonie, Rhytmik, Metrik, Kanonik, Melopoïe, Rhithmopoïe, Theater, Kampfspiele, Instrumente, Notirung rc. Nach den Quellen neu bearbeitet, mit 7 Kupfert. 4. 1835.	4	—
Dumas. Théâtre, contenant: Angèle. Don Juan de Marane, ou la chûte d'un ange. Napoléon Bonaparte ou 30 ans de l'histoire de France. Henri III. et sa cour. Cathérine Howard. Stockholm, Fontainebleau et Rome. Mademoiselle de Belle-Isle. Lorenzino. Les demoiselles de St. Cyr. Halifax. Kean. 8o. und 18o. geh. einzeln à 2½	—	10

Thlr. Sgr.

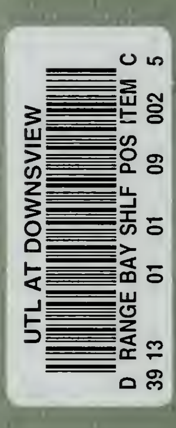
	Thlr.	Sgr.
Firmenich. Germaniens Völkerstimmen. Sammlung aller deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen rc. 1846. 10 Lief. à	—	15
Fouqué. Geschichte der Jungfrau von Orleans. 2 Thle 8.	3	15
Griesheim, v. Hauptmann. Der Compagniedienst. Ein Handb. für Preuß. Infanterie-Offiz. 2te Aufl. mit 2 Lithogr.	2	—
Hagen, v. d. Beweis, daß Dr. M. Luther nie existirt hat.	—	5
Lamartine. Choix de Poésies, contenant: Méditations poétiques et religieuses, Recueillement, Epîtres, La mort de Socrate, Joselyn, Chant du sacre, Dernier chant du pélerinage d'Harold, La chûte d'un ange, La Marseillaise de la paix et Réponse 8. 1845. 2 Vol. à	—	10
Linderer. Handbuch der Zahnheilkunde, enth. Anatomie und Physiologie, materia medica dentaria und Chirurgie. gr. 8. mit 18 lith. Tabellen. 2te vermehrte Auflage. 1842.	3	—
Lossau, v. K. Pr. General-Lieutenant. Ideale der Kriegsführung in einer Analyse der Thaten der größten Feldherren. gr. 8. Mit Karten und Plänen in Fol. 1839 — 43. 7 Bde.	15	20

I. Alexander, Hannibal, Caesar. 4 thl. 20 sgr. II. Gustav Adolph, Turenne, Eugen, 6 thl. 10 sgr. III. Friedrich II. 4 thl. 25 sgr. IV. Napoleon 25 sgr.

Gedruckt bei Louis Kolbe.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 01 01 09 002 5